Biographie
der
Deutschen.

Von
Gottl. Benedikt von Schirach.

Fünfter Theil.

DER STADT AUGSBURG

WIEN,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kais. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1789.

Vorrede.

Es hiesse die Güte und den Beyfall mißbrauchen, welche das Publicum diesen Biographien gönnt, wenn ich einen oder zwey Angriffe, welche auf dieselben geschehen sind, hier beantworten wollte. Ich verstehe mich auch schlecht auf die Kunst, Unartigkeiten zu beantworten, weil ich derselben gar nicht gewohnt bin, und ich vergesse dergleichen Angriffe geschwinder, als das Publicum selbst.

Mit desto grösserer Sorgfalt habe ich die Anmerkungen und Erinnerun-

gen zu nutzen gesucht, welche verschiedne unpartheiische und billige Kunstrichter bey den vorigen Theilen dieser Biographie gemacht haben. Man wird in diesem fünften Theile die Schreibart noch mehr herabgestimmt, als vorher, finden. Ich habe mich bemüht die Leichtigkeit des Vortrags mit der Genauigkeit der Untersuchung zu verbinden. Maximen, und moralische Reflexionen erschienen höchst sparsam, und den Vorwurf sowohl über dieselben, als über die Dunkelheit einiger Stellen, welche dem vorigen Theile gemacht wurden, habe ich völlig zu vermeiden gesucht.

Wenn das so genannte Raisonnement in der Geschichte nichts anders ist, als wofür ich es halte eine reflectirte und daher pragmatische Vorstellung der Begebenheiten, — so ist es eben die Eigenschaft, welche wir an dem Sallust, dem Tacitus, und Plutarch bewundern: und

soll

soll man diese nicht nachahmen? Wenn die Schönheit des Vortrags in der Stellung der Begebenheiten, in der Wahl derselben, in der Präcision der Vorstellungen, und in Beobachtung der Regeln eines guten Stils besteht: so hat man nicht nöthig für Schönheit der Schreibart in der Historie zu warnen, so hat man nicht nöthig, über das unwillig zu werden, was den Griechen und Römern den Ruhm aller Jahrhunderte erwarb. — Aber man opferte die Wahrheit den Schönheiten auf. — Wer wird dieses nicht tadeln und verabscheuen? Allein, ist es denn nicht möglich, schön und zugleich wahr zu schreiben, witzig und doch richtig? Doch, ich will keine Apologie für andre schreiben, da ich fühle, wie wenig ich selbst diejenigen Schönheiten erreichen kann, welche ich vertheidige, und nachzuahmen mich bestrebe.

Dieser Theil enthält drey Lebensbeschreibungen, und wenn ich nicht irre, so

wird der Contrast dererjenigen, welche beschrieben sind, angenehm seyn. Der fromme und wohlthätige Herzog Julius; der ehrgeizige, und berühmte Wallenstein; der glänzende, und merkwürdige König August; diese gewähren, wenn ich glücklich genug in der Schilderung ihres Lebens gewesen bin, das Vergnügen der Mannichfaltigkeit der Thaten, der Jahrhunderte, und der Charaktere. Ich versichre, daß ich, bis auf die geringsten Umstände, der Wahrheit, so wie ich sie nach sorgfältigem Forschen fand, allein gefolgt bin, und daß ich dieses zu meinem höchsten Gesetze machte, welchem ich alles andre unterwarf.

Weit entfernt durch Ungerechtigkeiten des Neides, oder anderer Leidenschaften beunruhigt zu werden, suche ich in dem Beyfalle und Urtheile des unpartheiischen Publicums meine Befriedigung; und wünsche, daß ich diesen Beyfall verdienen möge.

Leben
Julius,
Herzogs von Braunschweig und Lüneburg.

Ohne die Waffen zu ergreiffen war Julius ein Held, und ohne Feinde tödten zu dürfen machte er sich in der Geschichte unsterblich. Er wurde im Jahr 1529. am 25. Junius gebohren. Seine Geburt schien ihn zu einem dunkeln Leben zu bestimmen. Er war der dritte Sohn des Herzogs von Braunschweig, Heinrich des Jüngern, jenes so unruhigen Kriegers, und catholischen Eiferers. Ein unglücklicher Fall in der Kindheit machte, daß der junge Prinz wegen des Uebelstandes von verwachsenen Beinen auch nicht die kriegerische Laufbahn des Ruhms betreten konnte, auf welcher er sonst noch als Fürst sein Leben hätte merkwürdig machen können. Die Natur schien ganz gegen den Prinzen Julius gesinnt zu seyn. Man bestimmte ihn zum geistlichen Stande.

Julius genoß eine sorgfältige Erziehung, und zeigte bald glückliche Gaben des Geistes. Die Unru-

hen der damaligen Zeit, in welche sich sein Vater immer mit Eifer verwickelte, und immer ohne Vortheil, nöthigten den jungen Prinzen, schon im vierzehnten Jahre seines Lebens flüchtig zu werden. Sein Vater wurde vom Landgrafen von Hessen, und vom Herzoge von Sachsen, Moriß, mit Krieg überzogen. Er wurde gezwungen, sich vor den Augen seiner Armee, ohne Schwerdtstreich, gefangen zu geben. Prinz Julius entfloh nach Gandersheim, und von da nach Lauenburg. Er gieng hierauf nach Cöln, wo man ein Canonicat für ihn erhielt, und er selbst denen Wissenschaften sich noch genauer zu widmen anfieng. Währeud seines Aufenthalts zu Cöln entschloß er sich eine Reise nach Frankreich zu thun, sah Paris, die vornehmsten Städte von Frankreich, und lernte Welt.

Mit der Kenntniß der verschiedenen Sitten und Meynungen lernte er zugleich auf diesen Reisen die verschiedenen Grundsätze kennen, welche um diese Zeit das Glaubenssystem abänderten. Er lernte Catholiken und Protestanten kennen. Und indem sein Vater Ehre und Leben für jene aufopferte, wurde er diesen ergeben. Der Vater that alles um die Protestanten zu vertilgen: der Sohn bekannte sich in der Stille selbst zu ihren Lehren.

Die Befreyung des Herzogs Heinrich aus der Gefangenschaft des Landgrafens von Hessen gab denen welche den Alten Glaubensregeln zugethan waren, neuen Muth. Die Scene war verwandelt. Der Landgraf von Hessen war itzt nun ein Gefangener des Kaisers, und Herzog Heinrich ein frischer neuer Sieger der Protestanten.

Unter diesen Umständen studirte Prinz Julius auf der Academie zu Löwen, welche in grossem Ansehn stand. Hier gewann seine Neigung für die protestanti-

tische Religion eine noch grössere Festigkeit, und er entschloß sich, sie öffentlich zu bekennen. Heftige Verfolgungen entzünden immer den Eifer noch mehr, und diese waren in allen Jahrhunderten immer die Triebfeder zu grossen Revolutionen in der Religion. Sie waren es auch im sechszehnten Seculum, und gaben dem Prinzen Julius desto mehr Muth, je härtre Schicksale seine Glaubensgenossen litten.

Kaum erfuhr der Herzog Heinrich, daß sein Prinz Julius Luthers Ketzerey angenommen hatte, als er den tödtlichsten Haß auf ihn warf. Nichts bitterers konnte ihm begegnen, als daß sein eigener Prinz dasjenige Glaubensbekenntniß ergrif, wider welches er zwanzig Jahre hindurch gearbeitet, und gefochten hatte, und welches ihm schon Freyheit, Ehre, und Länder gekostet hatte. Julius hingegen, muste eine Heldenseele haben, um zu diesem Glaubenssystem sich vor den Augen seines Vaters zu bekennen. Er wagte dabey sein Leben. Umgeben mit lauter Feinden seiner Religionsmeynungen, von den heftigsten Eiferern wider dieselben beständig begleitet, muste er jeden Augenblick befürchten, getödtet zu werden. Sein Vater, seine Brüder der Hof, ganz Wolfenbüttel haßte ihn. Die weltlichen schmähten, und die Priester verfluchten ihn. Julius blieb unbewegt.

Der wütende Eifer gieng von einem Schritte zum andern. Man bewegte den ohnehin aufgebrachten Herzog Heinrich zu den unnatürlichsten Gesinnungen. Prinz Julius wurde für einen Abtrünnigen erklärt. Man versagte ihm die Bedürfnisse des Lebens, alle Bequemlichkeiten, alle Bedienung. Er durfte nicht öffentlich erscheinen; ja er bekam nicht einmal die gehörige Kleidung; und seine Prinzeßinnen Schwestern liessen ihn öfters im Verborgnen speisen. Er hätte kön-

pen durch eine Aenderung oder nur Verleugnung seiner Religionsgesinnungen sein ganzes trauriges Schicksal in das angenehmste umwandeln. Er that es nicht. Braunschweigische Prinzen sind nicht blos im Kriege Helden: sie sind es in allem, was sie unternehmen und denken.

Indessen fieng man endlich an auf das äusserste zu denken, nachdem Julius durch keine Art der Verfolgung zur Aenderung seiner Religionsgesinnung bewogen werden konnte. Man fiel auf etwas entsetzliches. Man wollte einen Prinzen auf eine grausamere Art tödten, als jemals ein Ketzer getödtet worden war. Man wollte ihn lebendig vermauern lassen, und, wenn man denen noch vorhandenen Nachrichten trauen darf, so war das Gewölbe dazu schon fertig. Es fand sich aber am Hofe zu Wolfenbüttel noch ein redlicher, welcher dem Prinzen Julius von seiner bevorstehenden Gefahr Nachricht gab. Da dieses auf keine andere Weise geschehen konnte, so schrieb dieser rechtschafne Menschenfreund, in Gegenwart des Prinzen, mit einer Feuerzange die Worte fuge, fuge (fliehe, fliehe) in die Kohlen im Kamine. Hierauf ergrif der Prinz so gleich die Flucht, und entgieng der Gefahr des Lebens.

Unter denen wenigen Fürsten, welche bey der Uebermacht des Kaisers Carls des fünften, und der catholischen Ligue, Standhaftigkeit genug behielten, um sich dem aufgedrungenen alten System des Glaubens, mit Gefahr zu widersetzen, that sich besonders der Markgraf zu Brandenburg, Johann der Weise, zu Cüstrin hervor. Eben dieser hatte die Prinzessin Schwester des Prinzen Julius zur Gemahlin, und gab seinem Schwager nun einen sichern Zufluchtsort. Hier lernte Julius, was ihm hernach so sehr nutzte, wohl zu regieren, und Oekonomie mit Glanz zu vereinigen.

Hier

Hier sah er zugleich den kriegerischen Auftritten, welche sich in seinem Vaterlande ereigneten, von ferne ruhig zu.

Diese neuen Kriegsunruhen wurden im Jahre 1553. für den Prinzen Julius auf einmal höchstwichtig. Seine zwey Brüder, Carl und Philipp, blieben beyde in der Schlacht bey Sievershausen, in jener blutigen Schlacht, wo auch der Churfürst Moritz von Sachsen sein Leben verlohr, und der Markgraf Albrecht geschlagen wurde. Der Tod seiner zwey ältern Brüder öfnete ihm den Weg zur Regierung der väterlichen Länder. Allein der Haß des Vaters dauerte gegen ihn noch immer fort, und benahm ihm die Hofnung zu seinem rechtmäßigen Erbe so bald zu gelangen. Herzog Heinrich ließ sich durch nichts bewegen seinem Sohne wieder seine Gnade zu ertheilen. Er sann vielmehr auf ein Mittel, wie er ihn von der Regierung ausschliessen könnte. Er entschloß sich in seinem 68. Jahre zu einer zweyten Vermählung. Aber auch diese Vermählung mit der Prinzeßin des Königs von Pohlen Sigismund blieb fruchtlos und es erfolgten keine Erben. Die göttliche Vorsicht hatte den Prinzen Julius zum Regenten bestimmt, und wollte durch ihn ein Land glücklich machen.

Noch ruhte der catholische Eifer des Herzogs Heinrich nicht, sondern ergrif noch ein letztes Mittel, seinem Prinzen Julius die Regierung zu entreissen, welches desto gefährlicher war, je leichter es bey der Bigotterie der meisten ausgeführet werden konnte. Er beschloß einen natürlichen Sohn von sich, Eitel Heinrich von Kirchberg, vom Pabste legitimiren zu lassen, und ihm die Nachfolge zu geben. Entweder aber war dieser Herr von Kirchberg zu vorsichtig und befürchtete nach dem Tode des Herzogs einen Krieg, oder er dachte zu

edel, einem rechtmäßigen Prinzen die Nachfolge zu entreissen. Als ihm der förmliche Antrag geschah, schlug er ihm die angebotne Ehre und Hoheit aus. **Wenn mich der Allmächtige** sagte er, **zum Fürsten auserseben hätte, so hätte er mich wohl dazu werden lassen. Darum will ich in dem Stande bleiben, in welchen mich Gott gesetzt hat.**

Nachdem nun auch dieser Versuch mißlungen war, und Herzog Heinrich seinem Ende beständig entgegen sahe, fieng er an den Vorstellungen einiger treuer Diener und verschiedener Fürsten, besonders seines Schwiegersohns, des Markgrafen Johann zu Cüstrin, mehr Gehör zu geben. Er war dem Tode nahe, er sah vorher, daß nach seinem Tode eine grosse Unruhe bevorstünde, wenn er den Prinzen Julius nicht zu seinem Nachfolger annehme, es war kein andrer Prinz da, dem er seine Länder hinterlassen konnte, die protestantische Religion breitete sich immer mehr, selbst in seinem Lande aus. Die Stadt Braunschweig war derselben öffentlich ergeben; und von da zog sich der Einfluß der Religionsgesinnungen durch das ganze Land. Unter solchen Umständen entschloß sich endlich Herzog Heinrich, seinen Haß gegen den Prinzen Julius zu mildern, und hofte noch immer, ihn vielleicht durch Güte zur Aenderung der Religion zu bewegen. Er schickte daher einen Herrn von Quitzow an den Prinzen und ließ ihn nach Wolfenbüttel einladen. Der Prinz befand sich eben zu Berlin, wo verschiedne Fürsten beysammen waren. Der Antrag des Herrn von Quitzow setzte ihn in Verwunderung und Zweifelmuth.

Es hieß immer viel wagen, nach Wolfenbüttel zu gehen, wo noch immer Gefahr des Lebens seyn konte. Prinz Julius stand lange an, ob er zu seinem Herrn Vater sich begeben solle. Die zu Berlin damals

mals befindlichen zwey Churfürsten und andere Prinzen wusten nicht, ob sie dazu rathen oder abrathen sollten. Der Schritt war gefährlich. Es kam auf die Entschlossenheit des Prinzen Julius an. Er setzte den Herrn von Quitzow auf die Frage, ob er ihn auf Eid und Treue versichern könne, daß er ohne Gefahr der Einladung folgen könne, in Bestürtzung und Verlegenheit. Quitzow konnte nichts weiter, als seine sichre Hofnung bekräftigen. Prinz Julius entschloß sich mit einer edlen Kühnheit, die grosse Dinge wagt. „Wohl„an, sagt er, mein lieber Dietrich von Quitzow, ich „traue nicht allein euren, sondern meines Herrn Va„ters Worten, und zuförderst Gott im Himmel, und „meiner gerechten Sache. Ich will im Namen der „heiligen Dreyeinigkeit mit euch nach Wolfenbüttel zie„hen; und meines Herrn Vaters Befehl als ein gehor„sames Kind befolgen. Es gehe mir darüber wie es „wolle. Mein Leben und Tod steht in den Händen „Gottes. Dieser kann meines Herrn Vaters Herz len„ken. Aber bey Gott, und seinem reinen Evangelio, „will ich, trotz Teufel und der Welt bis an mein En„de bleiben, und darauf leben und sterben.„

Julius wurde bey seiner Ankunft zu Wolfenbüttel geneigt aufgenommen. Nur muste er sich eingezogen halten. Man glaubte nunmehro durch freundschaftliche Vorstellungen den Prinzen zu gewinnen. Umsonst. Der Verstand läßt sich nicht zwingen, dasjenige für unwahr zu halten, was er für wahr hält, Man sahe am Hofe zu Wolfenbüttel ein, daß Jemand nicht zugleich etwas glauben und nicht glauben könne, und daß Ueberzeugung in Religionsmeynungen, welche es auch ist, schlechterdings unwandelbar sey, so lange der Verstand sein Recht behält. Der Herzog Heinrich fieng nunmehro an, überhaupt toleranter zu werden

nachdem er gewahr wurde, wie wenig seine Hitze genutzt hatte. Er bereitete sich mit grosser Frömmigkeit zum Tode, welcher am 11. Junius 1568. erfolgte.

Die Regierung des Herzogthums Braunschweig kam nun in die Hände des Prinzen Julius, welcher sich bisher mit seiner Gemahlin der Prinzeßin des Churfürsten von Brandenburg Joachim, auf dem fürstlichen Schlosse zu Hessen aufgehalten hatte.

Unter den vielen unbedeutenden Kleinigkeiten, welche die mittlere Geschichte aufgezeichnet hat, verdient doch eine hier erzehlt zu werden, weil sie ohne Beyspiel ist. Herzog Julius ist der einzige Fürst in der Geschichte, welcher die Ehre des goldnen Vliesses ausgeschlagen. Der König von Spanien beehrte ihn mit diesem Orden, welchen sein Vater gehabt. „Aus bedenklichen Ursachen„ sagt die Chronik, schlug Julius diese Ehre aus. Wenn die Chronik die bedenklichen Ursachen hinzugefügt hätte, würde diese Anecdote vielleicht merkwürdig seyn; itzt ist sie nur sonderbar.

Die erste Beschäftigung des neuen guten Fürsten war die Veränderung der Religion. Er führte die Augspurgische Confeßion sogleich in seinen Landen ein. Er berief die angesehensten Theologen, welche ein Glaubenssystem nach Gottes Wort, und ihren Einsichten entwarfen. So entstand das berühmte corpus doctrinæ Iulium, welches die Glaubensregel des Braunschweigischen Staats wurde. Dieses Unternehmen kostete ihm viel. Er verband mit dieser Sorgfalt eine andre, die, in den kirchlichen Dingen eine genaue Ordnung festzusetzen. Es wurde eine allgemeine Kirchenordnung verfasst, und bekannt gemacht, welche eine Grundregel des kirchlichen Rechts in den Braunschweigischen Landen geblieben ist.

Von der einen Einrichtung der Verfassung seines Staats gieng er auf die andre. Nach der Religion wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Justiz. Nur diejenigen, welche wissen, wie sehr die Wohlfart und das Unglück eines Staats von der Einrichtung der Justiz abhängt, werden das Verdienst des Herzogs Julius gehörig zu schätzen wissen, welches er sich um seine Unterthanen erwarb, da er eine sogenannte **Hofgerichtsordnung** abfassen ließ, welche zu der vortreflichsten Richtschnur in der Verwaltung der Justiz dient. Zugleich ließ er eine **Canzeleyordnung** verfertigen, nach welcher sich seine Räthe richten mußten, und welche alle Jahre einmal öffentlich vorgelesen, und die Räthe dazu verpflichtet werden mußten.

Ausser diesen allgemeinen und grossen Einrichtungen wandte sich die Scharfsicht des Herzogs Julius fast auf alle Gegenstände, welche seiner fürstlichen Sorgfalt bedurften. Die schriftlichen Denkmäler der Geschichte bewahren eine Menge von solchen einzelnen Beweisen der guten und durchgehends aufmerksamen Regierung des Herzogs Julius auf. Es ist aber hier unnöthig, ihrer einzeln zu erwähnen, und es würde eine ermüdende Lectüre geben, die wir zu vermeiden suchen.

Es war für Julius nicht genug, die Einrichtungen in seinem Staate vortreflich gemacht zu haben. Er wollte sie selbst mit ausführen helfen. Fast täglich kam er frühmorgends in die Canzeley und unterrichtete sich von den vorzunehmenden Sachen. Jeder Unterthan hatte Erlaubnis, so gering er auch war vor seinem Fürsten persönlich zu erscheinen, seine Klagen oder Beschwerden vorzubringen, und Gehör zu erhalten. Er war gegen jederman gnädig, denn er wußte, daß Gnade und Herablassung der einzige Glanz des Fürsten ist, indem es ihm kein anderer gleich thun kann.

Nie war ein Fürst in den Rechnungen pünktlicher als Julius. Er ließ sich die Rechnungen des Landes und der Einkünfte selbst vorlegen, hielt ein eigenes Verzeichnis darüber, und gab auf alles genaue Achtung.

Die Zwistigkeiten welche die Herzoge, und die Stadt Braunschweig bis dahin mit einander immer in Unruhe gesetzt hatten, wurden durch einen besondern Vertrag im zweyten Jahre seiner Regierung 1569, beygelegt, und gewisse fürstliche Stadthalter und Räthe in der Stadt Braunschweig verordnet. Der gute Fürst wollte alles um sich herum vergnügt und zufrieden machen.

Da sich der Herzog den Wissenschaften besonders gewidmet hatte, und die Wohlthätigkeiten derselben empfand, so wünschte er auch ihre Ausbreitung mit Eifer. Er sah zugleich ein, daß die protestantische Lehre destomehr allgemein werden würde, wenn die Gelehrsamkeit in seinem Lande anwüchse, und empor käme. Die Schulen waren nicht dazu in der gehörigen Verfassung. Er verbesserte sie, vermehrte die Einkünfte der Lehrer von den Klostergütern, und schonte keine Kosten die Werkstätte des menschlichen Verstandes in Wirksamkeit zu setzen.

Es war die Gewohnheit des vortreflichen Fürsten, nicht nur das alte zu verbessern, sondern auch neues zu erfinden. Er hatte die Religion, die Justitz, die Verwaltung der Regierung mit neuen Erfindungen versehen, nun wollte er auch die Erziehung der Jugend, und die Bearbeitung der Wissenschaften mit einer neuen Wohlthat beehren. In dieser Absicht stiftete er im Jahre 1571. ein neues Gymnasium zu Gandersheim, einem Orte, der zu etwas grossem freylich zu klein, und übel gelegen war. Kaum hatte diese Schule einen vortreflichen Fortgang gewonnen, als man die Unbequemlich-

keiten des Ortes bemerkte, welche durch die Feuchtigkeiten des dasigen Klima noch mehr vermehrt wurden. Nach vielen Berathschlagen verlegte man diese Schule nach Helmstädt. Die Lage des Orts, die gesunde Luft, und verschiedne Bequemlichkeiten erhoben das Ansehn dieser neuen Schule sehr bald. Das Glück, welches seine Unternehmung begleitete, trieb ihn endlich an, diese Schule zu Helmstädt zu einer Universität zu erheben. Er bereicherte diese Universität mit einem sehr starken Fond, welcher zu den damaligen Zeiten etwas ganz ausserordentliches war. Der Kaiser Maximilian der zweyte ertheilte dieser neuen Academie alle diejenigen Privilegien, welche die vorgehenden Universitäten genossen. Sie wurde am 15 October im Jahre 1576. feyerlich eingeweyht. Der Herzog Julius war selbst zugegen, und freute sich über die schöne That, von der er gewiß seyn konnte, daß sie ihn unsterblicher machen würde, als zehn Schlachten wider Feinde. Welch eine Menge von Wohlthaten für das menschliche Geschlecht flossen nach der Zeit aus dieser Quelle! Wie verewigt wurde Julius durch diese einzige Anstalt. Hätte er sonst auch nichts grosses gethan, so war dieses schon hinreichend, daß die Geschichte ihn den verdienstvollsten Prinzen des sechzehnten Jahrhunderts an die Seite setzte. Vielleicht würde ein Lob von mir partheiisch scheinen. Allein es ist ein Ausländer *) welcher sagt. „Der Musensitz zu Helmstädt, der seinem „grosmüthigen Stifter zu Ehren den Namen der Julius-Universität trug, fieng bald an, ein grosses „Ansehn in der gelehrten Welt zu machen, und hat „seit diesem beständig so vortreflich geblüht, daß er nie„mals

*) Nimius.

„ mals an grossen, von ihm zum Vorschein gebrachten „ Geistern einen Mangel gehabt hat, welche den grö- „ sten Gelehrten in Europa den Ruhm streitig machen „ konnten. „ — Gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, von der Stiftung dieser Academie an, erhielt dieselbe einen neuen Glanz durch einen neuen Namen, der **Julius Carls Universität.** Der erhabne **Carl** gab ihr seinen grossen Namen, und dadurch eine Wohlthat mehr in seinem wohlthätigen Leben, welches ein ununterbrochner Weg zu Unsterblichkeit ist.

Unter denen mannichfaltigen Bemühungen des Herzogs Julius für die Wohlfarth seines Landes, wurde kein einziger Zweig derselben vergessen. Eine besondre Sorgfalt wandte er auf die Bergwerke am Harze, welche er durch viele glückliche Versuche weit ergiebiger zu machen verstand, als sie jemals vorher gewesen waren.

Nichts übertraf die Genauigkeit, welche er in Absicht seiner Einkünfte und Abgaben beobachtete. Er traf die Einrichtung, daß er täglich das Vermögen seines Landes, und den Zustand seiner Kammer wissen konnte. Die ruhigen damaligen Zeiten beförderten seine Absicht, und machten ihm diese Einrichtung möglich. Man kann die Periode, in welcher Julius regierte, überhaupt eine der glücklichsten in Deutschland nennen. Der allgemeine Friede gab denen Provinzen neuen Flor. Die Industrie breitete sich aus, und die Erhaltung des menschlichen Lebens war noch keine so theure Sache, als sie im achtzehnten Jahrhunderte ist. Das, was itzt zum Anstande eines Bürgers gehört, war damals Pracht des Fürsten. Was itzo **nothwendig** ist, war damals **nicht einmal bekannt.**

Eine neue Erfindung, welche Julius zum Besten für sich und sein Land im Jahre 1574. zeigte, verdient

dient besondre Achtung. Der vorsichtige Fürst ließ eine Schaumünze von verschiednen Sorten schlagen, von zwey, drey, vier bis zehn Thaler am Werthe. Diese Münze wurde auf diese Art unter alle Unterthanen vertheilt, daß jeder nach seinem Vermögen ein solches Schaustück, von grösserer oder kleinerer Sorte einwechseln muste, und er durfte es nicht wieder ausgeben. Alle Jahre an einem bestimmten Tage muste diese Münze der Obrigkeit vorgezeigt werden. Auf diese Art wußte der Fürst, wie viel Geld in seinem Lande, im Falle der Noth, so gleich aufgebracht werden konnte. Wenn der Fürst in Eil Geld nöthig hatte, so wurden diese Schaustücke indessen genommen, und anderes Geld daraus geprägt, bis wieder auf die vorige Art diese Münze geschlagen, und ausgetheilt werden konnte. Diese in ihrer Art so einzige Münze führte den Namen **Juliuslöser.** Sie ist ungemein rar geworden, und man wird daher eine Beschreibung von ihr desto billiger finden. Sie stellt meistentheils in der Mitte des Herzogs Julius Brustbild vor mit einem Helme auf dem Kopfe, und Streithammer in der rechten Hand. Bey dem Haupte steht die Jahrzahl 1574. In dem ersten Kreise sind die sieben Planeten mit ihren Zeichen abgebildet. In der zweyten Reihe sieht man die zwölf himmlischen Zeichen mit ihren Charakteren. In der dritten Reihe stehen diese Worte: O. HER. BEHVT. MIR. NICHT. MEHR. * DAN. SEEL. LEIB. VNDT. EHR. ***. In der vierten und letzten Reihe steht des Herzogs Name, und Titel. Auf der andern Seite stehet in der Mitte ein Wappenschild in vier Felder eingetheilt, welches zwey wilde Männer halten, deren einer auf der rechten Seite einen Reichsapfel in der Hand hält, der andere auf der linken Seite einen Leuchter mit einem brennenden Lichte zeigt; auf

dem

dem Helme springet zwischen zwey Sicheln ein zügelloses Pferd, über welchem ein Pfauenschwanz steht. Es sind wieder vier Reihen, davon in denen beyden ersten die sieben Planeten, und die zwölf himmlischen Zeichen stehen. In der dritten Reihe aber die Worte: BRVNSWIGS. JVLIVS. LOESER. In der äussersten vierten Reihe: NEVE. MVNTZ. GEPREGT. ZV. HEINRICHSSTADT. NACH. DES. REICHS. SCHRODT. VND. KORN.

Durch diese Münze soll der Herzog Julius, nach der vorher beschriebnen Art, einmal so viel Geld zusammengebracht haben, daß er seine Räthe im Scherze gefragt: was er mit allem dem Gelde anfangen solle?

Unter denen vielen ruhmwürdigen Eigenschaften welche Julius zeigte, verdient die zärtliche Liebe gegen seinen verstorbenen Vater ein vorzügliches Lob. Er ließ die Festung Wolfenbüttel durch eine neue Stadt erweitern, welcher er den Namen der **Heinrichsstadt** gab, zum Andenken seines Vaters. Er baute in der Folge diese Stadt noch mehr aus, und suchte sie zu einer Handelsstadt einzurichten; besonders nachdem die Stadt Braunschweig ihre gegen ihre Herren gewohnte Widerspenstigkeit und Unart wieder von neuem zeigte, und dadurch bewieß, daß zum vollkommnen Glück der Unterthanen eine vollkommne Herrschaft des Oberherrn gehöre. Die Stadt Braunschweig verlohr durch ihre Widerspenstigkeit gegen die Gesetze ihres Fürsten einen Theil ihrer Handlung. Sie verdiente diese Strafe. Sie wurde nicht eher so glücklich, wie sie itzt ist, bis sie ihr ganzes Glück aus den Händen ihrer Fürsten empfieng. Die Wohlfahrt der Bürger hängt von dem Gehorsam gegen ihren Herrn ab.

Es

Es wäre tadelhaft, wenn man die Streitigkeiten der damals störrischen Stadt Braunschweig mit ihrem guten Fürsten umständlich erzehlen wollte, ob sie gleich so viel Einfluß auf das Leben des Herzogs Julius hatten, daß sie verschiedne unangenehme Empfindungen verursachten und ihn einigemahl nöthigten sich an dem Kaiserlichen Hofe theils zu rechtfertigen, theils zu beklagen. Indessen wurde bey dieser Gelegenheit, um die Handlung mehr nach Wolfenbüttel zu ziehen, eine neue Vorstadt bey Wolfenbüttel erbaut, welche nachher den Namen Gotteslager erhielt, welchen sie noch führt. Die Ungezogenheiten der Bürger zu Braunschweig aber gegen ihren Herrn verdienen nicht durch die Geschichte verewigt zu werden.

Der Tod des Herzogs Erich vermehrte im Jahre 1584. die Besitzungen des Herzogs Julius, und zugleich seine Sorgfalt. Julius nahm von dem erledigten ihm zugefallenen Fürstenthum Calenberg die Huldigung so gleich ein, und machte dieses Land bald so glücklich wie dasjenige welches er bisher regiert hatte. Er führte die Lutherische Religion in demselben ein, und gab ihm alle diejenigen Gesetze und Einrichtungen, welche der bisher theils erfunden, theils verbessert hatte. Durch den Zuwachs des Calenbergischen Fürstenthums wurde er ein Herr von zweymal mehr Ländern, als er im Anfange seiner Regierung gehabt hatte. Gleichwohl behielt er alle diejenige Ordnung und Genauigkeit seines Lebens bey, die ihm so sehr eigen war.

Ganz vorzüglich beschäftigte er sich mit neuen Erfindungen oder Verbesserungen. Fast kein einziges Fach entging dieser seiner Aufmerksamkeit. Man hat gesehen, wie er alle Zweige der Wohlfart fruchtbarer zu machen suchte. Auch die Kriegskunst erfuhr die Erfindsamkeit seines Geistes. Er ließ verschiedne neue Arten von Mörsern

sern und andern Arten von groben Geschütze verfertigen, welche, nach dem Zustande der damaligen Zeiten Wunder waren. Er ließ viele andre fremde Zeughäuser besuchen, und die besten und nützlichsten Erfindungen in denselben zu seinem Vortheile gebrauchen. Er ließ die Festung Wolfenbüttel verbessern. Er sammelte Kriegsvorrath, und vermehrte die Anzahl der Werkzeuge des Kriegs.

Die Industrie seiner Bürger unterstützte, und ermunterte er beständig. Man nannte ihn den Vater der Handwerker. Aber er war der allgemeine Vater des Vaterlandes nach allen Theilen desselben.

Das Privatleben dieses Fürsten zeigte eben die Emsigkeit, welche man in seinem öffentlichen Leben bemerkt. Er widmete die müßigen Augenblicke dem Studiren. Er las nicht nur: er schrieb selbst täglich in einem besondern Buche alles merkwürdige auf, welches zu seiner Zeit sich zutrug, und füllte mit dieser Arbeit jeden Monat einen starken Quartband. Die Geschichte war vorzüglich sein Lieblingsstudium: er erkannte daß dieses Studium das würdigste für einen Fürsten sey.

Mit der Sorgfalt für das Ganze verband er die Zärtlichkeit für seine Familie, und ganz besonders gegen seine Gemahlin. Er hatte sie während seines Exils lieb gewonnen, und man sahe diese Liebe an dem Hofe seines Vaters mit bewundernden Augen an, da der Berlinische und Wolfenbüttelsche Hof damals in keinem guten Vernehmen standen. Julius behielt, so wie seine Gemahlin, die erste Wärme der Zärtlichkeit beständig bey. Er liebte seine Gemahlin so sehr, daß er alle neue Erfindungen, Werke, und Anlagen, wo es möglich war, mit dem Zeichen IH. als dem Anfangsbuchstaben von seinem, und seiner Gemahlin Namen, (sie hieß Hedwig) bezeichnen ließ. Er war der zärtlichste Gemahl, und der gütigste Vater.

Je-

Jeder Tag war bey ihm auf das genaueste eingetheilt, wenn nicht ausserordentliche Vorfälle diese Ordnung störten. Sobald er aufgestanden war, ließ er sich, unter dem Ankleiden einige Gebete, und Capitel aus der Bibel von den Pagen vorlesen. Hierauf erschienen die Secretairs, welche ihm etwas vorzutragen hatten, jeder nach der bestimmten Stunde für sein Fach. Er unterrichtete sich von allem selbst, und gab nie eher Entschluß, bis er die Sache kannte. Nach dieser Beschäftigung mit den Regierungsangelegenheiten begab er sich gemeiniglich in die öffentlichen Collegia, den geheimen Rathe, die Canzley, oder das Hofgerichte, welchem er sehr gern beywohnte. Der folgende Theil des Tages wurde zuerst dem Vergnügen, bis zur Tafelzeit gewidmet. Im Sommer fuhr er gemeiniglich nach Hedwigsburg, welchen Ort er sehr liebte. Nach aufgehobner Tafel ergötzte er sich mit der Lectüre, und verzeichnete selbst das merkwürdigste seiner Regierung, seines Landes, und seiner Zeit überhaupt, in einem besondern Buche, wie wir schon oben bemerkt haben. Er war ein ungemeiner Freund der Diät, welche er auch wegen seines schwächlichen Körpers nöthig hatte. Ob er gleich die Pracht nicht scheute, wenn sie erfordert wurde, so liebte er sie doch nicht, und vermied sie, so viel er konnte. Man erzehlt, daß er fast beständig einen Zeddel bey sich getragen habe, auf welchem die Einkünfte nach den Tagen und Perioden aufgezeichnet waren. Zuweilen leitete ihn die Liebe zur Oeconomie gleichwohl zu einer zu grossen Sparsamkeit.

Den Leidenschaften des Zorns und der Heftigkeit war er so wenig ergeben, daß er oft da unbewegt blieb wo andre ganz aufgebracht geworden wären. Die störrischen Bürger zu Braunschweig ließen ihn einmal über eine Stunde vor dem Thore warten, ehe sie es ihm öfneten;

unter dem Vorwande, daß er die Stadt zu überraschen und völlig seiner unumschränkten Herrschaft zu unterwerfen suchte. Er hatte keinen Gedanken daran gehabt. Er ertheilte leicht Verzeihung, und wurde schwer in Zorn gebracht. Güte, väterliche Liebe gegen seine Unterthanen, Gerechtigkeit und genaue Ordnung bezeichneten sein ganzes Leben. Die verschiednen Erfindungen, und neuen Einrichtungen in seinem Staate bewiesen die Grösse seines Geistes. Unter den edelmüthigsten Bemühungen ein allgemeines Glück um sich herum zu verbreiten starb der Herzog Julius im 61. Jahre seines Alters, im Jahre 1589. Er hatte zwanzig Jahr regiert.

Die Geschichte bewahrt mit zärtlicher Genauigkeitdas Andenken solcher Personen auf, welche Länder erbert, Feinde getödtet, und sich den Weg zum Ruhmo durch Blut gebahnt haben. Und sie sollte von solchen Fürsten, welche ohne dieses nöthig zu haben, grosse Beyspiele werden, schweigen, Julius verbesserte die Religion, gründete die Ordnung der Justiz, schafte neue Einrichtungen fast in allen Theilen seines Staats Er ewurde, nach allen Theilen desselben ein Reformator. Die Stiftung einer angesehenen Universität, die Unterstützung derselben, die völlige Umänderung der innern Verfassung seines Landes, die Erbauung und Bereicherung verschiedener Schulen, die manichfaltigen Wohlthaten seiner Gnade, deren Wirkungen noch itzt fortdauern, machen ihn des Andenkens der spätesten Nachwelt würdig.

Man hat in diesen Biographien grosser Deutschen noch nicht das Bild eines Fürsten aufgestellt, welcher ohne Krieg zu führen groß und unsterblich wurde. Das Leben des Herzogs Julius zeigt ein solches Bild. Er bewieß, daß Braunschweigische Fürsten nicht blos

in den Waffen glänzen, sondern daß sie den Ruhm fesseln, und zu allen Zeiten unter allen Umständen ihrem Leben Merkwürdigkeiten geben.

* *
*

Es ist unnöthig, weitläuftig von denen Quellen und Hülfsmitteln zu reden, deren ich mich bey dem Leben des Herzogs Julius bedient habe. Sie sind grössentheils zu bekannt, um beurtheilt werden zu dürfen.

Die Braunschweigisch-Lüneburgische Chronika, von Rethmeiern, hat mir den grösten Stof an die Hand gegeben. Sie enthält so viel gesammeltes, daß man in der Lectüre ermüdet, und aus dem Wuste, der da ist, sehr wenig brauchbares auswählen kann. Die Geschichte des Herzogs Julius enthält über 18 Bogen. Wie sehr schwindet meine Geschichte dagegen! Wenn es mir darauf anzukommen geschienen hätte, eine stattliche dicke Historie zu schreiben, so wären sechs Bogen der genaueste Preis gewesen. Gleichwohl habe ich in dem vorstehendem Leben Julius nicht das geringste übergangen, was Rethmeier merkwürdiges erzehlt. Nach Schreibart und Vortrag muß man bey Rethmeiern gar nicht fragen. Er schrieb ja eine Chronica, und nannte sie selbst so; und man weiß, wie diese pflegen geschrieben zu werden.

Pfeffingers Geschichte von Braunschweig und Lüneburg verdient mehr ein Compendium, als eine Geschichte genannt zu werden. Die Hübnerische Methode derselben, in Frage und Antwort, ist für den Kenner verrätherisch genug, ohne daß er Untersuchung nöthig hat.

Die Geschichte des Hauses Braunschweig von Heinrich Rimius, welche zu Coburg 1753. in einer deutschen Uebersetzung an das Licht getreten ist, gehört zu denenjenigen Schriften, welche vom Herzoge Julius noch am umständlichsten handeln. Die fliessende

obgleich zuweilen gedehnte Schreibart macht einen neuen Vorzug dieses Buchs aus. Die übrigen Bücher, welche zur Geschichte des Hauses Braunschweig gehören, sagen von dem Herzoge Julius nicht das geringste, was nicht schon in denen dreyen genannten befindlich wäre. Diese alle hier zu nennen, wäre also eine pedantische Citirsucht.

Allein ich habe bey dieser Lebensbescheibung das Glück gehabt, ein im Manuscripte befindliches Leben des Herzogs Julius zu gebrauchen, welches **Algermann**, der Secretair und beständige Begleiter des Herzogs, verfasset hat. Ich halte mich für verpflichtet, dem gnädigen Gönner welcher mir dieses Manuscript mitgetheilt hat, hier öffentlich Dank abzustatten, und würde es namentlich thun, wenn ich Erlaubnis dazu hätte. Dieses Algermannische Leben vom Herzoge Julius ist zwar schon auch von Rethmeier selbst gebraucht worden, wie man aus den Citaten der Rethmeierischen Chronik sieht, und ist seicht geschrieben, allein ich habe daraus verschiedne besondre Anecdoten geschöpft, und es nicht ohne gutem Nutzen besonders, in Absicht des Privatlebens, des Herzogs, gebraucht.

Leben

Leben Albrechts Wallensteins,

Herzogs von Friedland.

Derjenige, welcher die Protestanten im dreyßigjährigen Kriege unterdrückte, und eine lange Zeit die einzige Schutzwehr der Catholiken wurde, war ein gebohrner Protestant. Er stammte aus einem böhmischen dunkeln Geschlechte her. Sein Vater war Willhelm von **Wallenstein**, oder eigentlich von **Waldstein**, Herr zu Herzmanicz. Seine Mutter Margaretha von Schmießsitzky, die ihn zu Prag, den 14. September im Jahre 1583. gebahr. Albrecht von Wallenstein wurde in der protestantischen Religion erzogen. Er erhielt frühzeitig Privatunterricht, allein, er bezeugte eine gänzliche Abneigung vom Lernen. Sein Vater übergab ihm dem Unterrichte eines Priesters; aber der junge Wallenstein wollte sich nicht zum Lernen bequemen. Er wurde hierauf nach Goldberg, in Schlesien geschickt, wo er in der dasigen Schule, die Anfangsgründe der Wissenschaften kennen lernte. Er war wenige Zeit auf dieser Schule gewesen, als man ihn von da verbante. Er hatte lauter Unruhen angestiftet, und anstatt zu studiren, seine Schulgenossen gegen einander in ordentliche Factionen gebracht. Die Disciplin der Schule war ihn unerträglich, und er widersetzte sich ihr mit Störrigkeit. Kurz, derjenige

wurde in der Jugend das Schrecken der Schule, welcher im Alter das Schrecken von ganz Deutschland war.

Als der unruhige Kopf von der Schule zu Goldberg verbant worden war, so sandten ihn seine Eltern auf die Universität zu Altdorf. Auch hier konnte er keinen Geschmack an den Wissenschaften finden. Er störte die Ruhe der Universität. Eben ließ damals der Rector der Universität ein neues Carcer bauen, und zum Schrecken bekannt machen, daß es den Namen desjenigen führen sollte, welcher, wegen seiner Vergehungen, zuerst in dasselbe würde gesetzt werden. Wallenstein hatte bald Gelegenheit der erste zu seyn, der die Strafe des Carcers verdiente. Als ihn aber die Pedelle in dieses Gefängnis bringen wollten, blieb er, unter verschiednem Vorwande, am Eingange etwas stehen, stieß seinen kleinen Hund ins Carcer, und schloß die Thüre zu. Nun, sprach er, muß das Carcer nicht Wallensteins, sondern des Hundes Namen führen. Man sahe, daß er zu den Wissenschaften nicht gebohren war, gegen welche er einen harten Haß merken ließ.

Seine Eltern sahen sich genöthigt, ihn auf eine andre Laufbahn zu bringen, und er wurde Page am Hofe des Markgrafen von Burgau, eines Sohnes des Erzherzogs Ferdinand von Inspruck. Hier blieb er etliche Jahre, eben so unachtsam auf die Wissenschaften, als auf die Religion. Als er hier einmal bey einer Predigt zugegen war, welche in der Familie gehalten wurde, so fing er an zu schlafen, und stürzte darüber zu einem hohen Fenster herab, welches der gewaltigen Hitze wegen offen stund. Er nahm aber bey diesem erstaunenden Falle nicht den geringsten Schaden; ergrif aber

diesen Umstand so gleich als eine Triebfeder, sich zur Päbstlichen Religion zu bekennen. Ohnstreitig hatten an diesem Entschlusse die Hofleute, und die Priester am Hofe vielen Antheil. Er glaubte aber wirklich nun selbst, daß er zu etwas grossen aufbewahrt sey, und fieng an, grosse Hofnung zu entwerfen. Er soll in der spätern Zeit selbst zu einigen gesagt haben, daß ihn ein unbekannter Mann bey diesem Falle gehalten, und sanft auf die Erde gesetzt habe. Wenn dieses keine Fabel ist, so breitete Wallenstein dieses deswegen aus, wie sehr wahrscheinlich ist, um bey allen seinen grossen und kühnen Unternehmungen, denenjenigen, die daran Theil hatten, alle Hofnungen zu stärken, und sich bey ihnen in desto höhere Erwartung und Ansehen zu setzen.

Bald darauf unternahm er eine weitläuftige Reise in fremde Länder, er, der nie ruhen konnte, und sein Schicksal allenthalben suchen wollte. Er sahe Deutschland, England, Holland, Frankreich und Italien. Wo er hinkam, nahm er, wie Alcibiades, die Sitten und Kleidungen der fremden Länder an, und suchte ein Vergnügen darinnen, sich beständig umzuändern. Immer unruhig, und immer geschäftig fand er in diesen fremden Orten die stärkste Nahrung für sein Naturell; er unterrichtete sich von den Gesetzen, von den Gewohnheiten und dem Sonderbaren dieser fremden Oerter. In Italien hielt er sich die längste Zeit auf, und nachdem er die Merkwürdigkeiten dieses Landes besehen hatte, blieb er zu Padua. Er war nunmehr von der Nützlichkeit und den Vortheilen der Wissenschaften überzeugt worden, und bereute daß er dasjenige bisher so sehr verabsäumt hatte, was zu einem grossen Manne unumgänglich nöthig ist. Er legte sich zu Padua, so gut er noch konnte, auf die Erlernung der Wissenschaften: besonders trieb er die

Staatskunst, und die Astrologie. Die erstere Wissenschaft war seinem Genie angemessen, und die zweyte seiner Neugierde angenehm. Damals war die Astrologie die gewöhnliche Beschäftigung der Grossen. Man wollte durchaus seine Schicksale von den Sternen erfahren. Sterndeuter waren damals denen Höfen so werth, wie itzo die Finanzräthe,

Der Aufenthalt zu Padua scheint den jungen Wallenstein erst gebildet zu haben. Besonders behielt er von dieser Zeit an eine heftige Neigung zur Sterndeuterey, und hatte hernach beständig dergleichen Leute um sich. Sie hatten ihm eine hohe künftige Grösse vorher verkündigt, aber sie mußten ihre Kunst schlecht verstehn, da sie ihm nicht das Ziel zeigen konnten, wo er stehen bleiben sollte, und ihm nicht die Klugheit verschaften, sich für die Zubereitung oder Veranlassung seines eignen Untergangs zu hüten.

Mit einem grossen Geiste, der ihn zu allen ausschweifenden Hofnungen trieb, kam Wallenstein nach Böhmen zurück. Seine Entwürfe giengen auf etwas hohes; die Laufbahn des Kriegs war seine Wahl, aber die Gelegenheit dazu wurde erwartet. Er sah ein, daß man ohne vielem Gelde nichts wirklich grosses unternehmen könne, mit demselben aber alles, und sann nunmehro, da sein eigen Vermögen nicht groß war auf die Vermehrung desselben durch eine Vermählung. Durch einen glücklichen Zufall wurde er mit einer ganz ungewöhnlich reichen Wittwe, in Böhmen, aus dem Geschlechte von Widowiz bekannt. Sie war zwar alt, häßlich, und Wittwe; allein sie war reich, und also liebenswürdig, artig, und angenehm. Wallenstein entschloß sich mit vieler Klugheit, sie zu heirathen, und war so glücklich, diese alte Matrone in sich außerst verliebt

liebt zu machen. Er schmeichelte ihr, wie billig war, und sah über das Aeußere hinweg. Diese alte Witwe war schon an Jemanden verlobt, verließ ihn aber, und zog Wallensteins Liebe vor. Seine Geschicklichkeit brachte sie dahin, daß sie sich mit ihm vermählte, und auch, nach der Vermählung, bis ins unglaubliche in ihn verliebt blieb. Ja, sie wurde so gar eifersüchtig, und hätte ihren Gemahl bald aus Liebe getödtet. Weil sie ihn gern sich getreu erhalten wollte, so bereitete sie ihm einen sogenannten Liebestrank, welcher, wie gemeiniglich geschieht, seinen Kopf zerrüttete, und von den gefährlichsten Wirkungen auf ihn war. Er wurde krank, und war von diesem Gifte, von welchem sein Kopf überhaupt viel gelitten haben soll, noch nicht geheilt, als seine reiche verliebte Gemahlin starb, und ihm, als Erben, ihr ganzes ungeheures Vermögen hinterließ.

Seine ersten Versuche in der militarischen Laufbahn machte er in dem Ungarischen Kriege, wobey er in der Belagerung der Festung Gran sich sehr hervorthat. Dieß war nur ein Vorspiel, und verdient kaum bemerkt zu werden, wenn man an die nachfolgenden großen Thaten denkt. Bald darauf entstand der Venetianische Krieg, welchen die unruhigen Uskocken veranlaßten. Hierbey erschien Wallenstein schon mit Glanze. Er warb auf seine Unkosten dreyhundert Reuter an, und führte sie dem Erzherzog Ferdinand zu, als er eben Gradisca belagerte. Der angenehme Dienst erwarb ihm die Gunst des Erzherzogs; und bald darauf erhielt er dessen Freundschaft, als er in Belagerung der Festung den eifrigsten Muth zeigte. Er zeigte sich nun als einen Mann, der unter vielen vortreflichen Eigenschaften ausserordentliche besäße. Er

war freygebig bis zur Ausschweifung, er zog die Officiers öfters an seine Tafel, er leistete den Soldaten in ihren Bedürfnissen Hülfe, seine Unternehmungen waren immer glücklich, und gemeiniglich besonders. Er verrichtete große Thaten, und redete wenig von sich, lobte andre, und gewann ihre Gunst, handelte mit Wachsamkeit und Vorsicht, und wenn die ganze Armee Mangel litte, so erhielt er seine Truppen im Ueberflusse, welche Kunst ihm nachher so sehr und beständig eigen war. Man fieng an ihn zu bewundern, und einen außerordentlichen Mann in ihm zu sehen. Er erhielt nach diesem Feldzuge den Dienst eines Obersten bey der Mährischen Miliz, und fieng nun an, sich den Weg zu großen Thaten zu bahnen.

Die Gunst des Erzherzogs Ferdinands, welche er sich in dem Venetianischen Kriege eigen gemacht hatte, wurde, so bald Ferdinand Kaiser geworden, wirksam. Der Kaiser Ferdinand erhob ihn in den Grafenstand, und gab ihm die stärksten Beweise seiner Gnade. Ein besondrer Zufall hatte ihm diese Gnade noch vor der Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron vermehrt. Das Glück macht gemeiniglich die großen Männer der Welt, und Klugheit und Genie sind für sich ohnmächtig. Ferdinand war im Jahre 1617 von den böhmischen Landständen mit der Bedingung als König angenommen worden, daß er ihnen ihre Privilegien und Religionsfreyheiten erhalten wollte. Der gröste Theil von Böhmen war der protestantischen Religion zugethan. Ferdinand schien ihnen Unrecht zu thun, oder er that es wirklich. Sie wurden ungeduldig, und der Graf von Thurn, ein hitziger, tapfrer Mann, wagte es mit einem Haufen bewafneter Edelleute, mit Gewalt in das kaiserliche Zimmer zu Prag zu bringen, und dem Monarchen sehr harte Forderungen vorzulegen.

Seine

Seine Unbescheidenheit gieng so weit, daß er, am Ende seines Vortrags die Hand an seinen Degen legte, und sich unterstand zu sagen: Dieser solle ihnen Gnüge leisten, wenn man ihre Forderungen verweigerte. Eben erschien Wallenstein, von ohngefähr, mit einer Compagnie Curaßirer, welche er angeworben hatte, und dem Kaiser vor den Fenstern des kaiserlichen Pallastes zeigen wollte. Das Geräusch dieses Vorfalls setzte den Grafen von Thurn nebst seiner Begleitung in Entsetzen. Sie hielten sich für verrathen, und für verlohren, fielen ihrem Monarchen zu Füßen, und baten um Vergebung. Dieser Zufall machte Wallensteinens Gunst bey dem Kaiser größer.

Indessen breiteten sich die Unruhen immer mehr in Böhmen aus, welche die Flamme des sogenannten dreyßigjährigen Krieges entfachten. Die Aufrührerischen glaubten Wallenstein in ihr Interesse zu ziehen, und schmeichelten ihm mit den vortheilhaftesten Vorschlägen. Er konnte ein zweyter Ziska werden, aber er zog das Anständige und Gewisse dem Zweifelhaften vor, und wollte lieber gegen Rebellen fechten, als mit ihnen sterben. Er begab sich sogar nach Prag, und bemühte sich, den Aufruhr zu stillen. Allein die Erbitterung war so groß, daß er seine eigne Truppen nicht im Gehorsame erhalten konnte, und sich von einem Theile derselben verlassen sahe. Er entwich. Seine Güter wurden von den Rebellen eingezogen; und Ferdinand muste die Treue eines Offiziers belohnen, welcher sein ganzes Vermögen dem Interesse seines Herrn aufgeopfert hatte. Er setzte bald darauf Wallenstein zum Gouverneur von Mähren, eine Bedienung, welche desto einträglicher wurde, je mehr sie der Gouverneur zu nutzen wußte.

Alles, was einen grossen weitläuftigen Krieg entzünden kann, traf nunmehro zusammen. Die protestantischen Fürsten hatten gröstentheils sich durch die berühmte Hallische Union verbunden. Die Catholischen setzten dieser Union die sogenannte Ligue, welche zu Würzburg war geschlossen worden, entgegen. Böhmen, Mähren und Schlesien wollten sich ihrem Herrn, dem Kaiser Ferdinand, nicht unterwerfen. Die Erbitterung der beyderseitigen Religionen stieg bis zur Wuth. Ferdinand trug im Anfange große Sorgfalt, die Unruhen in ihrer Quelle zu dämpfen. Er ermahnte seine Unterthanen die Waffen niederzulegen, und versprach die Bestätigung aller Privilegien. Allein, man traute seinen Versprechungen nicht, denn man kannte seinen Charakter, und seine Ministers.

Ferdinand der Zweyte war ein Herr, dem man von Jugend an Ehrgeitz und Eifer für die catholische Religion eingeprägt hatte. Seine Mutter war eine bigotte Dame, sein Hofmeister ein blinder Eiferer, und seine Gesellschaft Jesuiten, unter deren Händen er aufgewachsen war, und die ihm nicht von der Seite kamen, sondern ihn zu einem Werkzeuge ihrer eignen Absichten machten. Er hatte vor dem Marienbilde zu Loretto ein Gelübde gethan, auch mit Aufopferung seines Lebens die neue ketzerische Lehre in seinen Erblanden auszurotten. Seine Minister füllten seinen Kopf mit Entwürfen einer Universalmonarchie von Oesterreich, und da die ersten Jahre des Krieges so glücklich waren, zweifelte man fast gar nicht mehr an der Ausführung. Es war damals schon ein Sprüchwort: Oesterreich über alles, wenn es nur will: und dieses Sprüchwort tödtete mehr als eine Million Menschen. — Der Pabst ermunterte den Kaiser Ferdinand unaufhörlich; seine Minister spannten seinen Ehrgeitz täglich höher.

Er

Er bekam eine solche Idee von seiner eignen Wichtigkeit, daß er glaubte, alles ausrichten zu können. Gleichwohl wurde er und sein ganzer Hof von Spanien regiert. Der Spanische Abgesandte gab Gesetze, die man, ohne Umstände, befolgte. Es wurde sogar ein Spanisches Ministerium in Wien errichtet, nach dessen Willkühr man alle Maaßregel nahm. Der gute Ferdinand war ehrgeitzig weil es andre wollten, und haßte die Protestanten, weil er sie nicht kannte.

Die Hoffnung des Kaisers Ferdinand, auf den Trümmern der Böhmischen Rebellion das Gebäude der Universalmonarchie Deutschlands zu errichten, bekam in den ersten Jahren des ausgebrochenen Krieges Nahrung, obgleich der Anfang für ihn gefährlich war. Kaum hatten die Mißvergnügten in Böhmen den Kaiser Ferdinand öffentlich ihrer Krone verlustig erklärt, als sie auch Mähren in Empörung zu bringen suchten. Und da die Einwohner dieses Landes sich noch nicht getrauten öffentlich Parthey zu nehmen, so kam ihnen der Graf von Thurn zu Hülfe, und stellte sich mit seiner Armee bey der Stadt Brünn. Seine Annäherung war das Zeichen zum Aufruhr. Die Rebellen mehrten sich so stark, daß die Kaiserlichen Truppen vergebliche Versuche machten, sich ihnen zu wiedersetzen. Wallenstein konnte seine Truppen nicht im Gehorsam erhalten, und eilte mit der Kriegskasse fort nach Wien. Er warb tausend Cüraßiers an, und zeigte sich höchst geschäftig. Man gab ihm aber Schuld, daß er einen Theil der Kriegskasse entwendet hätte, welchen er ersetzen muste. Schon itzt fieng man an, ihn mit scheelsüchtigen Augen zu betrachten. Allein er bekam bald Gelegenheit, sich neue Verdienste zu erwerben.

Die Unruhen wurden in allen Ländern Ferdinands allgemein. Betlem Gabor, Fürst von Siebenbürgen

drang mit einem Heere in Ungarn ein, verband sich mit den Böhmischen Mißvergnügten, und war in seinem Unternehmen so glücklich, daß er sich für einen Fürsten von Ungarn erkennen ließ. Ferdinand schickte Truppen wider ihn, bey welchen Wallenstein Ehre einlegte, so gering auch die Anzahl der Völker waren. Er erlegte, unter andern guten Ausführungen, einmal sechstausend Feinde mit funfzehn Compagnien Reuterey. Er führte in diesem Kriege verschiedne andre schöne Thaten aus, welche man umständlicher in der Geschichte beschrieben finden würde, wenn die nachfolgenden nicht diese erstern Thaten verdunkelt hätten.

Böhmen zog die erste und vornehmste Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich. Der Churfürst von der Pfalz, Friedrich, war zum Könige dieses Reichs erwählt, und fand sich endlich selbst mit einem Heere in Böhmen ein. Kaum war er in Prag angelangt, als er, unter unglaublichen Freudensbezeugungen des Volkes feyerlich gekrönt wurde. Es zog nunmehr eine kaiserliche Armee von 50,000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von Bayern gegen ihn zu Felde. Bey dieser fochte Wallenstein, und vollendete seine Lehrstunden in der Kriegskunst, da er immer lieber selbst commandirte, und fremden Befehlen zu gehorchen für seinen Ehrgeiz zu schwer fand.

Der Churfürst sahe nun, aber zu spät, die Verwegenheit seines Unternehmens in Böhmen ein. Seine ganze Armee bestand aus 30.000 Mann. Er war zu schwach einen Angriff zu wagen, aber er hielt sich für stark genung, sich zu vertheidigen. Er suchte eine Schlacht zu vermeiden, und stellte seine Armee so, daß er sie von allen Seiten dem Feinde ins Angesicht stellen konnte, wenn er angegriffen würde. Die kaiserliche Armee rückte entgegen, und beyde Heere standen eine

halbe

halbe Stunde von Prag einander im Angesichte. Man berathschlagte bey der kaiserlichen Armee, ob der Angriff geschehen, und eine Schlacht geliefert werden sollte, und blieb anfänglich zweifelhaft. Endlich entschloß man sich zur Schlacht.

Der Herzog von Bayern commandirte den rechten, der Graf von Bucquoi aber den linken Flügel; ob er gleich seit einigen Tagen so verwundet war, daß er sich auf einem Lehnstuhle mußte tragen lassen. So bald aber bey dem Angriffe auf den Feind die erste und zweyte Linie in Verwirrung gebracht war, setzte sich der verwundete Bucquoi zu Pferde, und feuerte den Muth der Soldaten von neuem an. Er änderte den Entwurf der Schlacht, und, obgleich seine Truppen zum zweytenmale in Unordnung gebracht wurden, so sammelte er sie dennoch, weil der Feind den Fehler begieng, ihm dazu Zeit zu lassen, wiederum, und trug zu dem Gewinne des Treffens das meiste bey. Unter ihm stand Wallenstein, welcher bald sein Nacheiferer werden sollte. Dieß ist die berühmte Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag, welche nur eine Stunde dauerte, und in dieser Stunde das Schicksal von Böhmen entschied, aber zugleich durch ihre Folgen die Gelegenheit zu einem allgemeinen Kriege in Deutschland gab, in dem Wallenstein sich auf die furchtbarste Höhe des Ansehns und der Macht schwang.

So bald der Churfürst von der Pfalz, der die Böhmische Krone eben so schnell angenommen, als verlohren hatte, sein Königreich Böhmen verlassen muste, sorgte Ferdinand für die Wiederherstellung der Ruhe, begegnete aber den Protestanten mit vieler Härte. Der Fürst von Lichtenstein, ein grausamer Verfolger der Protestanten, wurde Vicekönig in Böhmen. Unter ihm stand Wallenstein, als Gouverneur von Mähren.

In kurzer Zeit schien er sein ganzes Glück auf einmal zu verlieren, und von der Laufbahne des Ansehns hinweg gerissen zu werden. Der Fürst von Lichtenstein verklagte ihn in Wien, daß er sich mancherley willkührliche Gewalt erlaubt, und sich in dem Dienste des Kaisers überhaupt nicht treu bewiesen habe. Wallenstein wußte, daß man alsdenn am mehrsten strafbar sey, wenn man sich nicht vertheidigen könnte. Er reiste selbst nach Wien, oder wurde vielleicht auch dahin gerufen. Seine Ankunft änderte seine Umstände, und sein Aufenthalt machte ihn noch beliebter, als er jema's gewesen war. Anstatt verurtheilt zu werden, erhielt er neue Gnadenbezeugungen. Man erzählt, daß er durch reiche Opfer von Gelde sich das Ministerium zu Wien geneigt, und den Hof gnädig gemacht habe. Der Graf Nogaroson erster Obrister unter ihm, gestand oftmals, daß er bey dieser Gelegenheit 60,000 Thaler ausgezahlt habe.

Es war ihm nicht genug, sich aus den gedrohten Gefahren errettet zu haben, er suchte sich auch fürs künftige in Sicherheit zu setzen. Der Oberhofmarschall am kaiserlichen Hofe, Graf Harrach, besaß die Gnade des Kaisers im vorzüglichen Grade, und war am Hofe einer der wirksamsten Minister. Wallenstein hatte die Geschicklichkeit, sich die Gunst dieses Lieblings des Kaisers so sehr eigen zu machen, daß er dessen Tochter, mit einem erstaunlichen Vermögen, zur Gemahlin bekam. Die junge Gräfin war nicht allein reich, sondern auch schön und tugendhaft. Man mußte sich bey dieser zweyten Vermählung Wallensteins noch mehr wundern, als bey der ersten. Das Glück schien sich diesem kühnen Manne in allen Arten anzubieten. Sein neuer Schwiegervater gründete sein Ansehn bey dem Kaiser, und setzte ihn über diejenigen

Hof=

Hofcabalen hinweg, durch welche er hätte gestürzt werden können.

Der Ehrgeitz, der ihn beständig trieb, ruhte nicht. Er suchte alle mögliche Mittel auf, sich um den Kaiser verdient zu machen. Damals fiengen die kriegerischen Unruhen an, sich weitläuftiger zu zeigen, als man geglaubt hatte. Indem in Böhmen die Ruhe hergestellt wurde, entzündete sich an verschiednen auswärtigen Höfen ein neues Kriegsfeuer. Wallenstein hatte sich schon als Krieger gezeigt: er hatte auch im Jahre 1621 einen Theil von Betlem Gabors Reuterey in Mähren geschlagen. Itzt, da sich die Unruhen in Ungarn mehrten, und man auch auswärtige Kriege erwartete, erbot er sich ein ansehnlich Corps*) auf seine eigne Kosten ins Feld zu stellen, wenn man ihn zum General machen wolle. Der Posten eines Feldgenerals war damals sehr wichtig: denn der Anführer des Heers hatte nur einen Generallieutenant unter sich, welcher wahrscheinlich Generalmajor della Bataglia, und Generalfeldzeugmeister war, und hierauf folgten die Obersten. Wallenstein erhielt die gesuchte Würde durch die neue vermehrte Gunst, und diese Gunst erhöhte er durch Dienste, welche dem Kaiser nothwendig sehr angenehm seyn mußten. Er warb ein ansehnlich Corps, und zwar Cuirassiers, von seinen eignen Mitteln, und wurde über dasselbe, und noch zwey andre Regimenter zum Befehlshaber gesetzt.

Die Unternehmungen mit diesem kleinem Heere konnten nicht für das Ganze des Krieges sehr merk-

wür-

*) Einige erzählen, daß er 30,000 Mann auf seine Kosten habe anwerben wollen, andere erinnern, daß sich an diese Summe wenigstens eine überflüssige Nulle müsse angehängt haben. Es liegt aber wohl eine andre Verwirrung zum Grunde, die man in der Folge der Erzählung bemerken wird.

würdig werden. Die Geschichte übergeht sie mit Stillschweigen Wallenstein wußte bald durch grössere Thaten die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zu ziehen.

Die Gelegenheit zu seinem grösten Schwunge gab der König von Dännemark. Dieser muthige Prinz hatte die Unterdrückung der Protestanten in Deutschland schon längst mit Unwillen angesehn, und er hatte auch schon längst dem kaiserlichen Hofe darüber Vorstellung thun lassen. Er sandte im Jahre 1622 den Grafen von Peckfisch an den Kaiser, und ließ eine Aussöhnung des Kaisers mit dem Churfürsten von der Pfalz, dem unglücklichen Friedrich, vortragen. Allein das kaiserliche Ministerium gab denen Vorschlägen so wenig Gehör, daß es den Gesandten vielmehr am 17. Julius 1622 eine sogenannte Resolution ertheilte, in welcher man nicht undeutlich zu verstehen gab, daß der König von Dännemark sich um den Frieden nicht besorgen möchte. Der König nahm sich hierauf vor, der kaiserlichen Macht mit den Waffen entgegen zu gehen. Er that bey dem Kaiser, wegen des Churfürsten von der Pfalz, Friedrich, wiederholte Vorstellungen, und da diese insgesamt fruchtlos waren, so eröfnete er im Jahre 1625 eine neue Scene des Krieges in Deutschland. Der niedersächsische Kreis, welcher von den Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Truppen am meisten gelitten hatte, erwählte den König von Dännemark zu seinem Kreisobersten, und dieser rückte mit einer Armee in Deutschland ein, die weder stark noch geübt genug war, die Macht der kaiserlichen Truppen zu zerstören.

Indessen waren nun fast alle Höfe in Europa auf die überwiegende Gewalt des Hauses Oesterreich eifersüchtig geworden. Man schloß ein Bündniß, welches

fürchterlich klang, aber bloß durch den Namen schreckte, da die verbundnen Mächte gröstentheils unthätig blieben. England, Frankreich, Holland, Venedig und Savoyen verband sich mit dem Könige von Dännemark. Der König von England, Carl, schickte wirklich 15,000 Mann, um die Dännische Armee zu verstärken, aber sie blieben mit denen Französischen Truppen in Holland, wo man sie ebenfalls brauchte, und wurden gröstentheils durch Krankheit aufgerieben. Gleichwohl brachte der Graf von Mansfeld eine neue Armee auf, und der König von Dännemark vermehrte sein Heer ebenfalls, und brachte an der Weser so viele Truppen zusammen, daß er Furcht erwecken konnte. Die Fürsten, welche der protestantischen Union zugethan waren, verabsäumten nichts, um sich mächtiger zu machen. Die Herzoge von Mecklenburg und Braunschweig erklärten sich öffentlich für Dännemark, von welchem der leztere dem Könige das Amt des Kreisobersten abtrat, und die ersteren Volk anwerben liessen. Oesterreich wurde mit einem Kriege bedroht, davon der bisherige nur ein Schatten gewesen zu seyn schien.

Unter diesen Umständen bot Wallenstein seinen Beystand auf eine merkwürdige Art an. Er versprach ein Heer von 50,000 Mann anzuwerben, wenn man ihn zum Oberbefehlshaber darüber setzen wollte. Die kaiserlichen Minister erstaunten bey diesem Vorschlage. Sie nannten es „ein desperates Mittel.“ Sie antworteten dem Wallenstein; **sie wüßten nicht 20,000 Mann zu unterhalten, wie wäre es möglich, an 50,000 zu denken?** Wallenstein sagte dagegen: **er wisse selbst nicht, wie man 20,000 unterhalten wollte, allein 50,000 Mann wolle er selbst zu unterhalten wissen.** Als er sich über diesen Aus-

druck erklärte, war er ganz richtig. Ein Heer von 20,000 Mann war nicht so fürchterlich, als ein Heer von 50,000. Jenes konnte er nicht so leicht in den Provinzen verlegen, ohne einen Unfall zu befürchten, mit diesem war er jedem Feinde fürchterlich, und konnte demselben, wo er war, mit Gewalt und Schrecken Unterhalt verschaffen. Er zeigte auch in der Folge, daß er wahr geredet hatte, und in der Kunst der Unterhaltung der Kriegsvölker blieb Wallenstein beständig, auch seinen Feinden, bewundernswürdig. Sie mußten ihn bewundern, weil sie es ihm nicht gleich thun konnten. Hätten sie so grausam zu seyn verstanden, wie er, so würden ihre Heere ebenfalls von den letzten Lebensmitteln armer Bürger in Ueberfluß gelebt haben.

Die Kühnheit Wallensteins brachte das kaiserliche Ministerium dahin, daß dasselbe vorerst ihm den Auftrag that, 20,000 Mann zu werben. Es wurden ihm einige Kreise in Böhmen zu Sammelplätzen eingeräumt. Er brachte mehr, als die bestimmte Armee, zusammen. Diese Anwerbung hat zu dem eben vorher bemerkten Irrthume Gelegenheit gegeben, daß man erzählte, Wallenstein habe auf seine Kosten 30,000 Mann in das Feld stellen wollen. Er that es, aber nicht ganz aus seinen Mitteln. Sein Ansehn und sein Credit war durch seine Unterhändler und seinen eignen Reichthum so groß, daß jedermann, der sich scheute in Kaiserliche Dienste zu treten, zu Wallensteins Heere sich bereitwillig anwerben ließ. Er vergrößerte dadurch selbst sein Ansehn bey dem Hofe zu Wien. Man erhob denjenigen in den Fürstenstand, der mehr, als ein Kaiser, bewerkstelligen konnte. Wallenstein wurde zum **Herzoge von Friedland** erklärt, und erschien mit einer neuen Armee im Felde, die bald die Feinde des Kaisers zitternd machte.

Der neue Herzog von Friedla d war der erste General in der Welt, welcher die Kunst erfand, eine Armee, ohne Kosten des Hofes, zu unterhalten. Man fand diese Kunst aber durch die völlige Zerstörung und Verarmung der Länder, Soldaten zu unterhalten, für die Menschheit zu entehrend; und es kam nach dem Herzoge von Friedland kein zweyter General jemals, der die Kunst des ersten nachahmte.

Kaum war die neue Armee in Böhmen versammelt, als sie schon das Land so entkräftete, daß es nöthig war, sie in feindliche und fremde Gegenden zu führen, weil Böhmen zu ihrer Unterhaltung unfähig wurde. Der Marquis von Montenegro, welcher bisher einer von den Feldmarschalln des Hauses Oesterreich gewesen war, und in Siebenbürgen auf seinen Unternehmungen nicht Glück gehabt hatte, mußte seinen Posten, das Obercommando über eine Hauptarmee des Kaisers, verlassen, und denselben dem neuen Herzoge von Friedland abtreten. **Wallenstein** machte seinen Namen sehr bald groß, und bey diesen großen Namen werden wir in der Folge der Erzehlung den Herzog von Friedland nennen. Den Namen des Herzogs hatte er mit mehrern gemein; den Namen **Wallenstein** aber machte er zu einem einzigen in der Geschichte. Und die Geschichte muß das **Große** dem **Glänzenden** vorziehen.

Mit dem Jahre 1625 gieng die große Epoche Wallensteins an. Damals sahe Deutschland fünf merkwürdige Feldherrn, von denen Wallenstein der Feind, oder Nebenbuhler wurde. Ihre Schilderung gehört in die Geschichte Wallensteins, und man wird mit Recht diejenigen näher kennen lernen wollen, welche zur Größe dieses Krieges, entweder durch ihre Fehler, oder durch ihr Unglück, etwas beytrugen.

Der König von Dännemark, Christian der vierte, der in der Blüthe seiner Jahre nach Ehre dürstete, und Muth mit Entschlossenheit verband, zeigte sich als das Haupt der Gegenparthey vom Hause Oesterreich in Deutschland. Er gehörte, als Herzog von Holstein, selbst zu diesem Staate, dessen Erretter er nunmehro seyn wollte. Er war der protestantischen Parthey mit dem Eifer eines jungen Helden und mit der Liebe der Anverwandschaft ergeben. Er hatte die Schwester des Churfürsten von der Pfalz zur Gemahlin. Sein Ehrgeitz konnte die Behandlungen des Kaisers nicht ertragen. Seine Klugheit mäßigte sein Feuer, und die Kriegswissenschaft leitete seinen Muth. Er wäre an der Spitze einer andern Armee, als die er damals hatte, ein fürchterlicher Held gewesen.

Unter lauter Unglücksfällen, mit wenigen Truppen, und ohne fremde Unterstützung, hatte sich der Herzog von Braunschweig, Christian der jüngere, der kaiserlichen Macht furchtbar gemacht. Ferdinand ließ ihm im Jahre 1623 Verzeihung und Gnade anbieten, aber der kühne Held wollte auf keine andere Bedingung Gnade haben, als wenn der Churfürst von der Pfalz sie zugleich erhielte. Seine Tapferkeit war eben so groß als sein Muth. Er ließ sich durch keine Gefahren schrecken. Er hatte sehr oft in verschiednen Treffen Wunden bekommen, und schien gleichwohl den Tod mit Gewalt auf dem Kampfplatze zu suchen, wo er ihn doch nicht finden sollte. Er war der unversöhnlichste Feind der Catholiken, und bemühte sich, die Härte der kaiserlichen Heere, welche sie gegen die Protestanten ausübten, an den Catholischen, besonders den Priestern, nachzuahmen. Er war ungestüm, hitzig, gegen alle Beschwerlichkeiten abgehärtet, im Gefechte der tapferste, und in Ruhe nie ruhig, unerschrocken

bey

bey allen Vorfällen, für nichts in der Welt furchtsam, nach erlittnen Niederlagen hartnäckig, in seinen Vornehmen unveränderlich, im Kriege wild, und zu allem fähig, wodurch er die Protestanten unterstützen, und seinen Muth zeigen konnte. Die Uebung, welche er schon durch seine Feldzüge erlanget hatte, machte ihn zu einem General, der seine Kühnheit sehr wirksam machen konnte, wenn ihn nicht im folgenden Jahre der Tod übereilt hätte.

Der dritte Feldherr auf der protestantischen Seite der Graf von Mannsfeld war es vorzüglich, mit welchem Wallenstein um die Ehre des Sieges zu kämpfen hatte. Dieser, in allem Betracht, große Feldherr wurde von denen Catholiken unter allen Feinden am meisten geschätzt. Er hatte, gleich von dem ersten Anfange des Krieges, sich völlig den Feinden des Kaisers gewidmet. Der Kaiser erklärte ihn einmahl über das andere in die Reichsacht, und blieb, bey allen Vorstellungen, welche man ihm machte, dem Grafen zu vergeben, unversöhnlich. Der Graf blieb, bey diesen Umständen, der gröste Gegner der kaiserlichen Macht. Er widersetzte sich mit seinen zusammengeworbenen Truppen, ohnerachtet aller Niederlagen, die er erlitte. Seine Tapferkeit, Klugheit, und unüberwindliche Standhaftigkeit machten ihn des grösten Ruhmes würdig. Er rang östers mit dem Unglücke, und erlag doch nie. Seine Plane waren immer mit Weisheit angelegt, seine heldenmüthige Bemühungen gut ausgeführt, die Vorsichtigkeit unterstützte seinen Muth. Es fehlte ihm nichts, als Glück. Er war kein glücklicher, aber ein großer Held: er schien das erste deswegen nicht zu seyn, um sich destomehr groß zu zeigen, und den Lobspruch eigen zu machen, daß er allen Widerwärtigkeiten und Schicksalen überlegen sey.

Der Markgraf von Baaden-Durlach kam den andern protestantischen Feldherrn so wohl im Muthe, als im Unglücke, gleich. Er hatte sein Land seinem Prinzen feyerlich übergeben, und erklärt, daß er, als Soldat, leben und sterben wollte. Die geringere Anzahl seiner Truppen machte seine Absichten fruchtlos, aber unter jeden günstigen Umständen war er fähig die kaiserliche Macht zu schwächen.

Der Kaiser hatte auf seiner Seite nur einen einzigen General, welchen er mit den vier itzt geschilderten vergleichen konnte. Dieß war der berühmte Tilly; ein Mann, der nicht blos Soldat, sondern auch Staatsunterhändler, und in beyden Fächern bis dahin gleich glücklich gewesen war. Im Kriege bezeugte er sich grausam, und ließ seinen Soldaten viel Muthwillen, und oft Unmenschlichkeiten zu. Die unschuldigen Einwohner der Gegenden, in denen er mit seinen Heeren stand, empfanden die Wuth seiner Krieger und seine eigne Grausamkeit bis zur Zerstörung. Man würde seine Unmenschlichkeiten als das höchste Ziel der kriegerischen Wuth betrachten können, wenn Wallenstein nicht auch hierinnen, so wie im kriegerischen Glücke, sein Nebenbuhler geworden wäre.

So bald der neue Herzog, welcher die Gunst des Kaisers im höchsten Grade besaß, ins Feld rücken wollte, ertheilte er über hundert Patente, und bestimmte die Obersten bey seinem Heere, unter denen drey Herzoge waren. Johann Albrecht, und Heinrich Julius von Sachsen, und ein Herzog von Holstein. Die Einrichtungen bey seiner Armee waren insgesamt von den bisherigen gewöhnlichen abändernd. Er suchte eine Ehre darinnen, daß er in allem von dem gewöhnlichen abwich. Er machte neue Abtheilungen bey seiner Armee, er führte neue Aemter ein, er schaffte allen Vorzug des

Ranges in Absicht der Geburt ab, und jeder Officier muste seinen Rang nach seinem Posten, und dem Alter desselben nehmen, die Herzoge sowohl, wie die Bürgerlichen. Er veränderte durchgehends die bisherigen Gesetze und Ordnungen, und besonders führte er eine Disciplin ein, die bis zum schrecklichen ungewöhnlich war. Er pflegte selbst zu sagen: „er wolle keine einzige Regel und Sitte so lassen, sondern sie entweder „abschaffen, oder verändern.„ Der hochmüthige Charakter dieses Feldherrn fieng nunmehr an, öffentlich sich zu zeigen. Er erlaubte sich vieles, was kein andrer gewagt hätte, und keinem andern zugelassen worden wäre. Ihm schien alles frey zu stehen. Sein Schwiegervater, der Minister von Harrach, und der Fürst von Eggenberg, sein starker Freund, setzten ihn beym kaiserlichen Hofe in solches Ansehn, daß man alles billigte was er that. Er bemerkte dieses kaum als er immer weiter gieng, und, nach seinem ohnehin hochmüthigen Geiste, jenen unglaublich sonderbaren und stolzen Charakter bildete, welchen man bald darauf mißbilligte, und endlich verabscheute.

Er brannte aber auch für Begierde, bald etwas großes auszuführen, und seine Nutzbarkeit dem Kaiser zu beweisen. In dieser Absicht zog er mit seinem Heere durch Schwaben und Hessen nach Niedersachsen, theils um dem General Tilly näher zu seyn, theils um die Feinde zu treffen. Vier ansehnliche Armeen näherten sich der Weser. Der Graf von Mansfeld kam aus Holland durch Westphalen an, der Graf von Tilly rückte aus Niedersachsen immer näher und breitete sich längst der Weser aus. Der König von Dännemark stand bey Bremen, und gieng hierauf nach Hameln. Die feindlichen Heere trafen einander sehr bald. Der König von Dännemark aber vermied, aus Klugheit,

eine Schlacht. Indessen fielen heftige Scharmützel, und zuweilen auch nicht unwichtige Treffen vor. In einem verlohr der König von Dännemark seine zwey besten Officiers, den Herzog Friederich von Sachsen-Altenburg, und den Obersten Obertraut.

Wallenstein zog sich zuerst mit seinem Heere gegen Göttingen, und rückte von da nach Ihlefeld, welche Stadt ihm anfänglich die Einnehmung einer Besatzung versagte. Hierauf schickte er den Grafen von Schlick mit 10,000 Mann nach Halberstadt, und ließ diese Stadt besetzen. Eben dieses geschahe in dem Erzstifte Magdeburg, wo eine Menge von Plätzen und Schlössern eingenommen, und mit kaiserlichen Völkern besetzt wurden. Damals war das Herumziehen der Völker Gewohnheit. Wohin nur die käiserlichen Truppen kamen, nöthigten sie die Einwohner „sich in die „kaiserliche Devotion zu ergeben,“ wie sie es nannten, daß hieß, sich von den kaiserlichen Soldaten gutwillig alles nehmen zu lassen. Die Absicht bey jenem Ausdrucke, welcher auch bey Fürsten, wie z. B. bey dem Herzoge **Friedrich Ulrich von Braunschweig**, zu Wolfenbüttel gebraucht wurde, war vielleicht noch viel weitaussehender, wenn das Glück den Krieg nach Ferdinands Wunsch geendigt hätte.

Nachdem Halberstadt besetzt, und die vornehmsten Plätze im Erzstifte Magdeburg ebenfalls der kaiserlichen Macht unterworfen waren, so rückte Wallenstein mit seinen Truppen näher, ließ die Stadt Halle besetzen, und Magdeburg zu der Erklärung nöthigen, daß diese Stadt ebenfalls „in der kaiserlichen Devotion bleiben,“ und mit seinen Truppen ein beständiges gutes Vernehmen halten wolle. Ein General, der so viele Freunde bey Hofe hatte, wie Wallenstein, durfte nicht mehr thun, als dieses, um gebilligt zu werden,

und Ruhm zu erlangen. Das Neue, bey welchen man immer, wenn es zu mehrern Vortheile da ist, das gute ängstlich sucht und preißt, äußerte auch hier seine Wirkung. Man rühmte zu Wien die Besetzung und Einnahme dieser Länder, welche wehrlos alle Thore eröfnen mußten, und keine Sieger, sondern nur Unterdrücker haben konnten. Man bewunderte die gute Ordnung der Wallensteinischen Armee, und daß er „ die „ Leute nicht von Haus und Hof gejagt habe. „ Man urtheilte, daß man auf Wallensteinische Manier den Krieg in Deutschland viele Jahre fortsetzen könnte. Dieser General verstand das Mittel, das Unglück des menschlichen Geschlechts zu verlängern.

Es war eine von Wallensteins Hauptmaximen, dem Feinde, wenn es möglich, immer an der Anzahl der Truppen überlegen zu seyn, und auch, ohne Nothwendigkeit, beständig die Armee zu vergrößern. Sein eignes, durch seine Vermählungen, und die Gunst des Kaisers, erlangte außerordentlich großes Vermögen, und die Expressungen in den Provinzen, die er durchzog, setzten ihn in den Stand, diese Maxime beständig auszuführen, und beständig sein Heer zu vergrößern. Er that dieses auch in den Wintermonaten des Jahrs 1625, und bereitete sich dadurch zu etwas wichtigen auf den Feldzug des folgenden Jahrs.

Schon im Februar 1626 brach der tapfere Graf von Mansfeld, welcher mit seinem Volke bisher in dem Stifte Lübeck und um Lauenburg gestanden, weiter auf, und zog sich in das Mecklenburgische. Er war hier, so wie fast in allen seinen Unternehmungen, unglücklich. Die Herzoge von Mecklenburg standen mit dem Könige in Dännemark im Bündnisse, und waren seiner Parthey zugethan. Gleichwohl geriethen sie, bey Annäherung des Grafen, in eine sonderbare Besorg-

niß.

niß. Sie verlangten, daß er seine Armee das Gewehr ablegen lassen sollte, worauf sie dieselbe durch ihr Land bis an die Grenze wollten führen lassen. Es versteht sich, daß der Graf diese Bedingungen verweigerte. Es wurde hierauf in aller Eil zu Gardelosen, oder wie es heißt, Gorlosen, eine Meile von Dömiz, eine Brücke über die Elbe geschlagen, über welche die Mansfeldischen Truppen zogen, und von da ihren Weg in die Mark Brandenburg nahmen. Der Graf besetzte hierauf Havelberg und die Stadt Alt-Brandenburg. Sein Plan war, nach Schlesien zu gehen, und dort vielleicht die Mißvergnügten aufs neue zu den Waffen zu ermuntern, und hierauf den Betlehem Gabor zu unterstützen, der voll Unruhe und Ehrgeiß wieder zu den Waffen griff, als Ferdinand der dritte gekrönt wurde, den sein Vater, Ferdinand der zweyter, als König von Ungarn hatte ausruffen lassen.

Wallenstein, welcher zwischen Magdeburg und Dessau stand, verrückte den Plan des Grafen von Mansfeld. Da die Zufuhr in das kaiserliche Lager größtentheils auf der Elbe kam, und einer von den Hauptposten, welcher die Zufuhr deckte, die Verschanzungen waren, welche die Kaiserlichen an der Dessauer Brücke bey der Elbe gemacht hatten, so entschloß sich der Graf einen Streich auszuführen, welcher für seine Parthey sehr vortheilhaft seyn mußte, die Truppen, welche in diesen Verschanzungen standen, zu vertreiben, und dadurch dem Lager des Wallensteins selbst, die Zufuhr abzuschneiden. Der König von Dännemark hatte schon einen vergeblichen Versuch auf diese Schanze thun lassen. Der Oberste Altringer hatte sie mit seinen Truppen so gut vertheidiget, daß die Dänen sich entfernt hatten. Der Graf von Mansfeld wagte es einen neuen Angrif zu unternehmen. Er

rückte

rückte auf Zerbst zu, und langte bey dieser Stadt des Morgens frühe an eben dem Tage an, an welchem Wallenstein eine Besatzung hinein legen wollte. Nach einer andern Nachricht war schon wirklich eine Besatzung von 400 Mann in dieser Stadt, welche der Graf über die Klinge springen ließ. So viel ist gewiß; er erstieg die Stadt unversehens, und besetzte sie mit seinen Truppen.

Die Einnahme der Stadt Zerbst schien den Angrif auf die Verschanzungen bey der Dessauer Brücke zu erleichtern. Der Graf von Mansfeld wagte einen Versuch, welcher wegen der tapfern Vertheidigung mißlung. Er wurde dadurch nur hitziger. Er bekam eine Verstärkung aus Magdeburg, und wagte einen zweyten heftigen Angrif eilf Tag nach dem erstern. Ob es gleich nicht möglich war, sobald die Verschanzungen zu ersteigen, wie man geglaubt hatte, so wiederhohlte man dennoch nicht allein die Angriffe, sondern belagerte auch die Schanze. Kaum erfuhr Wallenstein diese Nachricht, als er dieses für die beste Gelegenheit zu einem Treffen hielt, dessen Ausgang, wegen der Uebermacht seines Heeres nicht zweifelhaft war. Er zog sich in aller Stille aus seinem Lager, und kam, mit seiner ganzen Armee, in der Nacht, bey der Dessauer Brücke an. Der Graf von Mansfeld, welcher nichts weniger vermuthete, als die ganze Wallensteinische Armee gegen sich zu haben, wiederholte seinen Angrif am 25 April am frühen Morgen. Er sahe das ganze kaiserliche Heer vor sich. Die erste Bestürzung entriß ihm nicht die Gegenwart des Geistes. Er vertheidigte sich so gut er konnte, und zog sich in seine eigne Verschanzungen zurück. Wallenstein griff ihn mit dem Feuer seiner Artillerie an. Um neun Uhr wurde der Angrif allgemein. Der Graf von Mans-

feld hielt die Uebermacht der Feinde bis Nachmittags um drey Uhr aus. Um diese Zeit entstand im Lager, unter der Bagage der Armee ein Feuer, und der Graf mußte also ins freye Feld rücken. Ohneracht et seine Armee gegen die Feinde zu schwach war, so wurde sie doch von dem Beyspiele und dem Muthe ihres großen Feldherrn so sehr belebt, daß sie eine Zeitlang die Macht der kaiserlichen mit einer Fassung aushielt, welche den Sieg zweifelhaft machte. Die Cavallerie, auf welche die Wallsteinische mit äusserster Gewalt losbrach, machte die erste Unordnung. Die Infanterie konnte sich nun nicht erhalten. Das Blutbad wurde schrecklich, welches die Kaiserlichen anrichteten. Ein ganzes Regiment streckte das Gewehr, und gab sich gefangen. Der General von Kniphausen, welcher dieses Regiment commandirte, gerieth zugleich, nebst vielen andern Officiers, in die Gefangenschaft. Die Bagage, die Canonen, die Fahnen, und 1500 Kriegsgefangne waren die Beute der Sieger. Man rechnete die Getödteten auf 3000 Mann. Wallenstein verfolgte die Flüchtigen bis nach Zerbst, welche Stadt in der ersten Hitze erobert, und die Besatzung niedergehauen wurde. Der unglückliche Graf von Mansfeld zog sich mit den Trümmern seines Heeres in die Mark Brandenburg.

Jedermann, welcher den Geist dieses Helden nicht gekannt hätte, würde ihn, nach dieser Niederlage für ganz unfähig gehalten haben, etwas neues zu unternehmen. Aber er stand in kurzer Zeit wieder an der Spitze eines ansehnlichen Heeres. Er sammelte seine flüchtigen Truppen, er erhielt vier tausend Mann Infanterie, welche ihm die Herzoge von Mecklenburg zuschickten. Es stiessen noch dreytausend Schottländer zu ihm, und einige andere Truppen, welche ihm der König von

Dänne=

Dännemark gab. Mit diesem Heere glaubte er sich stark genug, seinen ersten Plan auszuführen. Er gieng, in Begleitung des Herzogs von Weimar, nach Schlesien. Ohneracht aller Hindernisse kam er nicht allein glücklich in diesem Lande an, sondern er hatte seine Armee auch so weit vermehrt, daß sie 25,000. Mann stark war. So bald er in der Nähe von Breslau war, theilte er der Stadt eine Erklärung mit, daß die Absicht seiner Ankunft in diesen Gegenden die Beschützung von Schlesiens Freyheiten, und die Errettung dieses Landes von allen Bedrückungen sey. Allein die Hofnung, welche er bey der Ausbreitung dieser Erklärung hatte, schlug fehl. Die Furcht für der Macht des Kaisers, das geringere Zutrauen zu seiner Unterstützung und das Unvermögen, etwas grosses zu unternehmen, hielten die Bürger Schlesiens ab, denen Hofnungen, die man machte, sich zu überlassen. Der Graf von Mansfeld blieb kurze Zeit in Schlesien, ließ ein Heer unter den Befehlen des Herzogs von Weimar in diesem Lande, und zog nach Mähren, wo er das Land verwüstete, und neue Hofnungen entwarf.

An dem Hofe zu Wien erhob man den Sieg, welchen Wallenstein bey der Dessauischen Brücke über den Grafen von Mansfeld erfochten hatte. Die Ehre dieses Generals erlangte dadurch ein gegründetes Ansehn. Man betrachtete den neuen Herzog als eine neue Stütze des Throns.

Er selbst aber erfuhr kaum, daß der Graf von Mansfeld nach Schlesien eilte, als er mit seinen Truppen den Weg dahin, durch die Lausitz nahm. Er kam fast zu gleicher Zeit mit dem Grafen in Schlesien an. Allein einen Theil seiner Armee hatte er dem General Tilly zugesandt, welcher an dem Könige von Dännemark einen Feind hatte, der immer gefährlicher wurde.

Sein

Sein eignes Volk war auf denen übertriebnen Mär- schen geschwächt worden, und er war also nicht fähig, grosse Unternehmungen zu wagen. Ueberhaupt pflegte er nie anders, als mit überlegner Macht, den Feind anzugreifen. Er schickte indessen unter den Befehlen des Obersten Pechman, ein Corps denen Mansfeldi- schen Truppen nach. Der Graf erschrack als er sich von der annähernden Armee Wallensteins überrascht sahe. Er zog den Herzog von Weimar an sich, und brauchte bey allen seinen Zügen die gröste Vorsichtigkeit. Er schloß sich beständig in eine Wagenburg ein, und zog auch auf diese Art fort, so daß die Wallensteini- schen Truppen ihm keinen grossen Schaden zufügen konnten. Um sich aus seiner Verlegenheit zu reissen, zog er, mit bewundernswürdiger Klugheit, nach Ja- blunka, wo er sich stark verschanzte. Hier lief ihm viel Volk aus Ungarn und Mähren zu, denn sein Ruhm war nunmehr seiner Grösse gleich. Die Mäh- rischen Gränzen wurden nunmehr von seinen Truppen heimgesucht. Am Ende des Augustmonats belagerte der muntre Held die Festung Leipnick, muste aber, nach Verlust von hundert Mann, die Belagerung aufheben. Er rückte hierauf nach Carmeßier, und suchte in Mäh- ren einzudringen. Wallenstein kam ihm aber hier wie- der entgegen, und er zog sich nun in den Ebenen von Ungarn, jenseit der Wag, um diesen Fluß zwischen sich, und den Kaiserlichen zu stellen, und zugleich die Vereiniguug seines Heeres mit demjenigen, welches der Fürst Bethlem Gabor anführte, zu bewerkstelligen.

Es war nothwendig, daß Wallenstein entweder diese Vereinigung durch kluge Züge verhinderte, oder mit dem Grafen schlug. Er eilte demselben flüchtig nach. Er erschien unvermuthet an dem Ufer des Flus- ses Wag. Aber jenseits des Flusses stand der Graf

von Mansfeld in einer solchen Fassung, daß es unmöglich war, ihn anzugreifen. Auf der einen Seite wurde er von Bethlem Gabor mit einer Armee von mehr als zehntausend Mann unterstützt. Auf der andern Seite stand der Pacha von Bosnien mit einem noch zahlreichern Kriegsheere. Gegen eine Armee von 50,000, Mann war Wallenstein nicht gewohnt zu fechten, wenn er nicht 80, 000 Mann hatte. Itzt bestand seine Armee nur aus 30, 000. Er beobachtete daher nur den Feind, den der Fluß Wag von ihm scheidete. Man hätte hier Wallensteinen selbst angreifen sollen. Allein, der Glücksstern einiger Personen in der Welt wendet, bis zu einem gewissen Ziele, alle Unfälle von ihnen ab.

Zum Unglück beyder Kriegsheere riß eine tödtliche Seuche unter ihnen ein. Wallenstein, und der Graf verlohren Haufen von Volke. Beyde Ufer des Flusses waren mit Todten bedeckt. Das Verderben war allgemein, und jede Unternehmung unmöglich. Beyde Heere verlohren mehr Truppen, als eine grosse Schlacht gekostet hätte.

Der Herzog von Weimar zog sich mit einem Corps der Mansfeldischen Truppen, mit denen er sich vor kurzem vereinigt hatte, wiederum nach Schlesien. Der Graf von Mansfeld hielt sich für stark genug, und wünschte, in Schlesien einen neuen Auftritt zu machen. Allein, plötzlich wurde er, nach dem Abmarsche des Herzogs von Weimar, gewahr, daß sich alles Glück wider ihn beständig erklären wollte.

Wallenstein sahe die vereinte Macht der Feinde kaum an, als seine Politik ihm Mittel anbot, sie zu trennen, da die Kriegsmacht dazu unfähig war. Er bewegte den kaiserlichen Hof dahin, daß er sich mit dem Fürsten Bethlem Gabor, und dem Pacha von

Bosnien in Unterhandlungen einließ, welche so vortheilhaft waren, daß sie zu Stande kamen. Auf einmal war der Graf von Mansfeld von diesen mächtigen Freunden verlassen, und sein ganzer Entwurf war umgestürzt. Der Fürst Bethlem Gabor, und der Pascha von Bosnien verliessen ihn. Er sah nicht einmal Gelegenheit, sich über diesen Streich bey Jemanden zu beklagen. Er nahm eine tiefe Verstellung an, und suchte sich selbst dadurch nur in Sicherheit zu setzen. Der Herzog von Sachsen-Weimar war von ihm entfernt, und er konnte nicht zu ihm kommen, weil Wallenstein die Vereinigung unmöglich machte. Er überließ den Rest seiner Armee dem Fürsten von Siebenbürgen, nahm seine beste, und treusten Officiers mit sich und begab sich, in der Stille, nach Venedig. Hier wollte er Entwürfe machen, was man im künftigen Jahre vornehmen könnte. Allein der Tod übereilte den Helden. Eine Schwindsucht verzehrte die noch übrigen Kräfte dieses im Unglück und immer vermehrten Beschwerlichkeiten ermatteten Mannes. Er verfiel zusehens, und seine begleitenden Officiers sahen sein Ende herannahen. Aber er blieb der Held, der er war, bis auf den letzten Hauch seines Lebens. Eine Tagereise weit von Basna Serai in Bosnien überwältigte seinen Körper die Krankheit. Die Seele blieb groß, wie sie immer gewesen war, und verließ den Körper mit Triumph über alles, was irdisches Leben heißt. Der sterbende Graf ließ seine Officiers, eben da er sterben wollte, vor sich kommen. Er lehnte sich sterbend auf zween von ihnen, und hielt eine Rede an die versammelten, in welcher er sie ermunterte, tapfer zu seyn, und allen seinen Muth und Unerschrockenheit ihnen einflößte. Er starb, wie in allen Unfällen seines Lebens, so auch im Tode unüberwindlich, in sechs

und vierzigsten Jahre seines Alters. Er verstand die Grösse aller Künste, die Sterbliche haben, sich, troz aller unglücklichen Schicksale, die ihn zeitlebens verfolgten, unter die geringe Zahl der ewigen Menschen auf unsrer Erde, zu versetzen.

Einen solchen unüberwindlich standhaften Gegner hinweggerissen zu sehn, war kein gemeines Glück für Wallenstein. Nun zog er nach Schlesien, wo sich der Herzog von Sachsen Weimar mit derjenigen Armee, die ihm der Graf von Mansfeld untergeben hatte, immer weiter ausbreitete. Er sandte ein starkes Corps gegen ihn ab. Dieses wurde, mit Verlust von 1300. Mann geschlagen. Einem zweyten ging es nicht besser. Wallenstein zog sich mit seiner ganzen Macht gegen den Herzog von Weimar. Dieser aber verschanzte sich, mitten im Winter, legte in viele Oerter starke Besatzungen, that den Wallensteinischen Truppen durch öftere Streifereyen empfindlichen Abbruch, und vermehrete seine Armee beständig. Er fing an, dem Kaiser gefährlicher zu werden als man jemals vermuthet hatte, und da er nicht besiegt werden konnte, solte er geächtet werden. Man suchte ihn dadurch in Furcht zu setzen, aber er blieb den Kaiserlichen furchtbar. Er blieb es so lang er lebte, allein er starb schon im December des Jahrs 1626, in Schlesien; und das gute Glück Wallensteins befreyte ihn auf diese Art von seinem zweeten grossen Gegner. Die Armee des Herzogs von Weimar verlief sich bald, nach seinem Tode.

Wallenstein konnte hierauf mit leichter Mühe Schlesien beruhigen, denn ohne Anführer fällt jeder kriegerischer Entwurf.

Die Vorfälle, welche sich indessen in Niedersachsen ereignet hatten, machten die Rückkehr Wallensteins

steins in diese Gegenden mehr nützlich. Der König von Dännemark war bey Lutter am Barenberge vom General Tilly geschlagen worden. Er hatte sich zwar wiederum, nach dieser Niederlage erholet, und eine neue Armee gesammelt, allein er war mit dieser nicht fähig dem mächtigern Tilly die Spitze zu bieten. Er mußte sich beständig zurückziehen. Gleichwohl scheute sich Tilly ihn eher anzugreifen, bis er noch mehrere neue Verstärkungen erhalten hätte. Wallenstein kam an. Kaum erscheint dieser, als man den König mit doppelter Macht verfolgt. Wallenstein dringt von der einen, Tilly von der andern Seite auf ihn. Der König vertheidigt sich tapfer, aber die Uebermacht zwingt ihn, einen Platz, eine Gegend nach der andern zu verlassen. Er verläßt die Braunschweigischen Länder, er zieht nach Hollstein: er verläßt dieses Land, und rückt ins Herzogthum Schleswig. Die Kaiserlichen folgen ihm nach und breiten sich sowohl da, als im Jütländischen aus. Dieses war der glückliche Anfang des Jahrs 1627.

Wallenstein war es vorzüglich, welcher den König von Dännemark verfolgte, und mit seiner Armee einen Ort nach dem anderen einnahm, in welchen Dänische Besatzung lag. Ganz Hollstein, mit Kiel, mußte sich ihm ergeben, und er breitete sich in Jütland über 25. Meilen weit aus. Er fand die Wohnungen fast allenthalben verlassen, und Städte, Dörfer, und Schlösser ledig. Allein nichts destoweniger fand seine Armee reichen Unterhalt und Lebensmittel, welche die unglücklichen Einwohner verlassen hatten.

Obgleich der König von Dännemark sich, unter den unglücklichen Streichen, die seine Macht empfing, immer vertheidigte, so sahe er doch auch ein, daß er auch bey aller Verstärkung, die er theils hofte, theils erhielt der andringenden Macht der Kaiserlichen nicht gewach-

sen

sen seyn würde. Er suchte die Ufer der Weser zu besetzen, und verlegte den grösten Theil seiner Armee in dem Stifte Bremen. Allein etwas für sich vortheilhaftes konnte er nicht hoffen. Die Dänischen Reichsstände wendeten sich daher, auf seinen Betrieb, an den General Wallenstein, und liessen Friedensvorschläge thun. Der regierende Herzog von Hollstein fand sich, als Unterhändler, selbst bey Wallenstein, ein. Wallenstein antwortete den Dänischen Anträgen anfänglich mit der Mine des stolzen Siegers. Er ließ sich hernach auf Friedenspunkte ein, aber sie waren so grausam, und wurden mit solcher Härte vorgetragen, daß die ganze Friedensunterhandlung vergeblich blieb.

Der Charakter Wallensteins konnte nicht irgend Jemanden über sich, und schwer Jemanden neben sich leiden. Er suchte daher, so viel es möglich war, nichts mit dem General Tilly gemeinschaftlich zu thun. Gleichwohl mußte er es oft. In krigerischen Unternehmungen zwar niemals, aber in Unterhandlungen zuweilen; dergleichen eben dieses Friedensgeschäft mit Dännemark war. Uebrigens betrug sich Wallenstein gegen Tilly besonders. Wenn Tilly gegen ihn freundlich und höflich war, so bewies er sich stolz und rauh: zeigte Tilly ihm eine finstre Erhabenheit, so nahm Wallenstein ein verbindliches, bescheidnes Wesen an. Dies sind nicht Eigenschaftes eines grossen Geistes.

Das Glück nahm indessen Wallensteinen zu seinem Liebling an. Tilly verrichtete grössere Thaten; er erlangte geringere Belohnungen. Wallenstein hatte sich zum Herzog erhoben, ehe er die Hälfte von Tillys Thaten verrichtet hatte. Er wurde mit neuen Ehrenbezeugungen überhäuft, indem Tilly sich bloß verdient machte.

Die ausschweifende Begierde Wallensteins, sich immermehr zu erhohen, je höher er gestiegen war, und welche keine Grenzen kannte, trieb ihn zu immer neuen Entwürfen. Die Verbindung der Herzoge von Mecklenburg mit dem Könige von Dännemark, reitzte die Rach des Kaisers desto lebhafter, da dieses neue Feinde waren, die bisher sich ruhig verhalten hatten. Wallenstein, dem dieser Zorn des Kaisers nicht unbekannt war, kam auf den Einfall, denselben zu seinem Vortheil zu nutzen, und, da er schon Herzog war, suchte er nunmehr ein würklicher Reichsfürst zu werden, und das Land der Herzoge von Mecklenburg, die schon längst mit der Reichsacht bedroht waren, zu erhalten. Ein ausschweifender Einfall! Gleichwohl machte das Glück seinem Lieblinge alles leicht, was für andre unmöglich gewesen wär. Er begab sich, um seinem Entwurf, der so hoch war, daß seine persönliche Gegenwart erfodert wurde, an den kaiserlichen Hof selbst, im Anfange des Jahrs 1628.

Man bedachte sich an dem kaiserlichen Hofe mit vieler Bedenklichkeit, ob es rathsam sey, den Herzogen von Mecklenburg ihr Land zu entreissen. Weit mehr noch war man zweifelhaft, ob man Wallensteinen dieses Herzogthum geben solle. Allein Wallenstein machte sich durch Geld, und Versprechungen so viele Anhänger am Hofe, daß seine grosse Absicht viel Hofnung erhielt. Er hatte sich besonders den Eifer verschiedner Geistlichen, von denen der Kaiser Ferdinand fast ganz regiert wurde, eigen gemacht. Er hatte diesen durch die Versprechung, daß er alle ehemahlige catholische geistliche Güter in Mecklenburg wieder herstellen, und ansehnliche neue Güter und Klöster der Geistlichkeit schenken wolle, heftig belebt. So schwer also der Kaiser dazu zu bewegen war, so wenig liessen

nun

nun die Freunde Wallensteins ab, ihn zu bereden. Sie siegten endlich über die Abneigung des Kaisers. Man stellte ihm das Verbrechen der Herzoge von Mecklenburg lebhaft vor, und entrüstete seinen Zorn. Man erhob die Verdienste des Herzogs von Friedland, Wallensteins, welcher fast sein ganzes Vermögen, und Leben dem Kaiser so sehr aufgeopfert hätte. Man zeigte den grossen Nutzen, den der Kaiser für sich haben würde, wenn er einen so treuen Vasallen, wie Wallenstein wäre. an der Ostsee hätte, und diesen als einen Reichsfürsten, nach seinem Willen lenken könne. Ferdinands Schwäche wurde übertäubt. Er hielt sich eben auf einem Schlosse zu Brandeis in Böhmen auf, als er bey der Tafel, den Herzog von Friedland, Wallenstein, zu einem Reichsfürsten erklärte, und ihn zugleich mit dem Fürstenthume Sagan, und dem Herzogthume Mecklenburg, belehnte. Wallenstein wartete eben bey der Tafel auf. Der Kaiser befahl, im Vergnügen, daß er, als ein regierender Herzog von Mecklenburg, den Hut aufsetzen, und alle ihm, in dieser Würde zukommende Ehre geniessen sollte.

Diese schnelle Erklärung des Kaisers wurde so gleich ins Werk gesetzt. Es wurden kaiserliche Commissarien zu den Landständen in Mecklenburg abgefertigt, welche diese neue Veränderung der Regierung ankündigten. Andere Gesandte von Wallensteins Seite verlangten die Huldigung. Es war nicht möglich der Macht des Kaisers zu widerstehrn. Die Bestürzung war äußerst. Man bat um einen Aufschuf, welcher auch auf einen Monat gegeben wurde. Am 30. April 1628. mußte ganz Mecklenburg dem Herzoge von Friedland, Wallenstein, die Huldigung leisten.

Es ist merkwürdig, daß in dem vom Kaiser in dieser Sache gegebnen Befehl der Ausdruck befindlich

ist, Wallenstein solle das Herzogthum Mecklenburg, zur Erstattung seiner aufgewandten Kriegskosten, Pfandweise besitzen. Auf ähnliche Art drückt sich Wallenstein, in einem Schreiben an die Landstände in Mecklenburg, aus. Er sagt, daß ihm der Kaiser den Besitz des Herzogthums, bis zur Vergütung seiner eignen Kriegskosten, gegeben habe. Entweder wollte Ferdinand dadurch seine hitzige Freygebigkeit in etwas mildern: oder Wallenstein hatte den Schein einer Schadloshaltung für seine grossen Unkosten, und Aufopferung seines fast unermeßlich grossen Vermögens, zum Hauptgrunde seiner kühnen Bitte um ein Herzogthum gemacht.

Obgleich Wallenstein einen grossen Theil seiner Güter auf die Armee verwendet hatte, welche er commandirte, so waren seine Verdienste und Thaten gleichwohl noch nicht dem Geschenke eines Herzogthums gleich. Aber derjenige, der in allen ein Sonderling war, wurde es auch im Glücke. Anstatt daß andere sich verdient machen, um Belohnungen zu erhalten, erhielt er Belohnungen, um sich verdient zu machen.

Man sahe an seinem Beyspiele sehr bald, daß diese Art des Belohnens nicht gut ist. So bald er das Herzogthum Mecklenburg erhalten hatte, ging sein Plan dahin, einen Frieden mit dem Könige von Dännemark zu schliessen, von dem die Herzoge von Mecklenburg ausgeschlossen wären, damit er dieses Land desto sicherer behalten möchte. Es kamen sehr bald Unterhandlungen zu Stande, welche ihm und einem Grafen von Schwarzenberg vom Kaiser aufgetragen wurden. Allein der Graf wurde die geheimen Intriguen Wallensteins gewahr, und widersprach ihnen. Wallenstein hatte hierauf das Herz an den Kaiser zu schreiben, daß, wenn der Kaiser nicht den Grafen von

Schwarzenberg von der Friedensunterhandlung entfernte, er niemals wieder zur Armeee gehen wolte. Und der Kaiser hatte die Nachsicht, Wallensteins Willen zu erfüllen. Er berief den Grafen an seinen Hof. Gleichwohl kam der Friede mit dem Könige von Dännemark nicht zu Stande, weil Wallenstein zu ungeheure Foderungen that, und seine Absicht auch auf einen andern Punct gelenkt wurde.

Man hätte sollen glauben, daß nunmehr endlich alle Wünsche des stolzen Wallensteins erfüllt seyn würden, allein, nachdem er in der Gewalt auf der Erde so hoch gestiegen war, so suchte er nun auch Herrschaft auf der See. Zu allen den vielen Würden und Titeln, welche er erlangt hatte, fehlte ihm noch der Titel eines Admirals. Da er mit seinem Heere an der Nähe der Ostsee stand, so entwarf er den Plan, dem Kaiser, und unter diesem Namen sich selbst, die Herrschaft auf der Ostsee zu erwerben. Zu diesem Endzwecke suchte er einige Seestädte zu erobern. Er verschafte sich vom Kaiser in einem ofnen Befehle den Titel eines **Admirals der Ostsee.** Er richtete seine Gedanken auf die Schifsbaukunst, und Seezurüstungen. Er suchte zuerst nur den Besiz verschiedner Pläze an der See. Die Lage und Festigkeit von Stralsund reizte seine Begierde vornehmlich. Von hier aus konnte er zur See unternehmen, was er wollte, und selbst ins Herz von Dännemark die Waffen wenden.

Ungeheure Schaaren der Wallensteinischen Armee rückten in Pommern ein. Der Herzog war, wie gefangen, auf seinem Schlosse. Ob er gleich mit dem Kaiser in keinen Krieg verwickelt war, so verheerten die Wallensteinischen Truppen dennoch sein Land. Wallenstein selbst suchte Gelegenheit, die Festung Stralsund, entweder mit Güte, oder mit Gewalt in Besiz

zunehmen. Anfänglich ließ er durch den General von Arnheim verlangen, daß die Stadt Besatzung von seinen Truppen einnehmen solle. Da, wie ganz natürlich, diese Forderung verworfen wurde, so begehrte er, daß man einem Korps seiner Armee den Durchzug durch die Stadt zugestehen möchte. Als auch dieser abgeschlagen wurde, verlangte er im Namen des Kaisers zur Contribution des Kriegs 150,000. Reichsthaler. Die Stadt verglich sich so, daß sie 80,000. Thaler zu geben versprach. Indessen erhielt sie vom Könige in Dännemark Hofnung. Sie verzögerte die Auszahlung. Wallenstein ließ den sogenannten Dänhelm besetzen, und daselbst Verschanzungen aufwerfen. Die Bürger der Stadt wurden darüber unruhig. Wie leicht findet man Glegenheit, wenn man sie sucht. Wallenstein befahl, unter dem Vorwande vieler Beschwerden, die Festung Stralsund, ohne Umstände, förmlich zu belagern, und trug die Belagerung dem General Arnheim auf.

Stralsund hat von Natur eine solche Lage, daß diese Stadt zu den festesten Plätzen in der Welt gehört. Von vorne stößt sie an die See, und bildet fast die Gestalt einer eliptischen Linie. An den beyden Enden aber vereinigt sie sich, durch eine schmale Meerenge mit dem festen Lande. Hinter ihr liegt die Frankensee, über welche man nur an einem einzigen Orte, durch einen hohen und schmalen Damm kommen kann.

Einen solchen Ort zu belagern, ohne den Eingang des Hafens sperren zu können, durch welchen immer Zufuhr, und Verstärkung in die Stadt gebracht werden kann, hieß etwas gefährliches unternehmen. Die Eitelkeit, der Sieger einer solchen Festung zu seyn, hat-

te

te viel schmeichelhaftes; aber dieses mit Gewißheit hoffen, war Wallensteinische Thorheit.

Die Belagerung wurde von dem General von Arnheim mit aller Macht, und derjenigen Wuth angefangen, und fortgesetzt, welche die Rache einflößt. Es war die erste regelmäßige Belagerung, welche Deutschland im dreyßigjährigen Kriege sahe.

Während der Belagerung zog Wallenstein mit einem Theile seiner Truppen gegen Rostock, und nöthigte die Stadt Besatzung von seinen Völkern einzunehmen. Eben dieses Schicksal traf Wismar, und verschiedne andre Vorstädte. Zu gleicher Zeit nahm Wallenstein noch einige feste Oerter ein, in welchen Dänische Besatzung lag; und entriß dem Könige fast alle Oerter in seinen Deutschen Staaten bis auf Glückstadt, welches er vergeblich berennte, und zur Eroberung von Stralsund eilte, welche doch nie erfolgte.

Man wird hier keine nach allen Umständen und einzelnen Begebenheiten ausgeführte Beschreibung dieser Belagerung suchen. Sie würde ermüdend und unnütz seyn. Allein man muß mit Vergnügen bemerken, wie Wallenstein auf der einen Seite die Stadt mit äusserster Hitze belagern läßt, und auf der andern Zufuhr und Hülfstruppen immerfort in die Stadt kommen, welche die Könige von Dännemark und Schweden schickten.

Der gröste Theil von Europa war bey der Belagerung einer Stadt interessirt, deren Einnahme, nach dem damaligen Zustande der deutschen Angelegenheiten, und kaiserlichen Macht, dem Hause Oesterreich die Herrschaft der Ostsee versichern, und der Ruin für ein ganzes Königreich seyn konnte. Am meisten waren die Hansestädte bey diesem Vorfalle bestürzt. Sie hielten

ten einen Convent zu Lübeck, und verfertigten eine Gesandschaft an Wallenstein ab, welche die Aufhebung der Belagerung zum Grunde hatte. Allein Wallensteins Forderungen waren ausschweifend. Die einzige, daß Stralsund dem Kaiser die Huldigung leisten sollte, war hinreichend alle Unterhandlung vergeblich zu machen. Die Besatzung von Stralsund beschloß, sich bis aufs äußerste zu wehren, und Wallenstein, das äußerste zu wagen, um diese Stadt zu erobern. Man kann daraus leicht schliessen, mit welcher Wuth gefochten wurde.

Der Herzog von Pommern, und die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg konnten nicht gleichgültig bleiben, und da es umsonst war, die Rachsucht Wallensteins zu hemmen, so wendeten sie sich an den Kaiser selbst, und legten für das unglückliche Stralsund eine Fürbitte ein. Die belagerte Stadt schickte selbst Abgeordnete an den Kaiser, und ließ um die Befreyung bitten. Ferdinand erhörte ihr Bitten, und gab Befehl die Belagerung aufzuheben. Diesen Befehl überbrachte der Gesandte an Wallenstein zu Prenzlow, als er eben von dort her mit neuen Truppen und Ammunition im Anzuge nach dem Lager vor Stralsund war. Aber Wallenstein achtete auf den Befehl seines Monarchen nicht. Vielmehr eilte er dem Lager vor Stralsund nur desto hitziger zu, war mit den vergeblichen Angriffen seines Generals Arnheim höchst unzufrieden, und verdoppelte seine Wuth gegen die Stadt. An den Churfürsten von Sachsen schrieb er einen Brief voller Drohungen, weil er ihn im Verdacht hatte, daß er die vornehmste Ursache von dem Befehle des Kaisers wäre. Der Herzog von Pommern wagte es nochmals, Wallenstein selbst zur Aufhebung der Belagerung zu bewegen

gen

gen, aber dieser that Vorschläge, welche unerhört, und schlechterdings verwerflich waren.

Der Widerstand, welchen dieser erbitterte General vor Stralsund fand, setzte ihn in die gröste Entrüstung. Er ließ häufig und heftig stürmen. Er schwür, nach seiner hohen Art: **Wenn diese Festung mit eisernen Ketten am Himmel gebunden wäre, so müste sie doch herunter.** Nach einer solchen Erklärung war es nöthig, die Stadt zu erobern. Aber es war zugleich unmöglich.

Die Besatzung von Stralsund, welche immer mit neuem Volke und Kriegsbedürfnissen von der Seeseite her unterstützt wurde, vertheidigte sich mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit. Alle Stürme wurden mit Verlust abgeschlagen. Es wurden neue Aussenwerke errichtet, indem man die Kaiserlichen aus ihren Schanzen vertrieb. Das heftigste Feuer aus der Kaiserlichen Artillerie that nur wenigen Schaden. Alles in der Stadt bezeigte unerschrocknen Muth. Sechs Wochen lang waren die Soldaten genöthigt, allemal acht und vierzig Stunden hinter einander, einmal um das andre Dienste zu thun. Der Oberste Holk an der Spitze der Dänischen Truppen, hatte eine Zeitlang das Commando, und bewieß sich als der tapferste Held, der alle Gefahren verachtet. Indem der erbitterte Wallenstein vor den Thoren wütete, und die Stadt mit Feuer ängstigte, heirathete Holk ein junges Mädchen, und feyerte öffentlich sein Hochzeitfest.

Die Kaiserlichen verbanden List mit Gewalt, um Stralsund zu besiegen. Aber das eine Mittel gerieth so wenig als das andre. Sie gewannen einen Bauer durch Geld, daß er in die Stadt gehen, und sie an unterschiednen Orten in Brand stecken solle. Der Bauer verbindet sich dazu, und begiebt sich in die Stadt.

Kaum ist er angekommen, als er alles entdeckt. Der Commandant Holk nutzt diesen Vorfall. Er läßt seine Besatzung die Wälle doppelt verstärken, und die Artillerie ebenfalls vermehren. Hierauf werden an unterschiednen Orten der Stadt Pechtonnen angezündet, und man schreyt Feuer. Die Wallensteinischen Truppen halten ihren Anschlag für ausgeführt, und nähern sich in großer Menge so weit, daß beyde Truppen einander mit den Lanzen erreichen können. In dem Augenblicke erhebt sich von den Wällen das schrecklichste Artilleriefeuer auf die Wallensteinischen Soldaten, unter denen die entsetzlichste Niederlage angerichtet wird. So wenig gelangen demjenigen seine Absichten vor Stralsund, dem sonst an allen Orten alles gelang.

Glücklicher war er gegen den König von Dännemark, welcher der belagerten Stadt zu Hülfe eilte, und sein Heer, welches er selbst anführte, bey der Stadt Wolgast stellte. Als Wallenstein auf ihn anrückte, gieng er ihm muthig entgegen, und war zum Treffen bereit. Wallenstein grif an. Der König, und unter ihm sein Prinz, Herzog Friedrich stand hinter einigen aufgeworfnen schlechten Verschanzungen, und trieb den ersten Anfall der Feinde zurück. Als Wallenstein den zweyten Angrif that, hatte er Mühe sein Volk in Ordnung zu erhalten, weil es nicht fechten wollte. Da es auch beym zweyten Anfalle zurückgetrieben ward, musten die Kaiserlichen ihre Truppen mit Gewalt ins Feuer jagen. Sie hätten das Treffen verlohren, wenn nicht das Glück und die Ungeschicklichkeit der Feinde für Wallenstein gefochten hätte. Die Dänischen Truppen hätten Kugeln bekommen, die zu groß waren, und nicht in die Musketten hineingiengen. Sie musten die Kugeln in Stücken schneiden, und man begreift leicht, ob es nun möglich war, langen Wiederstand zu thun.

Unter diesen ungeschickten, und beynahe lächerlichen Umstand siegten Wallensteins Truppen. Zum Glücke für sie wurden durch eine Stückkugel zwey Fässer Pulver in der Dännischen Pagage angezündet. Nun wurde der Sieg vollkommen, und Wallenstein erlangte neue Ehre.

Gleichwohl beunruhigte ihn der Verdruß, die Festung Stralsund nicht einnehmen zu können, weit mehr. So heftig er sie beschiessen ließ, so wenig richtete er aus. Der König von Schweden sandte neue Völker nach Stralsund, wodurch die Besatzung die an nichts Mangel litte, und die Zufuhr von der See her immer offen behielt, noch muthiger wurde. Sie that den Belagerern unaufhörlichen grossen Schaden, indem diese in der Stadt fast gar keinen Schaden thun konnten. Die öftern Ausfälle, die häusigen verlohrnen Stürme, die lange Zeit, welche vor Stralsund vergeblich zugebracht wurde, überzeugten den stolzen General, daß Stralsund für ihn unbezwinglich wäre. Man war am Ende von drey Monathen nicht einen Schritt weiter, als man am ersten Tage der Belagerung gewesen war. Ohneracht alles Unwillens muste Wallenstein endlich die Belagerung von Stralsund aufheben, bey welcher er drey Monathe Zeit, über 12000. Mann, ungeheuren Kriegsvorrath, und Ehre, und Ruhm verlohren hatte.

Um gleichwohl einen Schein der Ehre zu haben, richtete er, unter Vermittlung des Herzogs von Pommern, einen Vergleich mit Stralsund auf, nach welchem diese Stadt ihm noch 50,000. Thaler in gewissen Terminen zahlen muste. Er bediente sich dabey aller derjenigen Ausdrücke, die der Hobeit seines Sinnes angemessen waren. Er „vergab der Stadt ihre Ver-

gehungen, und versprach, sie mit keiner weitern Strafe zu belegen.,,

Das Unglück nöthigte den König von Dännemark, mit allem Ernste an einen Frieden zu denken. Wallenstein bot seine Vermittlung begierig an. Er betrachtete einen Frieden mit Dännemark, den er, nach seinem Plane, schliessen würde, als die Grundfeste seines Glücks. Auch irrte er sich nicht. Es wurde ein Friedenscongreß zu Lübeck angestellt. Anfänglich erschienen die kaiserlichen Bevollmächtigten nur im Namen des Herzogs von Friedland, Wallensteins. Zum Scheine muste Tilly auch seinen Namen hergeben. Allein die Dänischen Gesandten verlangten Bevollmächtigte vom Kaiser selbst, welche auch, auf Wallensteins Vorstellung erschienen. Dieser General war gleichwohl die Seele der ganzen Unterhandlung, ohne dessen Willen nicht einziger Punkt abgehandelt werden konnte, ob er gleich bey dieser Friedensunterhandlung nicht immer gegenwärtig war, sondern theils in seinem neuen Herzogthume Mecklenburg herumreiste, theils in andern Gegenden war. Denn wo nur etwas wichtiges unternommen werden sollte, da war Wallenstein immer die Hauptperson. Auf diese Art wurde er in so vielen Dingen gebraucht, und handelte, und stritt, und unternahm so viel, daß auch die pünklichste Lebensbeschreibung nicht alles erzehlen könnte, und höchstermüdend werden müßte.

Der Friede zu Lübeck mit Dännemark war im Jahre 1628. und dem Anfange des folgenden sein Haupaugenmerk. Indessen zog sich die Unterhandlung in die Länge. Die beyderseitigen Staatsmänner, die in ihrer Art alle geschickt waren, assen, tranken, behaupteten, verneinten, stritten, und machten Ränke sechs Monden nach einander, so daß sie das Jahr 1629. in

ihren Staatsuntersuchungen überfiel, ohne etwas wichtiges gethan zu haben.

Wallenstein, welcher nothwendig suchen muste, alles bey dem Frieden zu Lübeck zu regieren, damit er es dahin bringen könnte, daß der König von Dännemark die Herzoge von Mecklenburg verliesse, und diese, deren Länder er besaß, von dem Frieden ausgeschlossen würden, reißte selbst wieder an den kaiserlichen Hof, nach Prag. Er machte sich neue Freunde, und erlangte neue Gunst. Der Kaiser belehnte ihn nunmehr persönlich mit dem Fürstenthume Sagan in Schlesien, welches an der Gränze der Lausitz liegt. Er billigte Wallensteins Eifer, welchen man ihm mit lebhaften Farben geschildert hatte: und dieser glückliche General erlangte alles, was er wollte.

Durch die Macht, welche er itzt von neuem vom Kaiser erhalten hatte, war er fähig, den Lübeckischen Frieden mit Dännemark ganz allein zu schliessen. Er nahm den General Tilly aus Politik, zum Gehülfen, ohne nach seinem Rathe sich eben zu richten.

Die ersten Forderungen auf der kaiserlichen Seite waren hart. Der König von Dännemark sollte die Herzogthümer Hollstein und Schleswig verliehren. So bald aber Wallenstein gewahr wurde, daß auf diese Bedingungen an den Frieden nicht zu denken sey, änderte er die Vorschläge, und opferte die Vortheile des Kaisers seinem Privatnutzen auf.

Der Kaiser übertrug das ganze Friedensgeschäfte dem Herzoge von Friedland, Wallenstein, und dem General Tilly. Beyde schickten Untergesandten nach Lübeck. Die Gesandten des Tylli waren öfters in Mißhelligkeit mit den Gesandten Wallensteins. Aber diese behaupteten immer den Platz, und Tilly hatte nur

die Ehre nachzugeben. Der Friede kam am 12. May 1629. zu Stande.

Weil der König von Dännemark die Herzoge von Mecklenburg, seine Bundesgenossen verließ, so gab ihm Wallenstein dafür alles eroberte in Deutschland wieder zurück, Wensüssel, Jütland, Schleswig, Holstein, Stornmarn und Dithmarsen. Der König gewann mehr, als er hoffen konnte. Er hatte, bis auf Glückstadt, alle deutsche Besitzungen verlohren, und die Noth drang ihn zu der schweren Bedingung, unter welcher allein ein Friede möglich war, die Herzoge von Mecklenburg des Gewalt der Kaisers, und der Begierde Wallensteins zu überlassen.

Durch den Frieden zu Lübeck war die kaiserliche Macht so hoch gestiegen, als sie niemals gewesen war. Carl der grosse, und Otto der erste, konnten nur, in Ansehung der unumschränkten Macht, mit dem itzigen Kaiser verglichen werden. Oesterreich stand auf dem Gipfel der Hoheit. Die Universalmonarchie von Deutschland schien gewiß zu seyn. Alle Feinde waren gedämpft; und im ganzen Reiche wagte Niemand mehr dem Hause Oesterreich die Spitze zu bieten. Nur unglückliche waren noch da, welche ehedem hatten kämpfen wollen, und itzt in ihrem Ruine schmachteten. Auch auswärtige Mächte konnten nunmehr der Macht des Hauses Oesterreich keine Grenzen setzen. Die Niederlande waren im Gedrenge, nachdem der Kaiser den Spaniern ein Heer hatte zu Hülfe geschickt. England war unter Karl dem ersten in der grösten Zerrüttung; Frankreich immer noch von seinen innerlichen Unruhen gedrückt, Dännemark überwunden, und Schweden noch mit dem langwierigen Kriege gegen Pohlen beschäftigt. Diese glückliche Lage der Oesterreichischen Hoheit bestärkte die Entwürfe, Deutschland ganz dem

Joche

Joche von Oesterreich zu unterwerfen. Und der Mittler dazu war der beliebte, glückliche Wallenstein.

Das Glück, welches alle seine Schätze auf diesen einzigen Menschen ausschüttete, verblendete auch zugleich seinen Geist bis zum unerträglichsten Uebermuth. Er achtete die Befehle des Kaisers gering, und schrieb Königen Gesetze vor. Den König von Dännemark betrachtete er als seinen gedemüthigten Gegner, und dem König von Schweden, welcher sich der Deutschen Angelegenheiten annehmen wollte, begegnete er mit Stolz und Verachtung.

Man sah Wallensteinen am Hofe des Kaisers als denjenigen an, welchem man die Hoheit des Hauses Oesterreich zu danken habe. Gleichwohl war er derjenige, welcher den Grund zum Umsturze aller kaiserlichen Hoheit legte. Der Friede zu Lübeck gab die Gelegenheit.

Der König von Schweden, Gustav Adolph, ein grosser unter den Menschen, und ein kühner und hitziger Held hatte längst einen Privathaß gegen den Kaiser, welcher den Pohlen Hülfe gegen ihn gesandt hatte. Die Belagerung von Stralsund, konnte ihm nicht gleichgültig seyn. Er unterstützte diese Stadt, und war die vornehmste Ursache, daß Wallenstein dieselbe vergeblich belagerte. Seine Truppen, sein Kriegsvorrath setzten diese Stadt in den Stand, unüberwindlich zu seyn. Wallenstein, der diesen Feind bald gewahr wurde, faßte eine heftige Feindschaft gegen ihn. Als Gustav Adolph sich öffentlich der Stralsunder annahm, und für sie eine Unterhandlung bey Wallenstein antrug, so antwortete dieser. „Der König von Schweden soll nur in seinem Reiche bleiben. Es wird schon, ohne ihm, Friede in Deutschland werden.

Gustav, der von Natur hitzig war, dachte von diesem Augenblicke an, auf Bestrafung des stolzen Generals. So bald der Friede zu Lübeck unterhandelt wurde, schickte er einen Gesandten dahin, und verlangte, daß dieser zu den Unterhandlungen gelassen würde. Er hatte die Herzoge von Mecklenburg in seinen Schutz genommen. Wallenstein gerieth durch diese Beschützung, welche sein ganzes Privatinterresse zerstörte, in Entrüstung, und gab Befehl, die Gesandten des Königs von Schweden schlechterdings nicht zu dem Friedensgeschäfte zuzulassen. Gustav verlangte es zu wiederhohlten mahlen umsonst. Wallenstein ließ seinen Gesandten auf eine unanständige Art begegnen. Er nannte den König von Schweden, den Herzog von Südermanland, und verachtete ihn mit Uebermuth. Es wurde den Schwedischen Gesandten endlich bey Todesstrafe verboten, nach Lübek zu kommen.

Wallenstein wünschte im Grunde, daß Gustav erzürnt zu den Waffen greifen möchte. Der Wunsch wurde zu seinem Verderben erfüllt. Er sahe ein, daß seine unermeßliche Macht, und sein ganzes Ansehn blos vom Kriege abhienge, und daß er in einen sehr herabsinkenden Stand versetzt werden würde, so bald ein allgemeiner Friede geschlossen würde. Was konnte ihm angenehmer seyn, als beständig dem kaiserlichen Hofe nothwendig zu bleiben? und er blieb es so lange Krieg war. Ausserdem konnte er seinem Hasse gegen den König in Schweden keine Gnüge leisten, wenn dieser Held nicht mit einem Heere nach Deutschland kam. Und er hofte denjenigen im freyen Felde zu schlagen, dessen Besatzung in Stralsund nicht bezwungen werden konnte. Er kannte Gustaven nicht, und hielt den Sieger von Pohlen für einen unmächtigen Herzog Christian.

Wie

Wie sehr Wallenstein von der Uebermacht des Kaisers gegen alle Feinde überzeugt war, beweißt jene stolze Rede seines Abgesandten an den König in Dännemark. Als dieser gefragt wurde, ob denn die kaiserliche Parthey von den vereinigten Kräften Frankreichs, Englands, Schwedens, und Hollands keine Hindernisse befürchtete? so antwortete er dreist: „Derjenige, der einmal Herr und Meister von ganz Deutschland sey, könne die Verbindungen so entfernter, und geringschätziger Feinde mit verächtlichen Augen ansehn.„

Nach solchen Gesinnungen handelte Wallenstein. Nie ist je ein Kaiser gegen die Deutschen Fürsten despotischer gewesen, als Ferdinand der zweyte. Und nie ein General unumschränkter als Wallenstein. Man hat gesehen, daß er auch den Befehlen des Kaisers nicht gehorchte, wenn er es nicht für gut befand. Sein Stolz war seiner Rachbegierde gleich, und beyde unglaublich. Er sandte den General Arnheim, einen seiner vornehmsten Lieblinge, den Pohlen wider den König von Schweden mit 10,000. Mann zu Hülfe, mit diesen Worten. „Arnheim, nehmt 10,000. Mann, und treibt Gustaven aus Pohlen, und gesetzt, ihr könnt dieses Werk nicht ausführen, so sagt ihm nur, daß Wallenstein selbst kommen, und es bewerkstelligen will.„

Ferdinand hatte noch nicht den Frieden zu Lübeck vollkommen zur Richtigkeit gebracht, als er von der andächtigen Wuth seiner Hofgeistlichen zur härtesten Verfolgung der Protestanten hingerissen wurde. Sechstausend Menschen wurden in den kaiserlichen Erblanden unglücklich gemacht, weil sie nicht eben das für wahr halten konnten, was der Kaiser und seine Priester für wahr hielten. Aus den kaiserlichen Landen zog sich die Verfolgung über ganz Deutschland. Ferdinand

gab das so genannte Restitutionsedict heraus, nach welchem allen Protestanten befohlen wurde, alle Kirchengüter wieder her zu geben, welche sie seit dem Passaulschen Vertrage vom Jahr 1555, besessen hatten. Die Ausführung dieses Edict veränderte die Gestalt von ganz Deutschland. Man zählte zwey Erzbißthümer, Magdeburg, und Bremen, die den Catholiken waren abgenommen worden, zwölf Bißthümer, Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Meissen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin, und eine unzählbare Menge Klöster, und andre geistliche Güter. Die Armeen Ferdinands, die keine Feinde mehr zu besiegen hatten, fiengen an, den Protestanten ihre Güter zu nehmen.

Unter allen von Kaiser dazu bestimmten bewieß sich Wallenstein am eifrigsten; nicht aus Religionseifer denn er war kein andächtiger, sondern aus Begierde nach Ehre dem Kaiser zu dienen. Er war der erste kaiserliche Bevollmächtigte, welcher das Restitutionsedict zu Halberstadt in Wirksamkeit setzte, und übergab dieses Bißthum mit vielen Ceremonien den Händen der Catholiken.

Die Bedrückungen, welche seine Armee Freunden und Feinden zufügte, waren noch weit betrübter, als alles, was sonst vorfiel. In allen Gegenden, durch welche er zog, oder in deren Nähe er stand, foderte er Contributionen, welche ihm, ohne Widerstreben gegeben werden mußten, er bereicherte sich dabey so sehr, daß man seine jährlichen Einkünfte auf 3. Millionen Thaler rechnete. Die Städte und festen Oerter mußten Besatzungen von ihm einnehmen, und diese unterhalten. Der Landmann entfloh, und der Bürger verhungerte. Ganze Striche von Gegenden wurden Einöden, die Einwohner vergruben ihr Geld und giengen fort. Viele begaben sich aus Verzweiflung

in

in Kriegsdienste. Wo Wallenstein zweymal mit seinen Truppen gewesen war, da war es ein Wunder, wenn man noch Menschen und Vieh fand. Die Gewaltthätigkeiten Wallensteins setzten in Erstaunen, und man kann sagen, daß es ihm hierinnen kein General in der Welt so wenig, als in seiner Glückserhebung, gleich gethan hat.

Ein hervorstechendes Beyspiel seiner Ungerechtigkeit gab die Stadt Magdeburg, an welche er den Obersten Becker mit einem Regimente schickte, und 50,000 Thaler Contribution mit Gewalt verlangte, die er schon ehemals gefodert hatte. Das unangenehme dieser Foderung setzte den Pöbel in solche Hitze, daß er einige Schiffe, die mit Korn beladen waren, und zu Wallensteins Armee giengen, hinweg nahm. Obgleich der Stadtrath diese That sehr mißbilligte, so entbrannte doch der Zorn des Generals so sehr, daß er der Stadt auflegte, ein ganzes Regiment Soldaten zu seinem Dienste aufzubringen, und auch zu unterhalten. Man ließ ihm eine Bittschrift überreichen, aber er verwarf ihr Flehen und Bitten mit verächtlichen Augen, und befahl die Stadt zu belagern. Die Hanseestädte schickten Abgesandte an ihn, und liessen für Magdeburg bitten; allein er verlangte, daß Magdeburg eine Besatzung von seinen Truppen einnehmen sollte, unter dem Vorwande, daß der Pöbel im Zaume gehalten würde. Man bat hierauf um Erlaubniß, Abgeordnete nach Wien zu senden. Wallenstein versagte auch diese Gefälligkeit. Er verlangte daß man binnen fünf Tagen eine Besatzung von seinen Truppen einnehmen sollte, oder das ärgste erwarten müßte. Er stand mit seiner Hauptarmee schon in der Nähe. Die Stadt Magdeburg erwartete das äußerste. Allein dießmal ließ es Wallenstein bey Drohungen bewenden. Man

hat verschiedene Ursachen von dieser schnellen Aenderung des so rachgierigen Kriegers anzugeben gesucht, nur die wahre weiß man nicht. Vielleicht fürchtete er sich für einem ähnlichen Schicksale mit dem, welches er vor Stralsund gehabt hatte. Vielleicht wollte er auch die Beschwerden von ganz Deutschland über sich durch keine neue Gewaltthätigkeit von so grossem Aufsehn vermehren.

Ganz Deutschland zitterte bey dem Gedanken eines neuen Krieges: allein er suchte unermüdet Gelegenheit dazu. Indem man nirgends einen Feind mehr wußte, vermehrte er seine Armee immerfort, als wenn der weitläuftigste Krieg erwartet würde. Alles, was er that, billigte der Kaiser, welcher ihm unumschränkte Macht gegeben hatte. Er erhielt das Recht Münze schlagen zu lassen, und solche Vorrechte der Macht überhaupt, welche außer dem Kaiser selbst, kein Mensch hatte. Ein Vorrecht blieb ihm ganz allein eigen; dieses: daß er die Geissel Deutschlands war.

So wohl das Restitutionsedict, als die Bedrückungen der Wallensteinischen Armee brachten das ganze Reich in Gährung. Die Protestanten, besonders die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, widersetzten sich. Die katholischen Fürsten riethen ab, und waren selbst unzufrieden. Sie befürchteten, bey solchen Ausschweifungen der kaiserlichen Ministers, daß die Freyheit Deutschlands überhaupt in Gefahr stünde.

Wallenstein fieng schon an dieser Freyheit Fesseln anzulegen. Er behandelte die Fürsten des Reichs wie sie seit Jahrhunderten von keinem Kaiser behandelt worden waren. Er legte in ihre Länder seine Truppen, ohne sie darum zu fragen. In dem Brandenburgischen Staate lagen allein, im Jahre 1630, vierzehn volle Regimenter in den Winterquartieren. Sachsen erfuhr

ähnliche Bedrückungen. Die Fürsten insgesamt schätzte Wallenstein gering, und betrachtete sie als Personen, die seiner Macht gehorchen müsten. Die Befehle des Kaisers verachtete er: Er schrieb an den Kaiser: „ er solle sich gute Zeit machen, und sich in nichts mischen. „ Von dem Könige in Schweden sagte er: er wolle ihn mit Ruthen aus Deutschland peitschen, wenn er ankäme. Unter allem solchen ausschweifenden Wesen vermehrte er die Gunst des Kaisers gegen sich beständig. Er widersetzte sich der Uebertragung der Churpfälzischen Würde an den Herzog von Bayern, und man sagte, der Kaiser habe ihm diese Churwürde selbst versprochen.

Unter diesen Umständen bereitete sich der König von Schweden, Gustav Adolph zum Deutschen Kriege. Seine Reichsstände ermunterten ihn selbst dazu, und versprachen die wirksamste Hülfe. Sie schickten hierauf an die beyden kaiserlichen Feldherrn, den Tilly, und Wallenstein besondere Schreiben, in welchen sie sich vorzüglich über die Gewaltthätigkeiten ihrer Armeen beschwerten. Tilly antwortete mit vieler Ehrerbietung, und entschuldigte sich. Wallenstein aber würdigte sie keiner Antwort. Er wünschte in der Stille den Ausbruch eines Krieges, in dem er neues Ansehn zu erlangen hofte, aber er sah den Sturm seines Schicksals nicht vorher.

Es wurde eine Versammlung des ganzen Reichs zu Regensburg, in diesem Jahre 1630. am 19. Junius eröfnet. Wallenstein war eine von den geheimen Hauptursachen derselben. Sein bisheriges Betragen, die Furcht für seine Macht, und die Eifersucht des Herzogs von Bayern verursachten, daß er ein besondrer Gegenstand dieser Zusammenkunft des Reichs wurde, welche den Titel eines Churfürstentages führte.

Es ist sonderbar, daß sich der Kaiser eben zu der Zeit, da er die Freyheiten der deutschen Fürsten in Ketten legen wollte, zu dieser Reichsversammlung bewegen ließ, welche den Regeln des Despotismus, die itzt sein Ministerium befolgte, schlechterdings entgegen war. Allein wie leicht kann ein Fürst, der sich von andern regieren läßt, zu nachtheiligen Unternehmungen bewogen werden. Die Katholischen Fürsten, welche sich für die Uebermacht des Hauses Oesterreich fürchteten, trugen das meiste zu dieser Zusammenkunft bey. Besonders war die schlaue Politik des Herzogs von Bayern, Maximilian, die Triebfeder dabey.

Wallenstein, welcher sich eben in Böhmen aufhielt, erschien selbst mit auf dieser Versammlung des Reichs, die für ihn so fatal seyn sollte. Sie wurde mit dem höchsten Glanze eröffnet. Der Kaiser erschien mit seiner ganzen Hofstaat in der glänzensten Pracht. Ein Fürst suchte den andern darinnen zu übertreffen, aber alle übertraf Wallenstein, welcher 6000 Reuter in der reichsten Kleidung zu seiner Begleitung hatte. Diese Versammlung kam sechs Tage vorher zusammen, ehe der Held aus Norden in Deutschland einrückte. Indem man sich zu Regensburg berathschlagte, fieng Gustav an, zu erobern.

Gustav trat an demjenigen Tage in Deutschlands Grenzen, an welchem, eben vor hundert Jahren, die Augsburgische Confeßion dem Kaiser Carl dem V. war übergeben worden, am 25. Junius 1630. Eben, als dieser fürchterliche Feind anfieng zu siegen, verminderte der Kaiser Ferdinand seine Armee. Bey dem Anfange des Krieges mit dem schwächern Könige von Dännemark warb der Kaiser eine neue Armee von 50,000 Mann an, ob gleich seine Kriegsmacht schon sehr stark war. Bey dem Anfange des Krieges mit dem mächti-

gen

gen Könige von Schweden dankte er 55,000 Mann ab. Von 125,000 Mann blieben nur 70,000 Mann in Diensten. Nicht nur dies: auch Wallenstein erhielt seinen Abschied, eben da er am nöthigsten war, und eben, als er die Gunst des Kaisers im höchsten Grade genoß. Zu diesen seltsamen Begebenheiten, durch welche der Kaiser sein eigen Unglück bereitete, würkten verschiedne Ursachen.

Die Schwäche des Kaisers Ferdinand, dessen stolzer Geist sich beständig von andern regieren ließ, wurde auf der Reichsversammlung zu Regensburg eine Beute seiner Feinde. Die Fürsten Deutschlands fürchten sich für der Idee des Despotismus, welche am kaiserlichen Hofe herschte, und sie konnten kein geschickteres Mittel wählen, diesen Despotismus zu hintertreiben, als wenn sie es dahin brachten, daß die kaiserlichen Heere vermindert, und der sieghafte Wallenstein abgesetzt wurde. Beydes erfolgte zum Erstaunen für Deutschland.

Die Verminderung der Armee war leicht zu erlangen. Man stellte dem Kaiser vor, daß er mit einer Armee von 70,000 Mann dem Könige von Schweden immer noch die Spitze bieten könne, da keine innere Feinde mehr in Deutschland waren. Man klagte über die Bedrückung der bisherigen grossen Armee des Kaisers, die doch unnütz sey. Man erbot sich zu allen Bereitwilligkeiten, wenn der Kaiser denen Vorstellungen Gehör gäbe, und kurz, man betäubte den Kaiser.

Schwerer war es, die Abdankung Wallensteins den der Kaiser zugleich liebte, und fürchtete, zu Stande zu bringen. Allein, kaum hatte man an diesen Punkt auf dem Reichstage gedacht, als sich alles wider Wallenstein erhob. Die Fürsten verlangten einmüthig die Ab-

setzun-

setzung dieses Generals, und es schien, als ob sie sich blos dieserwegen versammelt hätten.

Grosse Männer haben zwar allemal Feinde, und es ist noch kein Mensch gewesen, welcher Neid und Grösse von einander hat trennen können: aber so viele Fürsten hat doch wohl kein glücklicher General jemals zu Feinden und Neidern gehabt, als Wallenstein. Der Vornehmste unter ihnen war der Churfürst von Bayern, Maximilian, der verschlagenste, und feinste Kopf seines Jahrhunderts, obgleich dabey ungemein bigott. Dieser Fürst besaß alle diejenigen Talente, welche nöthig waren, Deutschland zu verwirren. Er war es, welcher diesen Reichstag zu Regensburg, mit dem Churfürsten von Maynz zugleich, den er auf seine Seite gebracht hatte, hauptsächlich bewerkstelligte. Er haßte Wallenstein bis in Tod, weil dieser sein grosses Ansehn beym Kaiser geschwächt hatte, und ausserdem immer verhinderte, daß er die versprochne Churwürde von der Pfalz nicht erhielt. Er betrachtete den Wallenstein als seinen Nebenbuhler, und war desto mehr wider ihn aufgebracht, je mehr dieser ihn zu verachten schien. Mit äusserstem Verdrusse sahe er alle Früchte, die er im Anfange des Krieges mit Gefahr seines Lebens und seines Vermögens erworben hatte, in den Händen eines stolzen Generals, dessen Macht nur auf sein Verderben zielte. Seine tiefe Politik verbarg allen Verdruß, bis er, zu Regensburg, die Wirkungen seines Zorns aufs äusserste treiben konnte.

Er hatte den Churfürsten von Maynz, dessen Ansehn viel vermochte, mit seinen Absichten verbunden. Er hatte selbst einen Staatsminister in Thätigkeit gesetzt, den Cardinal Klesel, welcher unter der Regierung Ferdinands sich in keine öfentliche Sachen mischte, aber bey der Absicht, den Wallenstein zu stürzen,

sich

sich noch einmal brauchen ließ. Die Betriebsamkeit dieses alten Mannes hatte unter dem Scheine einer uneigennützigen grauen Ehrlichkeit, darüber ihm erst vor kurzen der Pabst ein öffentliches Zeugnis gegeben hatte, viel Gewicht.

Die Fürsten Deutschlands mußten die Absetzung eines Generals wünschen, und betreiben, welcher ihre Länder verheerte, und den Untergang ihrer Wohlfahrt drohte. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg erschienen auf diesem Reichstag nicht persönlich, und liessen sich damit entschuldigen, daß ihnen die Verheerungen, welche Wallenstein in ihren Ländern angerichtet hätte, die Kosten dieser Reise unmöglich machten. Den Brandenburgischen Staaten hatte er allein auf 20 Millionen gekostet. Alle gegenwärtige Fürsten arbeiteten gemeinschaftlich an Wallensteins Absetzung. Unter solchen Streichen mußte er fallen.

Tilly, eine Kreatur des Churfürsten von Bayern, und von ihm ganz abhängig, ein bescheidner General, obgleich ein wilder Krieger, wurde zum Haupte der kaiserlichen Armee vorgeschlagen und angenommen. Dieser versuchte General, der das wechselnde Glück des Krieges wohl kannte, ob es ihm gleich bisher immer treu gewesen war, weigerte sich anfänglich, die angetragne höchste Würde bey der kaiserlichen Armee anzunehmen: vielleicht aus Furcht für Wallenstein, der auch im Falle noch fürchterlich blieb, oder aus einer gewissen Ahndung der bevorstehenden Unfälle. Man erzählt, er habe bey dieser Gelegenheit das Kriegsglück mit dem Würfelspiele verglichen, und durch verschiedne Ausdrücke sein nachheriges Unglück gegen den König in Schweden gleichsam geweissagt. Ungern übernahm er das Obercommando der verminderten kaiserlichen Armee.

Wallenstein war von Regensburg wieder abgereist, und hielt sich eben zu Memmingen auf, als er die Nachricht von seiner Absetzung empfieng. Der Kaiser hatte mit vielem Widerwillen darein gewilligt: aber er sahe, daß er ohne dieser Beystimmung nichts auf dem Reichstage ausrichten, und alle Fürsten aufbringen würde. Ausserdem trug der Spanische Hof sehr vieles zur Absetzung Wallensteins bey. Er haßte diesen General wegen seines Stolzes, der mit den Spanischen Stolze zu sehr contrastirte. Und dieser starke auswärtige Angriff stürzte vollends Wallensteins Glück um.

Ferdinand schickte an ihn zwey geheime Räthe, die Freyherren von Werdenberg und Oestenberg, welche seine genauesten Freunde waren, nach Memmingen zu ihm, mit dem Befehle, daß sie ihm die wichtigen Staatsursachen vorhalten sollten, die ihren gemeinschaftlichen Monarchen nöthigten, in ein so hartes und übereiltes Verfahren zu willigen. Wallenstein, bey dem eben sein Sterndeuter, Sepler, oder wie ihn andre nennen, Seny, zugegen war, nahm den Antrag der Minister mit vieler Gelassenheit an. Er schien mehr das Unglück des Kaisers, als sein eigenes zu bedauern. — **Der Kaiser ist verrathen, und seine Absichten sind vereitelt** — sagte er, so bald er sich etwas gefaßt hatte. Gleichwohl konnte er nicht unterlassen, über den Haß seiner Feinde, und die geringe Unterstützung des Kaisers für sich bittre Klagen zu führen. Da er der Sterndeuterey ungemein ergeben war, so ist die Nachricht sehr wahrscheinlich, daß er durch Hülfe der Astrologie habe vorherwissen wollen, daß der Kaiser ihn bald wieder brauchen, und sein Glück dadurch nur noch glänzender werden würde. Er konnte dieses wohl, ohne Astrologie, durch den gesunden Menschenverstand, beym

Ein-

Einbruche des Königs von Schweden, vorhersehn. Merkwürdig ist die Antwort, welche er den kaiserlichen Abgeordneten, auf ihren Antrag, ertheilt haben soll.

„ Ihr Herren, aus denen Astris könnet ihr „ selbst sehen, daß ich eure Commißion gewußt, und daß „ des Churfürsten von Bayern Spiritus des Kaisers „ seinen dominirt, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld „ geben: wehe aber thut es mir, daß Sich Ihro Majestät meiner so wenig angenommen: ich will aber Gehorsam leisten. „

Die eigentlichste Astrologie für Wallenstein, welche ihm zuerst seinen Fall vorher verkündigte, war der Graf Maximilian von Wallenstein, welcher seinen Vetter, den General, von dem, was zu Regensburg in Absicht seiner vorgenommen wurde, benachrichtigt hatte, noch ehe die kaiserlichen Abgeordneten ankamen. Aus diesem Umstande läßt sich die Fassung Wallensteins bey dem Antrag der kaiserlichen Gesandten auch am besten begreifen. Er äusserte allerdings mehr Fassung, als man von seinem Naturell erwarten konnte. Er würde die Erwartung nicht betrogen haben, wenn er nicht wäre vorbereitet gewesen.

Denen kaiserlichen Gesandten begegnete er mit ausserordentlicher Höflichkeit, gab ihnen ein grosses Gastmahl, und beschenkte sie mit Pferden, und andern Kostbarkeiten, und ließ sie mit einer heitern Miene von sich. Zugleich gab er ihnen ein versiegeltes Schreiben an den Kaiser mit, in welchem er eine tiefe Unterwerfung in die Befehle seines Monarchen zeigte, sich für die bisher ertheilte Würde des Obercommando bedankte, welche er freylich nicht so bald zu verlieren befürchtet hätte. Er bat zugleich, seinen Feinden und Neidern kein Gehör zu geben. In demselben Schreiben aber gedachte er auch des Herzogthums Mecklenburg, und begehrte, daß

ihn

ihn der Kaiser bey dieser ertheileen Würde beschützen, und als einen Reichsfürsten erkennen möchte.

Die Gelassenheit des gefürchteten Wallensteins that eine widrige Wirkung. Die Fürsten von Deutschland hatten schon vorher sich der vertriebnen Herzoge von Mecklenburg angenommen. Da Wallenstein so leicht die Würde des obersten Generals verloren hatte, so schien es nicht schwer zu seyn, auch ihm die Würde des Reichsfürsten zu nehmen. Die versammelten Stände des Reichs bewegten den Kaiser, daß, im Namen des ganzen Collegiums zu Regensburg Wallensteinen bekant gemacht wurde, man würde ihm in Absicht des Herzogthums Mecklenburg eine anderweitige Gnüge zu leisten suchen. Hier war er nicht so bereitwillig. Er verlangte, „man solle ihm einem andern Reichs„fürsten sein Land und Leute in Mecklenburg, mit dem „dorthabenden Kriegsvolke zu defendiren erlauben.“ Da dieses das Churfürstliche Collegium abschlug, so schmeichelte ihm der Kaiser mit der Hoffnung, daß er den Churfürsten von Sachsen zu bewegen suchen wolle, gegen ein Aequivalent am Gelde, das Markgrafthum Ober- und Niederlausitz abzutreten. Allein, so bald nur Wallenstein seine Macht verloren hatte, dachte Niemand weiter an ihn.

Der gefallne Glückliche blieb immer noch glücklich genug, um seine Feinde verachten zu können. Er begab sich auf seine zahlreichen Güter; die meiste Zeit hielt er sich zu Prag auf, wo er einen königlichen Pallast für sich hatte erbauen lassen. Die vornehmsten Obersten bey seiner Armee, die er am meisten liebte, nahm er zu sich, und gab ihnen auf seinen Fürstenthümern, Sagan in Schlesien, und Friedland in Böhmen, einen anständigen und reichen Unterhalt. Durch diese Großmuth, welche sich auf sehr viele, auch niedrigere,

Offi-

Officiers erstreckte, erwarb er sich neuen Anhang, und vermehrte die Zahl seiner Freunde.

Wenn man einigen Schriftstellern glauben will, so konte Wallenstein gleichwohl die Erniedrigung so wenig vertragen, daß er sich auf eine niedrige Art rächen wollte, und dem Könige von Schweden seine Dienste anbot. Er soll sich dabey der Vermittlung des aus Böhmen verbannten Grafen von Thurn bedient haben. Er soll nach einem gewissen Tractate, welcher wider das Haus Oesterreich gerichtet gewesen, sein Vorhaben zu bewerkstelligen gesucht, und der General von Arnheim ihn davon noch abgehalten haben, indem er bey ihm ein Mißtrauen gegen den König von Schweden erweckt, und ihm vorgestellt habe, er würde sich weit leichter und sichrer rächen, wenn er das Commando der kaiserlichen Armee wieder übernehmen würde. Nach einem andern Berichte eines sonst glaubwürdigen Schriftstellers, soll der König von Schweden selbst zuerst Wallensteinen einen Antrag gethan, oder von weitem ihn haben versuchen lassen. Wallenstein aber habe, erzählt man, alles von sich mit Höflichkeit abgelehnt.

Beyde Erzählungen bedürfen keine weitläuftige Widerlegung. Man wird leicht einsehen, daß sie unglaubwürdig sind. Die erstere scheint von Wallensteins Feinden ersonnen zu seyn, um noch ein Laster mehr ihm zuzuschreiben. Wie konte es Wallenstein wagen dem Könige von Schweden seine Dienste anzubieten, der ihn persönlich haßte, den er so sehr, und mit so vielem Stolze beleidigt hatte? und wie konte er es thun, da er alle diejenigen grossen Güter, die er in den kaiserlichen Erblanden besaß, dadurch verloren, und bey dem Könige sehr ungleiche Vergütung dafür zu erwarten gehabt hätte? Noch unwahrscheinlicher ist es, daß der grosse Gustav einem stolzen, ihm persönlich verhaß-

ten Manne, seine Dienste hätte antragen sollen, da er leicht vorher sehen konnte, daß der Antrag vergeblich seyn würde. Gustav war nicht erfahrner Generals bedürftig, deren er viele hatte, und Wallensteinen hielt er nicht einmal für einen grossen General. Es wäre seltsam gewesen, denjenigen um seinen Beystand zu bitten, dessen Troß vorzüglich die Ursache des Krieges gewesen war. Dergleichen Irrthümer, so unwahrscheinlich sie auch sind, pflanzen sich in der Geschichte leichter fort, als richtige Wahrheiten, denn bey jenen ist gemeiniglich Feindschaft und Parrtheylichkeit intereßirt.

Wallenstein sah in seiner Ruhe denen Eroberungen des Königs Gustavs mit geheimer Freude über seine Feinde zu. Hier ist vielleicht der bequemste Ort einige Züge von dem Privatleben und dem Charakter dieses sonderbaren Mannes zu schildern. Die Geschichte ist hierinnen sehr sorgfältig gewesen, und hat uns mehr davon aufbehalten, als wahr ist. Von seinem Charakter als Krieger und General werden wir nachher zu reden Gelegenheit haben. Hier wollen wir die andern Theile seiner Sonderbarkeiten zeichnen.

Unter allen Fürsten in Deutschland war keiner, der es dem Wallenstein an Eitelkeit und Pracht gleich thun konte, Er wetteiferte selbst mit dem Kaiser, und übertraf ihn in einigen kleinen Stücken. Da seine jährlichen Einkünfte sich auf drey Millionen beliefen, davon er einen Theil seinen beyden Gemahlinnen, einen andern der ausschweifenden Gunst des Kaisers, und einen nicht geringern seinen erzwungnen Kriegscontributionen zu danken hatte, so war es natürlich, daß er mehr glänzen konte, als die Fürsten seiner Zeit, da er weniger bestimmte Ausgaben, als sie, hatte.

Sein Pallast zu Prag zeigte eine königliche Pracht und schien die Wohnung eines grossen Monarchen zu

seyn.

seyn. Er hatte sechs grosse Eingänge, und breitete sich, auf einem sehr grossen Platze, auf den Trümmern von hundert Häusern aus, die man, zur Erbauung desselben niedergerissen hatte. Die Zimmer in demselben glänzten von Zierde; eines, welches sehr groß war, und zuweilen zum Audienzsaale diente, hatte mit Gold überzogne Wände und Decke. Die Zierrathen und Geräthschaften der Zimmer insgesamt zeigten einen ausschweifenden Uiberfluß. Ein sonderbarer und verschwenderischer Aufwand herrschte in denen Gärten, welche mit den theuersten Statuen, Springbrunnen, Grotten, und den kostbarsten, mit Fischen besetzten Kanälen versehen waren. Die wegen ihrer Grösse seltnen Vogelbauer, und die grosse Menge mit allen möglichen Arten von Vögeln besetzten, und mit eisernem Drate eingeschloßnen Bäume gaben einen solchen damals unbekanten Schauplatz, daß die Geschichte die Beschreibung davon sorgfältig aufbewahrt hat. Auf ähnliche Art ließ er einen andern Pallast zu Gidzin aufführen, welcher sich eben so sehr, wie der zu Prag, von allem gewöhnlichen entfernte. Das ungewöhnlichste war die Pracht welche er sogar an seinem Marstall verschwendete. Dieser nahm einen ungeheuren Platz ein, der mit besondern Mauern umgeben war, worinnen er jederzeit mehr als dreyhundert auserlesene Pferde unterhielt, und wo man von einem in der Mitte stehenden hohen Thurme denen des Abends und Morgends ein Zeichen gab, die die Besorgung derselben hatten. Die Krippen sogar in dem Stalle mußten Verschwendung zeigen; sie waren ganz aus Marmor aufgeführt, und mit Fontainen, die innwendig sprungen, versehen. Wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte, sein Schloß zu Sagan vollkommen auszubauen, so würde er vielleicht in diesem Gebäude die alten römischen übertroffen haben.

Die Stadt Gidzin, wo sein zweyter Pallast war, ließ er vergrössern, stiftete daselbst ein Cartheuserkloster, und ein Jesuitercollegium, und zu Glogau errichtete er den Protestanten eine Kirche. Alle diese grosse Gebäude führte er in wenigern Jahren auf, als es oft Könige zu thun im Stande sind.

Die Pracht seiner Bedienung glich seinen Gebäuden, und war eben so ungewöhnlich. In seinem Vorzimmer standen immer sechs Pagen, und fünfzig Trabanten. Diese hatten reiche Uniform, und jene waren in blauen Sammet mit rothen Aufschlägen und Kragen, und vielem Golde besetzt, gekleidet. In den beyden äussern Vorzimmern standen in dem einem sechs in dem andern viere von seinem vornehmsten Bedienten, welche sich nach den Namen und dem Anbringen derer-jenigen erkundigen mußten, welche ihn sprechen wollten. Er war sehr schwer zu sprechen, und gab selten Audienz. Sein Pagenhofstaat war ganz besonders glänzend. Die größten und vornehmsten Familien in den kaiserlichen Landen und in Deutschland schickten ihre Söhne an Wallensteins Hof, wo sie am besten ausgebildet werden, und die sicherste Hoffnung zu ihrem weitern Glücke haben konnten. Er hielt sechzig Pagen, lauter Kinder aus alten Familien, und die ihre Uebungen unter besondern Lehrmeistern, die er besoldete, erlernten. In seiner Begleitung und Hofstaate war überdem noch eine ungeheure Anzahl von Edelleuten. Sechs Barons, und sechs Ritter waren beständig bey ihm, seine Befehle zu empfangen; adeliche kaiserliche Kammerherren, die den goldnen Schlüssel trugen, hatten bey ihm dieselbige Stelle. Um seinen Pallast, oder wo er sich aufhielt, giengen beständig funfzehn Leute herum, welche alles Geräusch abhalten mußten, für welchen er eine solche natürliche Abneigung entweder wirklich hatte, oder vorgab,

daß

daß er nicht einmal das Zwitschern der Sperlinge ausstehen konnte. Dieser Abscheu für alles Geräusch gieng so weit, daß seine Generals und Obersten, auch im Felde, wenn sie ihm früh aufwarten wollten, ihre Spornen erst mit Stücken von seidnen Bande umwanden, um dadurch das Klirren zu hindern, denn damals waren grosse klingende Rädchen an den Spornen gewöhnlich.

Wenn Wallenstein zu Felde gieng, so zählte man in seinem Gefolge, ausser der grossen Equipage der seinigen, wovon er die meisten unterhielt, zu seiner Geräthschaft und Tafel fünfzig Wagen, einen jeden mit sechs Pferden bespannt, und fünfzig Munizionswagen mit vier Pferden, nebst sechs Kutschen, die den Leuten von Stande, welche seinem Hofe folgten, dieneten. Wenn er, nicht bey der Armee, nur für sich ausfuhr, so folgten ihm gemeiniglich zehn Wagen, mit sechs Pferden bespannt, und fünfzig Personen begleiteten ihn auf den herrlichst geschmücktesten Pferden.

Eben diesen unerhörten Aufwand zeigte er an seiner Tafel. Er speißte beständig ganz allein, auch im Felde. Seine Tafel wurde mit hundert Schüsseln besetzt, und Zierlichkeit und Gepränge herrschte an derselben. Der Pallast seiner Gemahlin, ihre Pracht, und ihr ungeheures grosses Gefolge glich seiner eignen Pracht, und bildete einen besondern Hofstaat.

Seine Eitelkeit zeigte sich auch auf Münzen. Er ließ, unter andern Stücken, im Jahr 1631 als Herzog von Mecklenburg Ducaten prägen, auf denen, ausser dem Titel des Herzogs von Mecklenburg in sieben Feldern sieben Wappen standen. Das Mecklenburgische, das Friedländische, das Saganische, das Wappen des Fürstenthums der Wenden, das Stargardische, das Rostockische, und das Schwerinische Wappen*).

Sei-

*) S. Köhlers Historische Münzbelustigungen, 3. Th. S. 17. u. ff.

Seine Belohnungen und Besoldungen waren von ähnlicher Beschaffenheit. Als sein Haushofmeister, Peroni den bekanten Astrologen Battista Seni in Dienste, und zum ausserordentlichen Sterndeuter annahm, und ihm zu seinem monatlichen Gehalte vierzig Thaler aussetzen wollte, so sagte er mit einer zornigen Miene zu ihm, „er müsse seine Florentinische Sparsamkeit nie unter seinem Dache, am wenigsten gegen gelehrte Männer blicken lassen.“ Er befahl ihm, dem Seni so gleich funfzig Thaler zur Bestreitung seiner Reise auszuzahlen, die doch kaum neun Meilen betragen hatte. Er gab eben diesem Seni einen jährlichen Gehalt von zweytausend Thalern, und eine Kutsche mit sechs Pferden zum Gebrauch. Er schenkte niemals weniger als tausend Thaler, wenn er Belohnungen austheilte. Er wendete unermeßliche Geldsummen daran, um von allen Orten her von allem Nachricht zu erhalten, und seine Kundschafter waren in ganz Europa zerstreut. Verschiedne Nachrichten meldete er dem Kaiser, ehe man an dessen Hofe die geringste Muthmassung davon gehabt hatte.

Die Eitelkeit war ein Hauptzug seines Charakters, und er suchte etwas grosses darinnen. Ueberhaupt schien er in allem, den ausserordentlichen spielen zu wollen. Sein Ehrgeiz war unersättlich; über seinen Ruhm war er eifersüchtig, und über fremden Ruhm neidisch. Er war immer unruhig, immer geschäftig, arbeitete beständig, und schlief fast gar nicht. Er lebte mäßig, und entzog sich allen Wollüsten, liebte aber die Prahlerey, und das Neue, das Ungewöhnliche. Er war sehr leicht zum Zorne und Hasse geneigt, und in beyden grausam. Seine geringste Belohnung waren tausend Thaler, und seine geringste Strafe das Aufhängen. Laßt die Bestie hängen,

war

war sein gewöhnlicher Ausdruck im Zorne. Zum Unglücke war dieser Ausdruck immer Befehl, und mußte immer sogleich befolget werden. Der Tod und der äusserste Ueberfluß waren die zwey Schicksale seiner Untergeordneten, weil er in allem immer auf das äuserste verfiel.

Er pflegte sehr wenig zu sprechen, und hatte den Grundsaz, daß ein Oberbefehlshaber mit seinen Generals und Obersten sich niemals vertraut machen müste. Ein sehr falscher Grundsaz, welcher im Kriege sehr schädlich werden kann. Er zeigt zugleich von einem Stolze, und von einer Furcht, sich leicht verächtlich zu machen, welche grossen Geistern nicht eigen ist. Gustav war hierinnen das Gegentheil, und erwarb sich Liebe, indem Wallenstein allenthalben um sich herum Furcht verbreitete. Aber Wallenstein hatte auch Ursache sich in Absicht seiner Reden in Acht zu nehmen, weil er wohl wußte, daß er in der Hitze, und, wenn er auf seine Reden nicht Achtung gab, zuweilen sich verging. Als man ihm die Nachricht brachte, daß der Feind ein gewisses festes Schloß, Altenberg, am Flügel seiner Armee, eingenommen habe, sagte er in der Hitze zu dem Offizier, der ihm diese Nachricht brachte: Herr, das höchste Wesen kann dieses Schloß nicht einnehmen. Weil er wenig sprach, so begieng er wenige Fehler, und weil er oft mit Nachdenken sprach, so sagte er oft gute Einfälle.

Er suchte besonders den Ruhm eines Uneigennützigen, und schützte das gemeine Beste alsdenn am meisten vor, wenn alles am meisten auf die Vergrösserung seines Glückes abzielte. Er wendete einen Theil seines Vermögens auf eine Armee, welche ihm dieses Vermögen ins unermeßliche vermehren mußte.

Verschiedne unbesonnene Ausdrücke, die seinem Stolze in der Hitze entfuhren, gaben seinen Feinden Gelegenheit, zu sagen, daß er zuweilen an seinen Verstandskräften litte. Gustav hielt ihn wirklich für einen Mann, der seinen Verstand nicht allemal in seiner Gewalt habe. Wallenstein bedienete sich in Absicht des Königs solcher Ausdrücke, daß man es glauben mußte. Er wollte „den König mit Ruthen aus Deutschland peitschen„ und ähnliche Ausdrücke gebrauchte er mehrere. Verschiedne Handlungen von ihm schienen ebenfalls eine Schwäche des Verstandes zu verrathen: sie entstanden aber vielmehr aus der Neigung Wallensteins zum Aeusersten in allem, und zeigten sich besonders in der Kriegszucht, in Belohnungen und Bestrafungen. In diesen that er es dem Hannibal, und in jenen dem Scipio gleich.

Folgender Umstand ist ein besondrer Beweis. Ein Wallonischer Officier, welcher einen Theil der Bedeckung, die Wallensteinen begleitete, anführte, zog sich seinen ganzen Zorn zu, weil er mehr als er sollte von der hohen Strasse abgieng. Er befahl, diesen Officier dafür mit Schlägen zu bestrafen. Der Wallone aber zog seinen Degen, und wehrte sich tapfer gegen alle die ihn anfielen. Wallenstein sah es, und gab durch einen Wink Befehl, mit allem Verfahren inne zu halten. Es gefiel ihm, daß der Officier sich so herzhaft vertheidigte, und lieber sterben, als eine unwürdige Behandlung erdulden wollte. Er gab ihm nicht nur Verzeihung, sondern beschenkte ihn auch mit 1200 Thalern.

Die Gelehrten schätzte er sehr hoch, und schmeichelte ihnen zuweilen. Er beschrieb aber selbst alle seine Verrichtungen, obgleich von diesen Aufsätzen nichts auf die Nachwelt gekommen ist.

Kleine

Kleine Geschenke und Gefälligkeiten nahm er von seinen Untergeordneten gerne an, und gab dafür sehr grosse und herrliche Gegengeschenke. Aber er war unzufrieden, wenn man ihm etwas grosses und herrliches schenkte. Ein Hauptmann schenkte ihm ein mittelmässiges Pferd: er ließ ihm tausend Ducaten dagegen schenken. Ein andrer Hauptmann schenkte ihm eine Menge vortrefliche und starke Pferde. Er ließ ihm dafür eben so viele schlechte geben, und setzte hinzu; er hoffe, daß er diese schlechten Pferde eben so vortreflich und stark machen würde, als diejenigen wären, die er ihm geschenket hätte.

In der Liebe zu dem schönen Geschlechte war Wallenstein so tugendhaft, daß er sich nicht die geringste Ausschweifung erlaubte. Die Mode aber, Maitressen bey der Armee zu haben, war damals unbekannt. Man nante die **Maitressen** damals **Huren**. Man kante die Galanterie noch nicht, und nante alle Sachen bey ihren deutschen Namen. Unter der ganzen kaiserlichen Armee hielt sich der einzige General Holk eine Beyschläferin und dieser war durch den Verlust eines Auges entstelt. Wallenstein gab bey einer Gelegenheit seine Mißbilligung darüber deutlich zu erkennen. Als er sich zu Prag, oder zu Znaym aufhielt, bat sich einer von seinen Feldobersten schriftlich die Erlaubnis aus, bey ihm einige Tage zubringen zu dürfen. Wallenstein erfuhr, daß Holks Beyschläferin diesem Officier Gesellschaft leiste, und ließ ihm darauf diese Antwort zurück sagen. „Er möchte sich es, mit seinem Frauenzimmer, gefallen lassen, den Weg nach seinem andern Pallaste, zu Gütschin, zu richten: denn, weil er ein schönes Gebäude daselbst aufführen lasse, und gesonnen sey, das daran gränzende Dorf zu bevölkern, so würde dieser Ort in Böhmen für sie am geschicktesten,

und ihren Neigungen am vollkommensten angemessen seyn.„

Was die Religion betrift, so achtete er sie nicht weiter, als es zu seinen Staatsabsichten nöthig war. Die eine Religion hatte er abgeschworen, und die andre übte er aus Politik. Er war, nach dem Geständnisse der Catholicken, sehr unvollkommen darinnen, und hatte die Priester nicht zu Freunden, die bey dem Kaiser alles, und bey ihm nichts vermochten. Er verabscheute die Jesuiten mehr, als irgend eine andre Gattung von Menschen. Er gab bey aller Gelegenheit zu verstehen, daß er die Verfolgung mißbillige, welcher die bürgerliche Klugheit nachstehen müßte.

Man fand bey ihm eine besondre Mischung des Grossen und Kleinen. Er aber wollte durchaus in allem auserordentlich, und über das Gewöhnliche hinweggesetzt seyn. Daher kam seine Strenge, die sehr oft Grausamkeit wurde, und daher so viele Sonderbarkeiten die beynahe Unsinn waren. Denn wenn irgend Jemand ein Geräusch gemacht hatte, welches er, wie schon erinnert worden, gar nicht vertragen konte, so pflegte er zu schreyen: **Hängt die Bestie auf**, und dieses Ausdrucks bediente er sich beständig zur Hinrichtung von vielen Menschen. Einem Officier zu Pferde gab er den Abschied, weil er ohne Stiefeln in seinem Audienzzimmer erschienen war.

Vorzüglich bemühte er sich immer das Gegentheil von demjenigen zu thun, was andre in seinem Falle würden gethan haben. Als er einem Officier die Würde eines Obersten ertheilt hatte, und dieser sich zu bedanken vergaß, so freute er sich ungemein darüber. Einige andre suchten den Credit des Obersten dadurch zu schwächen. **Nicht doch**, sagte Wallenstein, **dieser gute Mann ist so voller Dankbarkeit, daß er sich**

nicht auszudrücken weiß. Er haßte das Hofleben, ob er gleich in demselben erzogen war, und verachtete die Gnade der Grossen, ob er gleich dadurch allein zu seiner Hoheit gestiegen war.

Seine äuserliche Bildung entsprach seinem innern Charakter. Sein Körper war stark und groß, und in seinem Gesichte zeigte sich mehr Majestät als Anmuth. Sein beobachtetes Stillschweigen gab ihm ein furchtbares Ansehen. Er schien andre mehr ergründen zu wollen, und selbst unergründlich zu seyn. Allein dieses vermehrte ihm die Zahl seiner Freunde nicht, und war kein Zeichen eines erhabnen Geistes, indem man andre niemals ergründen kan, wenn man sich nicht mit ihnen in Vertraulichkeit einläßt, und das grosse Genie versteht die Kunst in diese Vertraulichkeit nicht leicht zum eignen Schaden sich einzulassen.

Gegen diejenige, welche Wallenstein liebte, war er bis zur höchsten Verschwendung freygebig, und unterhielt sie ganz, und beschenkte sie bis ins Unglaubliche. Schmeichler schien er blos deswegen nicht zuleiden, weil dieses ungewöhnlich war, und wir haben eben bemerkt, daß er allenthalben das Ungewöhnliche suchte. Als einer von seinen Vertrauten einmal sagte, daß das Gerücht liefe, er sey der gröste Feldherr seines Seculums, und ein andrer, der dabey stand, sagte; nein, das Gerücht sagte, er sey ein ungeheures Thier aus Böhmen, so wandte er sich schnell zu dem ersten, und sagte. Wenn ich der gröste Feldherr meines Seculums bin, so bist du der Fürst der Schmeichler. Dem andern aber ließ er tausend Ducaten zum Geschenke geben. So seltsam suchte er in allem zu seyn. Gleichwohl belohnte er eine andre Schmeicheley sehr. Er gab bey einer gewissen Gelegenheit zu verstehen, daß er eine schlechte rothe Feldbinde allen übrigen vorziehe. Kaum hatte ein unterer

Offi-

Officier diese Erklärung vernommen, so band er seine reiche mit Gold durchwirkte Feldbinde ab, und trat sie den Augenblick in den Koth. Wallenstein erfuhr dieses, ließ ihn sogleich zu sich ruffen, und machte ihn dafür zum Obersten.

Er erfuhr einmal, daß jemand eine Schmähschrift auf ihn verfertiget hätte, und ließ diesen Schriftsteller zu sich bringen. Er ließ ihn auf das beste bewirthen, und schickte ihn mit grossen Geschenken wieder zurück. Ich getraue mir gleichwohl nicht zu behaupten, daß dieses bey Wallensteinen Grosmuth war.

Gegen die Einwohner in Mecklenburg bezeigte er sich beständig hart, und zornig. Gegen die Sachsen war er gesprächiger, und freundlich. Gegen einige ließ er viele Gnade blicken, so bald sie um etwas baten, gegen andre, die ihm eben so unbekannt wie jene waren, blieb er unerbittlich und grausam.

Ob er gleich Verschwendung und Pomp liebte, so konte er ihn doch nicht vertragen, so bald er ins zärtliche, und weiche gerieth. Als einige vornehme und reiche von Adel, welche eine Art von Kapelle hatten, und in einer geputzten Zierlichkeit erschienen, sich in sein Gefolge begaben, so dankte er ihnen für ihre Neigung, bat sie aber, daß sie sich zum Cardinal von Dietrichstein, welcher sie an ihn empfohlen hatte wenden möchten. Dort würde ihre Zierlichkeit und Musik besser glänzen als bey einem Feldherrn, dem die Musik der Kanonen gefiele. Fremde Empfehlungen, besonders von hohen Personen, galten überhaupt bey ihm nichts, und wenn der Kaiser selbst Jemanden empfohlen hätte.

Solch ein Mann war es, welcher von der niedrigsten Stuffe des Adelstandes sich bis zur höchsten Würde im Felde und zum Fürsten des deutschen Reichs

em=

empor geschwungen hatte, und welcher die Würde des Feldhern und des Reichsfürsten wieder verlohr, um kurze Zeit zu ruhen, und hernach in einem neuen Auftritte zu glänzen.

Indessen er zu Prag, obgleich innerlich mißvergnügt, in einem fürstlichen Privatstande lebte, breitete der König von Schweden allenthalben Siege und Schrecken um sich her. Die Erzehlungen dieser Begebenheiten gehören nicht in die Biographie Wallensteins. Sie zeigen aber, was für ein wichtiger oder wenigstens glücklicher Mann für das Haus Oesterreich Wallenstein gewesen sey. Gustav eroberte um sich herum, trieb die kaiserlichen Truppen aus allen ihren Plätzen, besetzte Pommern, verschiedne Städte in Brandenburg, schloß mit Frankreich ein öffentliches Bündnis, und mit verschiedenen Fürsten des Reichs, endlich auch mit dem Churfürsten zu Sachsen, und vermehrte seine Armee täglich. Die Kaiserlichen, welche in diesem Kriege noch nie geschlagen worden waren, konten nunmehr nie gegen den König von Schweden siegen. Wallenstein schien der Achill dieses Krieges gewesen zu seyn.

Nie hat ein Held mit so wenigen Volke so grosse Thaten verrichtet, als König Gustav. Er stieg mit 13000 Mann in Deutschlands Grenzen aus, und binnen einem Jahre hatte er den grösten Theil dieses Reiches sich unterwürfig gemacht. Siebzigtausend Mann kaiserliche Truppen waren nicht fähig ihn aufzuhalten, sie liefen allenthalben vor ihm her; und Gustav eroberte wo er hin kam.

So schwer ihm auch allenthalben der Eintritt gemacht wurde, so wenig wurde dadurch sein Glück gehindert. Er muste bitten und drohen, um Freundschaft bey denen Fürsten zu erhalten, zu deren Beschützung er kam. Der Herzog von Pommern, der Churfürst von

Bran-

Brandenburg, und der Churfürst von Sachsen verweigerten ihm ihren Beystand. Alles fürchtete sich für den Kaiser. Dieser schien wie vom Schicksal verführt zu seyn. Er nöthigte die furchtsamen Fürsten durch seine hohe Strenge ihn zu verlassen. Er trieb sie zur Verzweiflung, eben da ein neuer Feind ihn dazu zu bringen im Stande war. Gustav verband sich endlich mit dem Churfürsten von Sachsen, und drang auf die kaiserliche Armee bey Leipzig. Tilly, welcher die Kaiserlichen anführte hatte sein Glück in den Trümmern von Magdeburg, ein paar Monate vorher, begraben. Er wurde geschlagen: sein Kriegsheer fast ganz getödet. Der unüberwindliche abgehärteste Haufen Krieger, der damals in der Welt war, kam um. Tilly soll es mit Thränen angesehen haben, wie seine siegreichen Wallonen, ohne Quartier zu rufen, niedergehauen wurden. Gustav drang nach diesem grossen Siege weiter vor.

Allen diesen Vorfällen sah Wallenstein zu Prag in Ruhe zu. Als aber, nach der Schlacht bey Leipzig der Churfürst von Sachsen in Böhmen einbrach, so entfloh Wallenstein aus Prag. Diese Hauptstadt wurde auch bald darauf von der Sächsischen Armee eingenommen. Der Weg nach Wien war offen. Der Kaiser, der vor wenig Wochen dem ganzen Reiche Gesetze gegeben, zitterte itzt, und befürchtete, gefangen zu werden.

Man muß sich das Bild von dem Unglücke des Kaisers vorzustellen wissen, wenn man das dabey erfolgte Betragen Wallensteins gegen ihn wahrscheinlich finden soll. Die siegreiche Armee des Kaisers war hin. König Gustav breitete seine Siege in ganz Deutschland umher. Beyde Ufer des Rheimstroms waren auf dem Wege von Leipzig mit dem ganzen dazwischen liegenden Striche seinen Waffen untergeben. Ein anderes

Schwe-

Schwedisches Corps unterwarf sich die Elbe, und die Küsten des Baltischen Meers. Der Churfürst von Sachsen hatte Böhmen inne. Die Revolution in Deutschland wurde allgemein. Die Herzoge von Lüneburg und Braunschweig, der Erzbischof von Bremen, die Niedersächsischen Staaten, verschiedne Reichsstädte, die Wetterau, alles erklärte sich für den König Gustav. Der Kaiser war von allen Reichsständen verlassen, und in Gefahr, aus seiner Residenz gejagt zu werden. Tilly, der vorher das Schrecken der Feinde war, war jetzt ein blosser leerer Name. Man mußte neues Volk, einen neuen General haben. Und wer sollte dieses seyn, als der so glückliche, siegreiche Wallenstein?

Wenn man einigen, nicht zuverläßigen Nachrichten trauen will, so gieng Wallenstein seit einiger Zeit mit dem Gedanken um, selbst in Gustavs Armee Dienste zu nehmen und dadurch seinen Verdruß über die Absetzung vom Obercommando zu rächen. Man erzehlt verschiedne Umstände davon. Ich finde aber die ganze Sache zweifelhaft. Von grossen Männern redet man am liebsten böses, und breitet es mit erdichteten Umständen aus. Ich bemerke hier blos, daß man wider alle Wahrscheinlichkeit streitet, wenn man glaubt, daß der stolze Wallenstein bey einem ihm persönlich feindseligen Helden Dienste habe nehmen wollen, daß er für denjenigen habe fechten wollen, den er „ mit Ruthen habe zurückpeitschen „ wollen, daß er zwey Herzogthümer, Sagan und Friedland, dem ungewissen Kriegsglücke habe aufopfern wollen, und unter einem Könige dienen, der seinen Generalen nicht Herzogthümer zu geben pflegte. Inzwischen erfodert die Unpartheiligkeit der Geschichte, auch diejenigen Nachrichten zu erzehlen, die man für zweifelhaft hält.

Wallenstein, erzehlt man, läßt durch den Grafen von Thurm *) dem Könige von Schweden seine Dienste antragen. Dieser läßt Wallensteinen die Antwort sagen, daß er alles thun wolle, was er verlangen würde. Wallenstein erklärt sich nochmals zum Dienste des Königs, und setzt hinzu, der Kaiser sähe es gerne, daß er das Commando wieder übernähme. **Allein wenn seine Seele im Abgrunde der Hölle wäre, und er sie dadurch, daß er dem Kaiser wieder dienen solle, erlösen könte, so wolle er es nicht thun.** Graf Terzky, der Schwager von Wallenstein, verlangt hierauf eine schriftliche Erklärung vom Könige. Diese komt auch an. Der König verspricht, Wallensteinen gegen seine Feinde beyzustehen. Dieser aber wagt es doch nicht, darauf schriftlich zu antworten. Die Unterhandlung verzieht sich bis nach der Schlacht bey Leipzig. Nunmehr begehrt Wallenstein, durch einen an den König abgeschickten Getreuen, zehn bis zwölf tausend Mann, nebst einigen Regimentern Sächsisches Volk, damit der Churfürst von Sachsen mit dem Kaiser keinen besondern Frieden machen könte **). Der König will nur 1500 Mann senden ***), und verweißt ihn an die eben in Böhmen einbrechende Sächsische Armee. Dieses macht Wallensteinen verdrüßlich. Gleichwohl giebt er den

Sach-

*) Ein sehr verdächtiger Umstand, da der Graf von Thurn das Haupt der Gegenparthey von Wallenstein in Böhmen gewesen war.

**) Wem sollte doch wohl Gustav mehr trauen, dem General Wallenstein oder dem Churfürsten von Sachsen. Ausserdem, wie wahrscheinlich ist es, daß der nun siegreiche König mit seinem heftigsten Feinde sich hätte einlassen sollen, zur Zeit, da er weder Wallensteinen fürchten konte, noch die Hülfe eines fremden Generals nöthig hatte?

***) Wozu 1500 Mann? Scherzte Gustav? oder sollten 1500 Mann unter Wallensteinen Wunder thun?

Sachsen insgeheim alle Anschläge, Prag einzunehmen und sich in Böhmen auszubreiten. Mich deucht, man bemerkt bey dieser Erzählung das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit.

Die Nothwendigkeit einen neuen General mit einem neuen Kriegsheere ins Feld zu stellen beschäftigte den kaiserlichen Hof gegen Ende des Jahrs 1631. Verschiedne suchten diese grosse Stelle, und erhielten sie nicht. Wallenstein wollte sie nicht haben, und nahm sie endlich mit Stolz an. Die Spanier haßten Wallensteinen beständig, und trugen an, daß der kaiserliche Prinz Ferdinand Generalißimus werden sollte. Man sah aber bald ein, daß er noch zu unerfahren war, um gegen siegreiche Feinde zu gehen. Man führt verschiedne Gründe an, warum der Kaiser dem General Wallenstein wiederum das Obercommando gegeben habe. Auch ein Sterndeuter muß einen Grund hergeben, indem er bey Wallensteinen das größte Glück geweissagt habe. Wenn man das vorige Glück Wallensteins, die Erfahrung desselben, und seine schon bekannte Dienste betrachtet, so ist es unnöthig, viele Gründe anzugeben. Wallenstein schien der einzige zu seyn, welcher das verlorne Glück wieder herstellen konnte.

Der Kaiser schickte seinen Vetter, den Grafen Maximilian von Wallenstein an ihn, und ließ ihn an den Hof einladen, um daselbst die ehmalige höchste Würde bey der Armee zu empfangen. Wallenstein verbat die Ehre, und kam nicht nach Hofe*). Er erbot sich aber, nach Znaym in Mähren zu gehen, und daselbst die

*) Er verlangte zu Wien die Titular und Ehrenbezengungen eines Reichsfürsten, weil er sich noch immer für einen Herzog von Mecklenburg wollte erkannt wissen, und wollte sich also der Gefahr einer empfindlichen Verweigerung am kaiserlichen Hofe nicht blos stellen.

die weitern Befehle des Kaisers zu erwarten. Auf diesen stolzen Schritt folgten noch mehrere.

Jedermann glaubte, daß Wallensteins Ehrgeiz die ihm angetragne hohe Bedienung mit Freuden annehmen, und seinen Credit, seinen Reichthum, Liebe bey den Soldaten, und alle seine Einsichten zusammen dem hohen Interesse Leidenschaft nunmehro widmen würde. Ein andrer, als er, würde es gethan haben. Allein sein Stolz machte ihn auch hier, wie immer, zum ausserordentlichen. Er antwortete bey dem ersten Antrage des obersten Commando dem kaiserlichen Abgeordneten kaltsinnig, aber bescheiden. Er breitete sich weitläuftig über die Annehmlichkeit seines itzigen Zustandes und über das Verlangen aus, in Ruhe alt zu werden, sein Glück, weswegen man ihm so schimpflich begegnet habe, nicht weiter zu versuchen, welches wenn es ihm auch alles gäbe, doch jederzeit die Ruhe rauben würde. Er beklagte hierauf das Unglück des Kaisers, und stellte sich, als ob er darüber betrübt wäre. Endlich schloß er seine Rede mit zärtlichen und zweydeutigen Worten, die zwar nicht alle Hoffnung zu seinem Dienst benahmen, denselben aber beynahe als unmöglich vorstellten. Als man darauf weiter in ihn drang, so gerieth er wieder in sein übermüthiges, ihm so eignes Wesen. „Ich verdiente mit Recht, sagte er, daß mein Name, zu meiner ewigen Schande, an einen jeden Galgen im deutschen Reiche angeheftet würde, wenn ich es übernähme alle Versehen und Schadens des Generals Tilly, und Churfürstens von Bayern wieder gut zu machen. Der Kaiser hat sich seinen rechten Arm abgehauen, und nun ist er doch gezwungen, mit dem grossen Gustav sich in einen Zweykampf, und zwar auf den Degen einzulassen.„

Ohn-

Ohnerachtet alles dieses Trotzes hörte der Kaiser nicht auf, ihn bitten zu lassen, denn die Noth war dringend und jemehr sich Wallenstein weigerte, desto merkwürdiger und grösser schien er zu seyn. Der Baron von Questenberg, und der Graf von Werdenberg, beyde geheime Räthe des Kaisers, begaben sich zu ihm nach Znaym. Eben diese beyde waren es gewesen, welche ihm im vorhergehenden Jahre die Nachricht seiner Absetzung hatten überbringen müssen. Sie waren in ihrem Geschäfte zu Znaym nicht glücklich. Wallensteins Hartnäckigkeit schien unüberwindlich. Noch nie hatte ein Monarch einen solchen Unterthan gehabt, und nie hat sich ein Monarch so demüthig gegen seinen Unterthan betragen.

Der Liebling des Kaisers, der Prinz von Eggenberg, welcher zugleich ein beständiger Freund von Wallenstein gewesen war, brachte es durch seine nachdrückliche Vorstellungen endlich dahin, daß der stolze General sich entschloß das Obercommando der Armee zu übernehmen. Aber nur auf drey Monate, und nur um die neue Armee anzuwerben, und zu sammeln. Man muste von neuem bitten, die hohe Würde auf längre Zeit anzunehmen.

Der Prinz von Eggenberg, welcher eben das Podagra hatte, ließ sich von Wien nach Znaym in Mähren tragen. Er fügte zu seinen Bitten die Bitte des Monarchen. Er versprach ihm im voraus, daß er über alles Herr seyn, daß er nach seinem Belieben herrschen sollte, daß er einen völligen Gehorsam finden, und sehr grosse Belohnungen erhalten werde. Er versicherte ihn endlich der Treue des Kaisers, und seiner eignen, von welcher er wohl wüßte, wie mächtig sie am Hofe war. Wallenstein fieng nunmehr an, seinen Beystand etwas schwächer, als sonst, zu ver-

weigern. Er schützte nur noch seine Furcht vor, daß ihn die Bosheit seiner Feinde, welche seine Handlungen verläumden würden, bey der Leichtgläubigkeit des Kaisers, schaden, und er, wenn man seine Dienste gebraucht, leicht wieder verjagt werden könnte. Endlich fragte er, wo denn die Truppen wären, über die man ihn zum General setzen wollte? Da der Prinz nicht aufhörte, ihm Vorstellungen zu thun, und zu bitten, so stellte er sich, als ob er dem inständigen Ansuchen seines Freundes nachgäbe, und versprach sich auf vier Monate zum Dienste bey der neuen Armee.

Er schickte darauf dem Kaiser ein Schreiben, worinnen er meldete, „daß er für sein Theil sey übertäubt worden den Schritt zu thun, den er nun gethan habe, und er habe seine besondre Meynung der starken und partheiischen Neigung für den Fürsten von Eggenberg aufgeopfert. Er versicherte, daß sein vornehmster Wunsch sey, bald einen guten Frieden wieder hergestellt zu sehen. Er habe so wenig Eitelkeit, grosse Heere anzuführen, und in der künftigen Geschichte eine grosse Figur zu machen, daß er diesen Haufen Völker vielmehr nur zusammenbringen und die Anführung desselben alsdenn in die Hände des Königs von Ungarn, (des kaiserlichen Prinzen) überliefern wolle.„

Man hat schon gesehn, daß die gröste Kunst Wallensteins, worinnen es ihm nie ein General in der Welt gleich gethan hat, in der Anwerbung und Unterhaltung der Armee bestand. Er versammelte in drey Wintermonaten des Jahrs 1631 in der Gegend von Znaym ein solches mächtiges Heer, welches das schon gesunkene Ansehn des Kaisers wieder herzustellen schien. Er wurde mit dem König von Pohlen, Vladislaus, wegen Werbung 20,000 Cosacken einig; er trat mit dem Herzoge von Lothringen in Unterhandlung,

lung, um ihn zum Kriege zu bewegen; er schickte bis nach Italien, die besten Waffen kaufen zu lassen, und streute überall sehr vortheilhafte Gerüchte für seine Parthey aus. Der Erfolg übertraf die allgemeine Erwartung. Es war eine stärkere Armee da, als man vermuthet hatte, und tapfere alte Officiers, welche auf Wallensteins Einladung sich häufig eingefunden hatten. Er hatte weder Mühe noch Geld gespart: aber er war auch mächtiger, als er selbst hoffte, unterstützt worden. Der Kaiser verminderte seinen Hofstaat, um Geld zum Kriege zu geben. Er bat die auswärtigen Fürsten um Beyträge, von denen er sie erhielt, und auch sogar den Pabst von dem er nichts erhielt. Seine Unterthanen gaben die beträchtlichsten Summen. Am Hofe zu Wien unterzeichnete Jedermann zum Kriege. Der Cardinal Dietrichstein gab 50,000 Thaler; der Fürst von Eggenberg 300,000: der Graf Michna 90,000: der Bischof von Wien 80,000: der geheime Rath von Strahlendorf 50,000. Das Spanische Ministerium erbot sich, jährlich bis 600,000 Thaler in die Kriegscasse zu bezahlen. Wallenstein selbst war mit seinem Vermögen den armen Officiers behülflich, und brachte die reichen dahin, daß sie Truppen für ihr Geld warben, worinnen er mit seinem Beyspiele zuvorgieng. Auf diese Art stand bald eine ansehnliche Armee in Mähren, und wohl bekleidet, und wohl bewaffnet, und mit allem nöthigen versehen.

Nachdem Wallenstein dieses Werk vollendet hatte, so schrieb er nach Wien, er habe seinem Versprechen Gnüge geleistet, und er wolle sich wegbegeben: die Armee sey im Stande, er wünsche aber zu Hause in Ruhe zu leben, und erwarte einen neuen General bey der Armee. Dieses ist vielleicht die größte List, die er jemals in seinem Leben spielte. Hätte er eher die ungeheuren Bedingungen vorgeschlagen, wel-

welche er nun vorschlug, so hätte man sie gewiß verworfen, und verabscheut. Aber nunmehro hatte er die Officiers, welche bey der Armee waren, sich insgesamt ergeben gemacht; ein jeder seiner Anverwandten oder seiner alten Bekanten hatte zwey oder drey Regimenter erhalten, unter dem Vorwande, den vielen Sold zu sparen, und die neuen Soldaten unter alten Befehlshabern zum Kriege zu gewöhnen; die Soldaten waren durch Handgelder und Geschenke ihm zugethan, und überhaupt jedermann durch die Erwartung seines Glücks an ihn gezogen. Nun konnte kein andrer General die Armee glücklich kommandiren, als er; und er wollte nicht. Nun mußte man alles eingehn, was er verlangte.

Obgleich die Spanier, und der Herzog von Bayern diesen seinen neuen Widerwillen zu nutzen suchten, und ihm die Oberbefehlshaberschaft entreissen wollten, ob gleich der Kaiser sich selbst für Wallensteins Zorn und Rachbegierde fürchtete, ob man gleich wußte, daß er ein gefährlicher, und ausschweifender Kopf war, so hielt man doch für unumgänglich nöthig, ihn zum Feldherrn zu haben, und ihn dazu zu haben, es koste was es wolle.

Wallenstein wurde nun das einzige Beyspiel in der Geschichte der Welt von einem Unterthan, der seinem Herrn, dem ersten Monarchen der Welt, im Dienste von ihm, die ausschweifendsten Gesetze vorschreibt, solche Gesetze, welche kein Fürst seinem Bundesgenossen vorzuschreiben sich untersteht.

Der Prinz von Eggenberg und der Bischof von Wien mußten sich zu ihm verfügen, um die Bedingungen anzuhören, und zuzugestehen, welche er that. Er fieng eine weitläuftige Rede an, in welcher er zeigte wie uneigennützig er sey, wie er schon sein Vermögen angewendet habe, und bereit sey, auch

sein Leben zu wagen, wie er aber itzo einen Krieg anfangen solle, wobey es eine Verwegenheit sey, einen glücklichen Fortgang gegen einen kriegerischen und geschickten König, der bisher über Glück und Sieg Herr gewesen sey, zu hoffen. Er stellte vor, wie sehr er nunmehro wieder dem Neid ausgestellt wäre, und welche Schwierigkeiten er zu bekämpfen habe. Er verlangte, daß die Bosheit gegen ihn unmächtig bleiben sollte, und er alles erhielte, ohne welchem er die Angelegenheiten des Reichs, und seine eigne Ehre verderben würde.

Einzig und allein Oberherr bey der Armee zu seyn, und von Niemanden in nichts abzuhangen, war schon die allererste Bedingung vor drey Monaten gewesen, welche er mit einer ihm gewöhnlichen ausschweifenden Frechheit des Ausdruckes begleitet hatte. „Wenn er neben Gott selbst das Commando haben sollte, wollte ers in Ewigkeit nicht thun.„

Seine fernern Forderungen waren. Er müsse Spanischer und Oesterreichischer Generalißimus in Deutschland seyn: er müsse nicht abgesetzt werden können, so lange der Krieg währte, ohne es wenigstens sechs Monate vorher zu wissen; er müsse bey einem Frieden der oberste Schiedsrichter, mit unumschränkter Gewalt seyn: der Kaiser und der König von Ungarn müsse sich niemals bey der Armee einfinden, oder ins Lager kommen: er müsse aus eigner Macht, ohne daß die Räthe Ferdinands, oder das Kammergericht zu Speyer, oder der Reichshofrath daran Antheil nähmen, über die confiscirten Güter der Rebellen, und über Verzeihungen, und Belohnungen, nach Belieben verfahren können: seine Foderungen an Lebensmitteln oder Geld müßten allemal befolgt werden: im Falle eines Rükzuges

müßten auch die Erblande des Hauses Oesterreich seinen Truppen offen stehen: seine Belohnung sollte ihm entweder in denen Staaten, die er einnehmen würde, oder in den Erblanden gegeben werden.

Diese Foderungen that der ehmalige armselige Page am Hofe des Markgrafen von Burgau. Er erhielt auch diese Foderungen, weil er in allem, was er that, und was ihm wiederfuhr ein ausserordentlicher, und in vielen Stücken ein einziger in der Welt seyn sollte. Einige Puncte seiner Bedingungen machten ihn mächtiger, als der Kaiser selbst war: alle aber waren Beweise seines ausschweifenden Geistes. So weit hatte niemals ein Unterthan verstanden, sein Glück zu nutzen, und so viel hat noch niemals ein Monarch seinem Unterthane gegeben.

Die Feinde des glücklichen und nun über alles erhobnen Wallensteins schmeichelten ihm theils, theils demüthigten sie sich vor ihm. Der Herzog von Bayern brach seine Unterhandlung mit dem Könige von Schweden ab, und erwartete, wie Jederman, Wallensteins Glück. Die Spanier, welche ihn haßten, ertheilten ihm Ehrenbezeugungen. Sie schickten ihm den Orden des goldnen Blieses. Sie berathschlageten mit ihm wegen einer besondern Armee, die der König von Ungarn haben, und damit Böhmen vertheidigen sollte; welches Wallenstein zugab weil er vorher sah, daß nichts davon zu Stande kommen konnte.

Seine erste Beschäftigung zeigte einen klugen General. Er schmeichelte seinen vornehmsten Obersten, und gewann die Liebe aller Soldaten. Er zog mit einem zahlreichen Heere ins Feld, welches voller Muth war; unter ihm zu fechten, und voller Hofnung mit ihm zu siegen.

Gleich-

Gleichwohl zauderte er noch immer ehe er etwas wichtiges vornahm. Er schien es zu wünschen, daß Tilly, welcher wieder eine Armee auf die Beine gebracht hatte, und der Herzog von Bayern, welche er beyde haßte, vorher noch einmal geschlagen würden, ehe er die Laufbahn seines Glücks eröfnete.

Er hatte das Vergnügen, diese beyden Nebenbuhler von sich geschlagen zu sehn. Gustav gieng auf eine bewundernswürdige Art über den Lech. Die Kaiserlichen wurden besiegt. Tilly blieb. Und das Herzogthum Bayern war den Angriffen des Schwedischen Königs blos gestellt. Maximilian, der Herzog von Bayern, hatte bey Wallenstein schon lange vergeblich um Hülfe gebeten. Dieser war nicht geneigt seinen alten Feind zu einer Zeit zu erretten, wo er eben am stärksten gedemüthigt werden konnte. Gustav drang in Bayern ein, machte sich Meister von der Hauptstadt München, und von dem grösten Theile des Landes.

Indem dieses vorgieng, eröfnete Wallenstein in Böhmen den Feldzug. Er hatte bis zum Anfange des Aprils verzögert, ehe er etwas unternahm. Und er zögerte in seinen Unternehmungen, so lange Tilly lebte.

Eine Gelegenheit zum Zaudern gab die Unterhandlung, mit dem Churfürsten von Sachsen, welche Wallenstein vorschlug, und auch anfing, die sich aber fruchtlos, so wie alle Unterhandlungen, zerschlug, bey welchen man auf beyden Seiten kein Zutrauen hat. Der Churfürst von Sachsen wankte, wie er immer pflegte. Er wünschte auf der einen Seite den Frieden mit dem Kaiser, und fürchtete sich auf der andern für den König Gustav. Er war im Grunde auf das Schwedische Glück eifersüchtig, aber weder unternehmend, noch aufrichtig genug, etwas zu wagen. Der Hof zu Wien konnte aber auch seinen Unwillen gegen

den Churfürsten, welcher die vornehmste Ursache der Schwedischen Siege in der Nähe von Oesterreich war, nicht überwinden, und brach endlich die Unterhandlung ab. Dieser wankende und zweydeutige Zustand der Sachen erleichterte dem General Wallenstein die Wiedereroberung von Böhmen, und machte zugleich die Sachsen bey den Schweden verdächtig. Es waren auch wirklich durch Wallensteinische Bestechungen, und die glücklichen Bemühungen des Obersten Spaar schon sehr viele Sächsischen Officiers gewonnen worden.

Nie ist ein erobertes Land mit mehr Nachläßigkeit, und mit weniger äuserlichen guten Schein verlassen worden, als damals Böhmen. Wallenstein musterte sein Heer zu Pilsen, welches mit allen Officiers versehen, und aus tüchtigen Soldaten zusammengesetzt war. Sein Name, und sein Anhang hatte zum Vortheile der Anwerbung seiner Armee Wunder gethan. Man kannte seine übermäßige Verschwendung in Belohnungen, obgleich seine Bestrafungen auf gleiche Art ausschweifend hart waren. Man diente unter einem solchem Generale gerne. Der Hof zu Wien unterstützte ihn lebhaft mit allen Erfordernissen, und es fehlte also nichts, was eine Armee in die glücklichste Wirksamkeit setzen kann.

Zu Pilsen kamen einige Abgeordnete von dem Nürnbergischen Stadtrathe an, welche die Stadt bey Wallensteinen wegen der Ehrenbezeugungen entschuldigten, die sie dem Könige von Schweden ertheilt hatten, und wozu die Lage der Umstände, und die Macht des Königs sie genöthigt hätte. Wallenstein, welcher ihr Anbringen wußte, ehe sie noch sprachen, steckte ihr Memorial mit einer zwar höflichen, aber gleichgültigen Miene in die Tasche, ohne es zu lesen. Er unterhielt sie aber nichts desto weniger mit einer prächtigen Mahlzeit,

und

und befahl einer Schaar Soldaten, sie wieder bis nach Hause zu bedecken.

Die Belagerung von Prag war die erste wichtige Unternehmung in diesem Feldzuge, Wallenstein fing sie an der Spitze von 40000 Mann an. Die Besatzung in Prag bestand aus 2000 Mann regelmäßiger Sachsen, und etwa 500 Mann von der Miliz. Es schien, als wenn die Belagerung blutig werden sollte, indem sich die Sachsen anfänglich tapfer wehrten, und den Feind, auch nach Eröfnung einer ziemlich weiten Bresche, in zweyen Angriffen zurück schlugen. Wallenstein wurde aber dadurch nur desto hitziger, und ließ zwey Regimenter zu Pferde die Infanterie mit blossen Schwerdtern zum dritten Angriffe hinantreiben. Zu gleicher Zeit rissen die Capuciner-Mönche, mit denen Wallenstein eine geheime Verabredung hatte, einen Theil ihrer Klostermauer nieder, und liessen durch diese Oefnung ein ganzes Regiment Reuter in die Stadt, welches den Sachsen unvermuthet über den Hals kam, und sie von dem Orte vertrieb, wo die Bresche geschossen war, welche nunmehr bald erstiegen wurde. Auf diese Art eroberte man die kleine Seite von Prag. Die Besatzung zog sich in das Schloß, wo sie sich aber bald, mit Hinterlassung ihrer Fahnen, und alles Kriegsvorraths, zu ergeben genöthigt wurde. Sie erhielt einen freyen Abzug, mit Seitengewehr, und siebenzig Bagagewagen.

Es war gewöhnlich, daß alles, was Wallenstein that, weit glänzender vorgestellt und gepriesen wurde, als wenn ein andrer General weit größre Dinge verrichtet hätte. Seine Freunde an dem Hofe zu Wien mahlten die Eroberung von Prag sehr ruhmreich aus. Der Kaiser gab allen Lobeserhebungen, die man von Wallensteinen machte, desto geneigter Gehör, je froher

er war die Hauptstadt seines Königsreichs Böhmen wieder zu besitzen, und dadurch zugleich den Feinden das weitere Vordringen verwehrt zu sehn. Er soll, bey dieser Gelegenheit Wallensteinen ein Diplom zugeschickt haben, in welchem er ihn zum Herzoge von Großglogau, in Schlesien, erhob. Wie wohl dieser Umstand noch nicht völlig erwiesen ist, und nur einige Geschichtschreiber des Wallenstein, als eines Herzogs von Glogau, gedenken.

Auf die Eroberung von Prag folgte bald die Einnahme der andern Städte in Böhmen. Vorher schon war Saaz von dem Don Balthasar de Merades, welchen Wallenstein mit 8000 Mann abgesendet hatte, eingenommen worden. Bey der Einnahme dieser Stadt gieng beynahe ein ganzes Regiment, welches die Besatzung ausmachte, verlohren und die Protestanten erlitten dadurch einen empfindlichen Verlust.

Die Eroberung von Eger vollendete die Besitznehmung des ganzen Königreichs Böhmen. Hier verdient der ausserordentliche Heldenmuth eines Mädchens den Nachruhm der Geschichte. Der Rath zu Eger wußte, daß ein junges Frauenzimmer in der Stadt war, welches Wallenstein ganz vorzüglich hochschätzte. Man setzte also dieses Mädchen ohne Umstände in ein Gefängniß, und befahl ihr, bey Lebensstrafe, den General dahin zu vermögen, daß er von seiner Belagerung abstehen sollte. Die Unglückliche, welche keine Seele von gemeiner Sorte besaß, stellte sich, als wenn sie ganz gern in das Verlangen willigte, und schickte folgenden versiegelten Brief an Wallenstein: — „Sehen Sie mein Leben nicht an: ich bin bereit zu sterben, wenn nur ihro Excellenz dadurch einen wahren Ruhm erlangen, und ihrem Monarchen redliche, und glückliche Dienste leisten können.„ —

Die-

Dieses sonderbare Hülfsmittel war auch auf der Seite der Feinde unwirksam. Die Belagerer vermehrten sich, als die Besatzung sich tapfer zu wehren anfieng, und am 11 Junius ging die Stadt durch Capitulation über. Die Besatzung erhielt freyen Abzug. Drey Tage darauf nahm der General Holk auch die Stadt Elnbogen ein. Böhmen war am Ende des Monats Junius in Kaiserlicher Gewalt.

Der Churfürst von Sachsen gerieth bey diesen Umständen in die Gefahr vieler Critiken, und vieles Verdachts. Es schien unbegreiflich, daß er auf eine so nachläßige Art ein Königreich verlohren gehen ließ, ohne sich zu widersetzen. Er hatte sogar seinen General Arnheim mit dem größten Theil der Truppen aus Böhmen gezogen. Seine Armee belief sich gegen 40,000 Mann, und mit diesen war er fähig, der Wallensteinischen Armee die Spitze zu bieten. Man sahe zu deutlich, daß ihn geheime Ursachen regieren mußten, und daß er nicht im Ernste und Treue ein Bundesgenosse des Königs von Schweden war. Einen grossen Antheil an seinem Betragen hatte die Eifersucht über den König, welche dieser immer vermehrte, je weiter er gegen den Rhein vordrang, und hernach sich Bayern näherte, auch an einigen Orten, als zu Augsburg, sich huldigen ließ, woraus man bey einem so weisen Könige weitaussehende Absichten vermuthete. Die vornehmste Ursache aber, den Churfürsten zur Verlassung von Böhmen zu bewegen, war die Intrigue Wallensteins, welcher theils durch Unterhandlungen, und Vorschläge, theils durch künstliche Vorstellungen den ohnehin wankenden Churfürsten so schüchtern, und unentschlossen machte, daß er es nicht wagte, gegen die kaiserliche Armee mit Ernst zu fechten, und Wallensteins Wuth gegen sich zu erregen. Dieser Feldherr war

ohne-

ohnehin dem Churfürsten noch von zwey Jahren her, wo er der allgemeine Sieger gewesen war, fürchterlich. Itzo übernahm er von neuem das Commando, und also die Gelegenheit, Sachsen so zu drücken, wie er ehmals gethan hatte. Man hielt ihn für einen glücklichen Krieger, und erwartete von seinen Unternehmungen gegen den König Gustav, die wichtigsten Vorfälle. Die Feinde des Königs nannten ihn schon, bey Wallensteins Zurüstungen, den Schneekönig, welcher im Frühling schmelzen würde. Alles war zwischen Furcht und Hofnung getheilt. Konnte der Churfürst listiger handeln, als wenn er den kaiserlichen Feldherrn nicht erbitterte, und den König von Schweden nicht verließ? Allein solche zweydeutige Stellungen sind gemeiniglich die gefährlichsten. Man bekommt für einen öffentlichen, zwey geheime Feinde.

Nachdem Tilly todt, Bayern von den Schweden gezüchtigt, und Böhmen mit guter Musse erobert war, so zog sich endlich Wallenstein gegen die östliche Seite der Oberpfalz, an deren äusserstn Grenzen der Churfürst von Bayern mit allen seinen Völkern stand. König Gustav kam dadurch in Verlegenheit. Er hatte zwey Armeen vor sich, davon die eine der seinigen gleich, die andre noch einmal so stark war. Er ließ sich aber dadurch nicht furchtsam machen, da es für ihn keine Gefahr in der Welt zu geben schien. Er schloß mit der Stadt Straßburg einen Vergleich, er unterhandelte mit der Schweizerischen Republic, er ließ seine Feldherren in vertheilten Corps verschiedene kleine Unternehmungen ausführen. Er selbst zog mit einem Heere von zwanzig tausend Mann gegen Donauwerth, besetzte einige Städte, und suchte nunmehr einen Platz, wo er nicht genöthigt wäre, mit den überlegnen Feinden ein Treffen zu liefern, noch sich auch zurücke zu ziehn.

Wallen-

Wallenstein zog sich gegen Nürnberg, und hatte seinen Truppen die Plünderung dieser grossen Stadt versprochen. Dies bewog den König dahin vorzurücken, und er that es desto lieber, da eben diese Gegend seinen Maasregeln bequem, und ihm, da er schon daselbst sein Lager vorher gehabt hatte, bekannt war.

Es war am 7. des Julius, als König Gustav in sein altes Lager zu Fürth, bey Nürnberg ankam. Hier vereinigte sich der Herzog Bernhard, von Sachsen Weimar mit ihm. Er schien Lust zu bezeugen, etwas gegen Wallenstein zu unternehmen. Als die Stadt Nürnberg ihn zu sich einladen ließ, antwortete er den Abgeordneten: „Meine Herren, ich werde mir dieses Vergnügen nicht versagen, gegenwärtig aber möchte ich lieber Wallensteinen, als Nürnberg, sehen.„

Es ist sonderbar, daß dieser Feldherr so sehr zauderte dem Könige Gustav unter das Gesichte zu treten. Er hatte sich sogar vorgenommen, in Sachsen einzubrechen, und den Churfürsten zu züchtigen, mit welchem er immer die Unterhandlungen wieder anfieng, wenn sie sich wegen unbilliger Foderungen zerschlagen hatte: zuerst wurden ungeheure Foderungen gethan, und für das kaiserliche Heer, zur Strafe des Churfürsten von ihm auf zwey Monate Sold begehrt. Die eingezognen catholischen Kirchengüter sollten sogleich wieder heraus gegeben, und die Sächsische Armee mit der Wallensteinischen verbunden werden. Als man diese Foderungen mit Abscheu verwarf, so wurden gelindere Vorschläge gethan. Wallenstein hatte, nach seiner gewöhnlichen Kunst sogar einige Sächsische Ministers durch Bestechung gewonnen. Allein, es kam doch nichts zu Stande, weil man in Dresden sich beständig fürchtete, etwas offenbares gegen den König von Schweden zu wagen.

Der

Der Kaiser schickte Tag und Nacht an Wallenstein Couriers ab, um ihn zu bewegen, daß er seinen Vorsatz, Sachsen anzugreifen, fahren lassen, und dem Herzoge von Bayern zu Hilfe eilen möchte. Er mußte sich endlich dazu entschliessen. Der Verdacht, als wenn er sich für den König von Schweden fürchtete, wurde zu groß, und seine Feinde vermehrten ihn. Man mußte zu Wien in Gefahr kommen, daß Gustav endlich noch gar Oberösterreich zur Kriegsbühne machte. Mit Widerwillen, und gezwungen rückte also Wallenstein gegen Nürnberg, um sich mit seinem heftigsten Feinde, dem Churfürsten von Bayern, zu vereinigen.

Dieser Churfürst, der so lange so vergeblich um Unterstützung von Wallenstein gebeten hatte, beschleunigte die Vereinigung beyder Heere mit der grösten Begierde. Er ließ seine Musketirer hinter den Reutern aufsitzen, um desto schneller fortzukommen. Wallenstein führte auf seinem Marsche von Eger den Nachtrupp seines Heeres selbst; der Graf Gallas das Hauptcorps, und Aldringer den Vortrupp. Unterwegens gerieth er in Lebensgefahr. Eine Musketenkugel fuhr durch seinen Wagen, als er eben durch einen Wald reißte, und verfehlte ihn, und seinen Schwager den Grafen Terzky, welcher bey ihm in dem Wagen saß, nur um ein Haar breit. Man kann nicht sagen, ob dieser Schuß von ohngefähr, oder mit Absicht geschahe, obgleich Wallenstein das letztere zu behaupten schien: vielleicht um sich dadurch desto merkwürdiger zu machen.

Sobald dieser Feldherr sich bey Nürnberg mit dem Churfürsten von Bayern vereinigt hatte, zeigte sich auch sogleich der beyderseitige Groll dieser Nebenbuh-

buhler, ob gleich beyde keine Lehrlinge in der Verstellungskunst waren. Der Prinz mußte gleichwohl dem stolzen Generale zuerst nachgeben. Seine Klugheit sahe ein, daß er ihn nur mehr aufbringen und erbittern würde, wenn er sich nicht verstellte, und nachgäbe. Wallenstein hingegen, der den Fürsten auf das bitterste haßte, und wohl wußte, daß er die vornehmste Ursache seiner vorigen Absetzung gewesen war, sann mit allem Fleisse auf lauter Kränkungen, und suchte sie immer recht empfindlich zu machen. Er wußte, daß der Churfürst dem Könige von Schweden persönlich gram war, und einen tödlichen Haß gegen ihn trug. Er sprach also immer von dem Könige in den erhabensten Ausdrücken, mit den grösten Lobeserhebungen; er bewieß demselben so gar bey verschiedenen Gelegenheiten Höflichkeiten und Hochachtungsbezeugungen. Was der Churfürst von Bayern wollte, geschah niemals. Und da dieser einmal mit Lebhaftigkeit auf einen Angriff drang; so sagte endlich Wallenstein: Mein Herr, greiffen Sie den König mit Ihren Truppen an: ich will sie alsdenn mit meinen Völkern unterstützen. Der Churfürst muste zusehen, was Wallenstein that, und er muste alles billigen, was wider seinen Willen geschah.

Indessen zeigte auch Wallenstein im Angesichte Gustavs, was er noch niemals auf eine wichtige Art gezeigt hatte, dieses, daß er wirklich ein grosser Feldherr war. Die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland, und vom halben Europa war auf die beyden Feldheern gerichtet, welche das Kaiserliche und das Schwedische Heer anführten. Man erwartete täglich ein entscheidendes Treffen, dessen Ausgang entweder die Macht des Kaisers, oder die Freyheit Deutschlands stürzte. Aber, was man am meisten erwartet, geschieht immer am wenigsten. Die Klugheit der beiderseitigen Feldherrn ver-

eitelte alle grosse Unternehmungen. Beyde setzten zu viel aufs Spiel, wenn sie unvorsichtig schlugen, und in solchen Fällen geschieht gemeiniglich nichts grosses, bis ein Ungefähr oder der Hunger drängt.

Das kaiserliche Heer bestand aus mehr als 60,000 Mann. Der König hatte kaum zwanzig tausend; Wäre es nicht Gustav gewesen, den Wallenstein vor sich sahe, so hätte er den Feind bald angegriffen, wie er es mit dem Könige von Dännemark that. Allein kaum sahe Wallenstein seinen grossen Feind, so erstaunte er über ihn. Er sahe, daß er sich auf eine neue, damals ganz ungewöhnliche Art, verschanzt hatte. Sein Lager war mit dreyhundert Kanonen besetzt. Alle Oerter, wo der Zugang leicht war, hatten besondre künstliche Redouten. Der Fluß Pegnitz nebst jedem höckerichten und ungleichen Boden mußte ihm zum Vortheil dienen. Die ganze Befestigung des Lagers zeigte ein Meisterstück des menschlichen Verstandes in der Kriegskunst. Die Schanzgraben hatten an einigen Orten bis achtzehn Fuß in der Breite, und zwölfe in der Tiefe. Die Stellung des Heeres selbst war bis zum Erstaunen bewundernswürdig. Die Artillerie, in deren Gebrauche Gustav überhaupt ein Erfinder und bewundernswürdig war, übertraf alle Vorstellungen, die man haben konnte; da hingegen Wallenstein mit schlechten Feuerwerkern und Ingenieurs versehen war. Sein Stolz wurde in Hochachtung seines Feindes und in eine furchtsame Vorsichtigkeit verwandelt. Er legte jenen entscheidenden Ton ab, der ihm sonst so eigen war. Sein Uebermuth fing sich an zu mildern, und es zeigte sich eine sichtbare Aenderung seiner Art zu denken und zu handeln. Da er bald einsahe, daß er mit diesem Gegner nicht wie sonst verfahren dürfe, ohne unglücklich zu seyn, so ließ er den Gedanken eines entscheidenden Angrifs fahren,

und fiel darauf, den König auszuhungern. Er wollte, wie er sagte, einen Aushungerungsfeldzug diesmal thun. „Das Geheimnis, sagte er, die Sachen wieder auf einen guten Fuß zu stellen, besteht nicht in häufig gelieferten Schlachten: dieses Spiel haben meine Vorgänger versucht, ohne das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Deswegen werde ich mir die Freyheit nehmen, nach andern Grundsätzen Krieg zu führen. Auf diese Art wird man in einigen Monaten sehen, wer in Deutschland Herr sey.„ Allein, so richtig er auch dabey handelte, und so sehr dieser Vorsatz seine kriegrischen Talente verrieth, so sehr irrte er sich doch, wenn er glaubte, es in irgend einer Kunst Gustaven zuvor zu thun.

Dieser weise Feldherr hatte für die Versorgung seines Heeres eben so vortreflich, als für die Stellung und Verschanzung desselben gesorgt. Die Stadt Nürnberg, welche sich gegen ihn ganz besonders freundschaftlich bewieß, schafte ihm beständigen Vorrath; und es fehlte ihm niemals weder an Fleische, noch Brodte, noch Ammunition. Da Wallenstein ein weit zahlreicheres Heer hatte, da viele kleine und schwache Heere des Königs ihm die Zufuhre, besonders von Bayern her, abschnitten, oder ihm die Magazine verderbten, so hatte er alle diejenige Kunst nöthig, in welcher er bisher, in Absicht der Verpflegung und Unterhaltung einer Armee, sich einen so grossen ganz eigenen Ruhm erworben hatte. Die Rednitz, welche durch sein Lager floß, war zu schmal, und zu seicht, Schiffe von einiger Grösse zu tragen, und in seiner Gegend hatte er keinen schifbaren Fluß. Die Lebensmittel musten gröstentheils von Regensburg her zugeführt werden. Sie wurden endlich so sparsam, daß er seine Tafel einschrencken muste, und indem er seinen Feind aushungern wollte, litte er selbst Mangel. Er

muste jenen prächtigen Ueberfluß meiden, den er sonst an seiner Tafel gewohnt war, und mit zwey Flaschen Wein für sich und seine Officiers täglich zufrieden seyn. Zwar hatte er auf seiner Seite alle Strassen, die nach Nürnberg führen, besetzen lassen, allein hier that der Feind ihm öfters Abbruch, und er konnte ihm die Zufuhre von Forchheim, Würzburg, und Bayern nicht hindern.

Gleichwohl brachte er dem Könige von Schweden einige Furcht bey, welche dieser verschiedenen von seinen Generals mittheilte, ob er gleich dadurch weder zaghaft noch kleinmüthig wurde. Richelieu aber hielt die gegenwärtige Lage des Königs für so gefährlich, daß er dem Herzoge von Orleans Friedensvorschläge thun ließ, weil er befürchtete, daß die Höfe zu Wien und Madrit bald wieder allzu mächtig werden möchten.

Beyde feindliche Heere blieben in ihrer Stellung bey Nürnberg neun Wochen lang, einander im Angesichte, ohne etwas entscheidendes zu wagen. Der König und der kaiserliche Feldherr hielten es beyde für einen Sieg, nicht besiegt zu werden. Es fielen demohnerachtet häufige Scharmützel vor, in denen bald diese bald jene Parthey überwand, deren Erzählung aber hieher nicht weiter gehört, als sie das Leben und den Charakter unsers Helden betreffen. Diese Ursache macht es nöthig, einiger davon zu gedenken.

Wallenstein pflegte nicht leicht bey unbedeutenden Gefechten gegenwärtig zu seyn. Man hat ihn darüber getadelt, und einen Mangel an persöhnlicher Herzhaftigkeit daher abgeleitet. Allein, wozu ist es doch nöthig, daß der oberste General ein gemeiner Soldat wird, wenn nicht eine besondre Wichtigkeit ihn dazu nöthigt? Sein Kopf soll die Hände der andern regieren, und dieses kann er, bey einem persöhnlichen Antheile an dem Gefecht mit dem

eignen

eignen Schwerdte, eben am wenigsten thun. Gustav verstand die Kunst beydes mit einander zu verbinden, und setzte sich sehr oft unnöthig den grösten Gefahren aus. Es schien, als wenn Wallenstein auch hierinnen von ihm lernen wollte. Er nahm an einigen kleinen Gefechten persöhnlichen Antheil, in welchen der König ebenfals auf der andern Seite fochte. In einem solchen Scharmützel wäre er bald von den Schweden gefangen worden, wenn er nicht in einem Busche Rettung gefunden hätte.

Diese kleinen öftern Gefechte gaben zu verschiednen wechselseitigen Höflichkeiten der beyden Anführer der feindlichen Heere Gelegenheit. In einem derselben war ein tapfrer Schwedischer Oberster, Dewbatel so unglücklich, als er eine Parthey Croaten verfolgte, unvermuthet auf 6000 kaiserliche Truppen zu stossen, und ohnerachtet der tapfersten Gegenwehr, gefangen zu werden. Wallenstein empfing diesen Officier mit den Merkzeichen einer ausserordentlichen Hochachtung, stellte ihn ohne einige Ranzion, welche bey einem Officier von seinem Range sich bis auf fünf oder sechs tausend Thaler belief, wieder auf freyen Fuß und schickte ihn, mit Geschenken, zu dem Schwedischen Monarchen.

Eben diese Gefälligkeit bewieß er bey einem andern gefangnen Rittmeister, Namens Reischel. Er zog ihn an seine Tafel, bezahlte den Croaten das Lösegeld für ihn selbst, und beschenkte ihn mit einem schönen Pferde. Durch diesen zurückgesandten Gefangnen ließ er dem Könige von Schweden versichern, daß „er ihn als den ersten Feldherrn in der Welt betrachte, und vergnügt sterben würde, wenn er nur die Ehre haben könnte, einen Frieden zwischen ihm, und dem Kaiser zu schliessen.„ Der König saß eben an der Tafel, als ihm dieses gesagt wurde, und gab zur Antwort: „Wallenstein wäre

unstreitig eine prachtliebende Person: und wie er allemal bereit wäre, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, also sey er auch zu ehrlich ihm den Tod zu wünschen, ehe er noch das Vergnügen einmal genossen, ihn im freyen Felde recht tüchtig bey der Krause herum zu schütteln.„

Was Wallenstein wünschte, suchte er auch auszuführen. Er ließ dem Könige, und seinem Kanzler, Oxenstierna vorläufige Friedensvorschläge thun. Allein der König ließ sich nur zum Scheine darauf ein, und verbot, in einem besondern Schreiben, seinem Kanzler, andre Friedensvorschläge einzugehn, als die ehrenvoll wären. Oxenstierna wuste, wie er dies verstehen sollte, und alles lief fruchtlos ab.

Das kluge Betragen beyder Feldherren hinterte alle grosse Vorfälle. Aber am 21. August stiessen die verschiedenen vertheilten Corps des Königs zu ihm, und es war, auch bey aller Kunst, unmöglich gewesen, diese Vereinigung zu wehren. Der König war nunmehr der Wallensteinischen Armee an Volke gleich. Da er an Kriegskunst, am Gebrauche der Artillerie, und an neuen Erfindungen zu siegen derselben überlegen war, so hatte der kaiserliche Feldherr desto nöthiger, ein Treffen zu vermeiden, und hofte um so viel mehr, daß endlich der Mangel an Lebensmitteln den König zu etwas verderblichen reizen würde. Er verschanzte also sein Heer bis an die Augen, ließ die vortheilhaftesten Plätze der Zufuhre besetzen, und nahm List und Macht zu Hülfe, um einen Gegner zu besiegen, der ihm so unüberwindlich schien.

Man muß sich mundern, daß er den König nicht angrif, da derselbe anfänglich so schwach war. Die blosse Furcht war es nicht allein, die ihn davon abhielt. Es war Eifersucht gegen den Churfürsten von Bayern,

mit

mit dem er keine grosse Unternehmung gemein haben wollte. Er hätte die Ehre des Sieges mit diesem Nebenbuhler theilen müssen, und die Schande des Verlustes blieb ihm allein. Auf solche Art scheut sich jeder Feldherr für Schlachten.

Gustav hatte kaum seine Truppen an sich gezogen, und glaubte, den Kaiserlichen gewachsen zu seyn, als er für Begierde nach einem Treffen brannte. Hier hatte Wallenstein alle Klugheit nöthig, um diesem Schicksale zu entgehen. Gustav wagte eine heftige Kanonade, und fing an das kaiserliche Lager von drey grossen Batterien zu beschiessen. Der kaiserliche Feldherr blieb in seinen Verschanzungen, und befahl seinen Officiers, bey der höchsten Strafe, sich durch keine Hitze, oder günstig scheinende Gelegenheit so weit verleiten zu lassen, daß ein grosser Kampf entstünde. Er handelte bloß vertheidigungsweise. Durch diese Vorsicht entging er der Gelegenheit zu einer Schlacht, die er immer zu vermeiden suchte. Der Schwedische Angrif wurde verschiedne Tage hinter einander wiederholt, aber immer vergeblich, und zum grösten Mißvergnügen des Königs, der durchaus allgemein schlagen wollte. Man kann hier nicht umhin, einzusehen, daß Wallenstein ein grosser Feldherr war, und jeden Gegner nach seiner Art zu behandeln wußte. Gegen einen andern Feind hätte er ein Treffen gewagt: er wußte aber, daß Gustav der erste der Feldherren war.

Dieser merkte auch, daß Wallenstein nicht verächtlich war, und daß er ihn in der gegenwätigen Stellung zu keinem Treffen bringen würde. Er änderte also seine eigene Stellung, uud ließ den grösten Theil seiner Völker nicht weit oberhalb der Stadt Führt über die Rednitz setzen. Wallenstein mußte nun ebenfalls seine Stellung ändern, bewieß aber dabey neue Kriegskunst. Er zog sich auf den allervortheilhaftesten Platz.

Zwey Anhöhen, davon die eine der alte Berg, und die andre, wegen des darauf liegenden Schlosses, der Burgstall hieß, dienten ihm zur bequemsten Lagerung seines Heeres. Der Zugang zu den Anhöhen war steil und felsicht; ein Wald breitete sich rings herum aus. Eine dreyfache Vormauer von Bäumen, und starke neu aufgeworfne Batterien machten jeden Angriff der Feinde vergeblich. Derjenige, welcher Gustaven „mit Ruthen aus Deutschland peitschen wollte:„ muste sich vor ihm hinter Berge und Bäume verstecken.

Gustav konnte die sonst Wallensteinen ganz ungewöhnliche kaltblütige Unthätigkeit nicht länger vertragen. Er beschloß ihn anzugreifen. Man erzählt, daß er dazu durch einen bestellten Diener des kaiserlichen Generals Aldringers, eines listigen, und tapfern Mannes der sich von der niedrigsten Stuffe empor geschwungen hatte, sey bewogen worden. Dieser verwegne Unglückliche soll dem Könige die Nachricht gesagt haben, daß Wallenstein itzt wirklich sein Lager abbreche, um endlich seinen verhungerten Soldaten Gehör zu geben. Der König habe hierauf einen Angriff auf eine von den beyden Anhöhen gewagt, und sey dadurch zu dem nachfolgenden hitzigen Kampfe verleitet worden. Allein diese Erzählung stammt von denjenigen her, welche für den König partheiisch gesinnt sind, und hat keine Zuverläßigkeit. Genug, der König griff die eine von den Anhöhen, welche Wallenstein besetzt hatte, an, und machte bey der ganzen Armee solche Anstalten, daß ein allgemeines Treffen zu entstehen schien.

Der Angriff geschahe auf dem Berg mit der grösten Hitze. Der König selbst rückte an der Spitze des Vortrupps vom linken Flügel, mit dem Degen in der Faust an. Die Schweden waren der Kanonade der Kaiserlichen blos gestellt. Diese vertheidigten sich aus

ihren

ihren Batterien und Verhacken. Es wurde ein mörderisches Würgen. Dies dauerte fünf Stunden lang. Das Feuer war von beyden Seiten so grausam, daß beständig der ganze Berg in Flammen zu stehen schien. Viele Schwedische Regimenter gingen sechs, sieben, bis achtmal in den Kampf. Der König selbst wich nie von der Fronte. Wallenstein ließ aus dem innern des Lagers den Posten, welcher angegriffen wurde, alle halbe Stunden mit frischen Truppen verstärken. Die kaiserliche Cavallerie wurde zurück geschlagen, und muste sich ins Lager ziehen. Der Kampf ging hierauf desto lebhafter an. Es war ein verzweifelter Kampf, auf der Seite der Schweden, und der hartnäckigste auf der Seite der Kaiserlichen. Alles wollte an diesem Gefechte Antheil haben, und bey den Schweden herrschte ein ganz sonderbarer Enthusiasmus. Ein Officier, der hinter einem kleinem Gehölze im Hinterhalte gestellt war, konnte es nicht ertragen, bey dem tödlichen Kampfe seiner Brüder einen müßigen Zuschauer abzugeben. Er griff, ohne Befehl zu haben, ein kaiserliches Corps an; wurde aber verwundet. Gleichwohl sammelte er seine schon geschlagenen Truppen wieder und trieb die kaiserlichen bis in ihr Lager, worauf er sich auf seinen Posten zurückzog, und denselben behauptete. Torstenson, der nachmalige so berühmte Schwedische Feldherr stellte sich mit seinem Corps einer viermal stärkern Anzahl von Feinden entgegen, und brachte seine Truppen in Sicherheit zurück, indeß er selbst immer voran fochte, und von den Feinden endlich gefangen wurde. Der Graf von Fugger brach zuletzt mit frischer Reuterey aus dem Lager, und trennte die Linie der Schweden. Er verfolgte aber die Schweden bis in ein Gehölze, welches ganz von ihm angefüllt war, und blieb tödtlich verwundet auf der Stelle liegen. Der mördrische Kampf endigte sich erst mit dem Unter-

gange der Sonne. Wallenstein hatte den Feind zurückgetrieben, und rechnete dieses für einen herrlichen Sieg. Er hatte seinen Posten behauptet, und Gustav seine Absicht nicht erreicht.

Dieser brachte eine kalte, nasse, uud traurige Nacht in seinem Wagen zu. Es stand noch ein Corps Musketirer an dem alten Schlosse bey dem Berge, welchen er angegriffen hatte, und dieser ihr Schicksal verursachte ihm unendlichen Kummer. Er hielt mit Anbruch des Morgens in seinem Wagen Kriegsrath; und man beschloß den Rückzug der commandirten Völker, welcher auch in guter Ordnung geschahe. Wallenstein bemerkte diesen Rückzug bald, aber er hatte nicht Lust, den Feind zu verfolgen, weil er dieses für eine Gelegenheit zu einem allgemeinen Treffen hielt, welches er, wie wir schon bemerkt haben, durchaus vermeiden wollte. Diese Vermuthung war desto richtiger, da der König selbst, den Sponton in der Hand, seine Leute mit einem gesetzten und entschloßnen Muthe zurückführte, und gewiß nichts mehr wünschte, als die Feinde im freyem Felde zu sehen.

Der Verlust auf Wallensteins Seite war ohngefähr 1000 Mann. Der Schwedische Verlust war weit grösser. Es fehlten allein so viel Officirs, als zu Anführung von 6000 Mann nöthig waren. Auf Kaiserlicher Seite waren die Grafen Fugger, Aldobrandini, und Caraffa geblieben. Dem Wallenstein wurde sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Eben dieses Schicksal hatte der Herzog Bernhart von Weimar. Dem Könige rieß eine Kanonenkugel ein Stück von den Sohlen seines Stiefels weg. Auf beyden Seiten waren eine grosse Menge der vornehmsten Officiers verwundet, unter denen auf der Schwedischen Seite der

nach-

nachher so berühmte Monro war, welchem wir eine gute Beschreibung des schrecklichen Gefechtes zu danken haben.

Die ältesten Officiers bey der kaiserlichen Armee versicherten, keinen so entsetzlichen Tag erlebt zu haben. Sie hielten die Schlachten bey Prag und bey Leipzig nur für Spiele gegen den Kampf bey Nürnberg. Wallenstein und sein Gegner liessen nichts fehlen, was Muth, Standhaftigkeit, und Kriegskunst nur immer zu zeigen fähig war.

Während der grösten Heftigkeit des Gefechtes brachte ein Officier an Wallenstein die Nachricht, daß der König den einen Hügel erstiegen hätte. Es muste ihm, als einem erfahrnen Feldherrn, nach denen Anstalten, welche er getroffen hatte, unmöglich scheinen. Er wurde also von der Hitze übereilt, die ihn so oft zu ausschweifenden und ungeschickten Reden verleitete, und antwortete: „Er würde nicht glauben, daß ein Gott im Himmel wäre, wenn ihm dieser Berg eingenommen werden sollte.„ Wir haben schon bemerkt, daß seine Ausdrücke oft übereilt, und alsdenn so ungeheuer waren, wie seine Entwürfe, und Gedanken.

Er betrachtete diesen Sieg, welcher einige Aehnlichkeit mit der Schlacht bey Kollin hat, als den ersten Glücksschein in seinem Kriege gegen den König von Schweden, und erhob ihn so viel es möglich war. Gleichwohl getraute er sich nunmehr um desto weniger gegen seinen Feind im freyen Felde zu erscheinen, welchen er kaum, mit Mühe, aus einem verschanzten Lager hatte zurücktreiben können. Er blieb in seiner vortheilhaften Stellung und sahe zu, als Gustav sein Lager von neuem änderte, und es noch so nahe an das seinige rückte, daß eine Kanonenkugel im weitesten Schwunge aus einem Lager in das andre reichen konnte. In dieser Stellung

lung blieben wiederum beyde feindliche Heere vom 25. August bis 8. September. Keiner von den beyderseitigen Feldherrn wollte angreiffen: keiner verließ seinen Posten.

Während dieser Unthätigkeit, welche dem Könige von Schweden, dessen feuriger Muth etwas entscheidendes wünschte, unerträglich war, führte Wallenstein einen empfindlichen Streich aus. Er sahe ein, wie nothwendig es sey, die Posten zu besetzen, welche zur Bequemlichkeit der Zufuhre dienten. Einer der wichtigsten davon war die Stadt Lichtenau, eine gute Festung im Burggrafthum Nürnberg, nicht weit von Anspach. Es lag eine Schwedische Besatzung in der Festung, und beunruhigte daher den Paß der Kaiserlichen. Wallenstein ließ die Stadt unvermuthet berennen. Der Commendant, ein Nürnberger Patricier, Scheuerlin, übergab die Festung ohne Noth und machte dadurch dem König von Schweden einen starken Verlust, welcher sich nach einigen Berichten, dieses Platzes bedienen wollte, um die kaiserlichen Truppen dahin zu locken, und, indeß er daselbst sein Heer verstärkte, den General Wallenstein zu nöthigen, daß er mit einem grossen Theile seiner Armee dahin, ins freye Feld käme. Andern Nachrichten zu Folge ereignete sich dieser Auftritt noch vor dem Schwedischen Angriffe des kaiserlichen Lagers.

Nachdem alle Versuche des Königs von Schweden, die Kaiserlichen aus ihrem festen Lager zu ziehen, vergeblich gewesen waren, so endigte er endlich dieses langwierige Schauspiel, brach sein Lager ab, und zog gegen Bayern. Wallenstein hielt dieses für eine List, und getrauete sich nicht, ihn zu verfolgen. Noch weniger ließ er sich zu einem Treffen bewegen, als ihm dieses der König, eben da er wegzog, anbot, und in völliger

Schlachtordnung vor ihm erschien. Er blieb seinen Maaßregeln, die er gleich im Anfange angezeigt hatte, getreu, und suchte sein Glück darinne, daß er mit seinem grossen Gegner nicht schlug, und seinen Sieg in der Ehre, nicht besiegt zu werden, setzte.

So schloß sich nun die Prüfung der beyderseitigen grossen Feldherren, und jene Scene, welche über zwey Monate die Aufmerksamkeit von halb Europa auf sich gezogen hatte. Wallenstein hatte sich die Ehre eines klugen Generals, und Gustav, eines kühnen Helden erworben.

Beyde Heere hatten durch Hunger, Ueberlaufen, kleine Scharmützel, und besonders durch Krankheit, welche auf beyden Theilen in den heissen Sommermonaten stark wütete, weit mehr verlohren, als eine grosse Schlacht würde gekostet haben. Wallenstein hatte über 15,000 Mann eingebüßt, und man kann sagen, daß er sie seiner Grille, oder Furcht, nicht zu schlagen aufgeopfert habe. Er war am Ende schwächer als der König selbst, weil er unter den Befehlen der Generale Holk, und Gallas, ein Heer von 12,000 Mann nach Sachsen abgeschickt hatte. Er war mit 60,000 Soldaten ins Lager gezogen, und verlies es mit 18000 Mann, wenn man die Bayrischen Truppen abrechnet, welche 13000 Mann ausmachten. Indessen war der Verlust von funfzehntausend Soldaten für ihn Ehre, da ein Verlust von dreytausend, bey einer verlohrnen Schlacht, Schande gewesen wäre. Das Glück des menschlichen Geschlechts kommt bey einem ehrgeitzigen Feldherrn nie in Betrachtung.

Wallenstein sah sich genöthigt, bey dem Abmarsche des Königs ebenfalls sein Lager zu verlassen. Der Feind war Meister des umliegenden Landes, und konnte ihm nun alle Zufuhre abschneiden. Er brach gleichwohl

nicht

nicht eher auf, bis er durch seine Kundschafter die sicherste Nachricht von dem wirklichen Aufbruche der königlichen Armee erhalten hatte. Man glaubte, er würde Nürnberg belagern: allein ein so geübter Feldherr, wie er, wußte wohl, daß ihm theils dieses die Schwäche seines Heeres nicht erlaubte, theils seine Gegenwart an andern Orten, als vor einer Reichsstadt, nöthig war. Er zog dem König nach, aber mit einer so ausserordentlichen Vorsicht, daß der Fluß Rednitz beständig zwischen ihm und dem Könige, der westwärts stand, liegen blieb. Als sich aber der König nach Bayern wandte, so gieng er ihm nicht weiter nach. Er trennte sich von dem Churfürsten, den er längst gern verlassen hätte. Der Churfürst bat um Beystand. Er gab ihm keinen andern, als daß er dem General Aldringer erlaubte, ihn mit seinem eignen, und dem Colloredischen Regimente zu begleiten. Eben dieser Aldringer war den geheimen Absichten Wallensteins ergeben.

Der Churfürst, Maximilian, nahm vom Generalißimus, welcher aus Höflichkeit ihn fünf Meilen begleitet hatte, mit einiger Empfindlichkeit Abschied. Obgleich beyde die gröste Kunst der Verstellung annahmen, so konnten sie ihre Gesinnungen doch nicht völlig verbergen. Wallenstein blieb sich mehr gleich: der alte Churfürst wurde vom Temperamente übereilt. Jener behielt seine stolze Gelassenheit, und geheimnisvolles Wesen. Diesem entfuhren einige dunkle Vorwürfe, zu denen er Ursache hatte, da der Feldherr ihn, so lange sie verbunden bey Nürnberg gestanden hatten, fast an keinem wichtigen Entschlusse, und Unternehmen Theil haben ließ. Er war auch der erste, welcher Wallensteins Treue in Verdacht brachte, und von geheimen Verständnissen mit dem Könige wähnte.

Der Marsch des Königs und des Generals Wallenstein hatte etwas besonders. Sie kehrten beyde einander den Rücken, und schienen sich in die zwey entgegenstehenden Weltgegenden von einander zu entfernen. Der leztere schien Absichten auf die Eroberung des Fränkischen Kreises zu haben. Er belagerte Schweinfurt, eine Stadt fünf Meilen von Bamberg, gegen Westen, an den nordlichen Ufern des Mayns. Der tapfere Dewbatel warf sich mit seinem Regimente in die Stadt. Der Herzog Bernhard Weimar rückte mit seinem ganzen Heere an. Wallenstein war genöthigt, diese Belagerung aufzuheben, und einen andern Plan zu entwerfen. Er ließ das Land des Markgrafen von Bareuth, welchen er empfindlich haßte, verwüsten. Die Hauptstadt Bareuth muste eine starke Summe Geldes geben, und wurde dennoch nachher geplündert. Hierauf zog der feindliche Feldherr vor Coburg, und opferte sie, so wie die übrige Städte in den dortigen Gegenden, seinem Zorne, und Unwillen auf. Dewbatel warf sich wieder in das Schloß zu Coburg, und hinderte die Einnahme desselben. Wallenstein eilte, und hatte nicht Zeit übrig, die er vor festen Oertern verderben konte. Gleichwohl belagerte er das Schloß und ließ Bresche schiessen. Der muthige Dewbatel that einen Ausfall an der Spitze seiner Dragoner, fiel den Belagerern in die Flanken, und brachte sie in Unordnung. Der Herzog Bernhard rückte indessen von Schweinfurt näher heran, schlug vierzig Eskadronen, und rückte zum Entsatze vom Schlosse zu Coburg. Wallenstein muste die Belagerung aufheben: er hatte in drey Tagen über 500 Mann vor dem Schlosse eingebüßt, und konnte sich auf kein Treffen mit dem Herzog Bernhard einlassen. So sehr er die Vereinigung mit dem Corps, welches Pappenheim in den Westphälischen und Niedersächsischen

Krei-

Kreisen hatte, wünschte, so sehr fürchtete er nunmehr, diesen Endzweck, wegen des Herzogs Bernhard, nicht bewerkstelligen zu können. Er richtete seinen Weg nach Obersachsen, in die Markgrafschaft Meissen, wo er den Pappenheim erwartete. Auf diesem Wege verwüstete er alles, wo er hinkam. Besonders erfuhr das Voigtland seine Wuth. Er bewieß sich wie einen verzweifelnden, den die Angst für einen sieghaften Feind in Raserey setzt.

Seine Absicht, war die Länder des Churfürsten von Sachsen und wo möglich auch die Brandenburgischen Staaten alle diejenigen Verwüstungen empfinden zu lassen, womit er ehemals seine Feinde zu bestrafen pflegte, und wozu er, seit seinem neuen Obercommando noch nicht Zeit und Gelegenheit gahabt hatte. Er wollte die Winterquartiere in Sachsen nehmen, und vermuthete nichts weniger als ein entscheidendes Treffen. Indem er dieses Land verheerte, konnte er hoffen, den Churfürsten, der immerfort wankte, von dem Schwedischen Bündnisse abzuziehen, und hernach, mit dem Anfange des künftigen Feldzuges dem Könige, seinen grossen Gegner die Spitze zu bieten. Einige behaupten, er habe die Eroberung von Meklenburg zum Werke des künftigen Feldzugs bestimmt, und nicht geglaubt, daß der König jemals wieder an die Ostsee zurückkehren würde. Von Planen, die nicht ausgeführt werden, läßt sich nichts bestimmen. Man weiß, daß Wallenstein mit seinen Absichten immer geheim, und rükhaltend war; und es ist sehr dreiste, davon urtheilen zu wollen, da es seine vornehmsten Officirs um ihn herum nicht konnten

Das Schicksal wollte diesen Feldzug mit grossen Dingen beschliessen. Wallenstein rückte nach Sachsen, um eine Schlacht zu vermeiden, und sollte hier geschla-

gen werden. Er wollet Sachsen verwüsten, und muste es mit Schande verlassen. Er schlug sein Lager neun Meilen von Leipzig, bey Waida, an der Elster, auf.

Der Churfürst von Sachsen gerieth dadurch in die gröste Verlegenheit. Er war unvermögend, der kaiserlichen Armee entgegen zu gehen: er war auch nicht fähig einen Frieden zu schliessen, ohne sich den grausamsten Bedingungen zu unterwerfen. Er hatte bisher gewankt, aber nun wurde die herzhafteste Entschliessung nothwendig. Er bat den König von Schweden, welcher noch in Bayern stand, um Hülfe.

Dieser folgte dem Ruffe nach Sachsen aus doppelten Gründen. Entweder die Furcht zwang den Churfürsten zum Frieden, oder die Macht zerstörte sein Land. Das bisherige Betragen des Churfürsten gefiel dem Könige schon lange nicht. Ausser der so verdächtigen Vernachlässigung von Böhmen vermehrten sich immer die Ursachen zu grössern Verdachte. Am meisten reizte der Sächsische General Arnheim den Argwohn des Königs. Dieser General war immer ein Freund von Wallenstein gewesen, und hatte wirklich im Anfang dieses Feldzugs eine Unterhandlung für seinen Fürsten unternommen. Nachdem diese fruchtlos abgelaufen war, betrug sich Arnheim immer noch zweydeutig. Er stand eine Zeitlang in Schlesien, und begegnete den Schweden, welche bey ihm standen, und ihrem Anführer, mit Ungerechtigkeit. Er verhinderte verschiedene gute Unternehmungen. Mit dem Obersten Spar in kaiserlichen Diensten unterhielt er einen Briefwechsel, der nicht anders, als verdächtig seyn konnte. Einer von diesen Briefen, welcher dem Könige Gustav in die Hände fiel, und aufgefangen worden war, enthielt solche Ausdrücke, welche ihn noch schuldiger machten, obgleich nichts bestimmtes gesagt war. Arnheim muste in Dresden vor Gericht

erscheinen. Er wurde freygesprochen, und dieses erhöhte den Verdacht wegen des Churfürsten selbst. Gustav verlohr zu viel, wenn er Sachsen verlohr. Er eilte diesem Lande zu Hülfe. Auf seinem Wege dahin besetzte er die Stadt Erfurt, wo er seine Gemalin ließ, von der er einen so rührenden Abschied nahm, daß man es hernach für eine Ahndung von seinem Tode hielt. Nach dem einen Berichte konnte er für Wehmuth zu ihr nicht mehr sagen: als Gott seegne Sie! Nach einer andern Nachricht soll er sich dieser Worte bedient haben: „Gott sey mit Ihnen. Sehen wir schon einander in dieser Welt nicht mehr, so werden wir doch einander im künftigen Leben wieder sehen, und sprechen.„ Von Erfurt begab sich der König nach Naumburg, aus welcher Stadt er die Kaiserlichen mit Gewalt vertreiben, und sie besetzen ließ.

Nicht bloß verehrt, sondern fast angebetet wurde Gustav allenthalben, wo er in Sachsen hinkam. Man erkante in ihm mehr als einen gewöhnlichen Menschen, mehr als einen König, und Helden. Die menschliche Natur hatte ihn zu einem ihrer wenigen Meisterstücke gemacht. Er verband Eigenschaften, die Jahrhunderte nicht beysammen vereinigt sehen. Allein er fand an der ausschweifenden Verehrung in Sachsen keinen Gefallen. „Gott wird mich bald hinwegnehmen, sagte er, damit man sehe, daß er sein grosses Werk auch ohne meine Person ausführen könne.„

Alles schien einen entscheidenden Zeitpunct in Sachsen zu verkündigen. Die feindlichen Heere rückten nähen zusammen, und näher gegen einander. Der Winter brach ein. Ein Treffen muste entscheiden, wer den Winter über Herr von Sachsen seyn sollte.

Wallensteins Absicht war es gleichwohl nicht ein Treffen zu liefern, sondern er wollte die Winterquartiere

zwischen

zwischen Halle, Leipzig und den umliegenden Gegenden beziehen. Wenn König Gustav nach Sachsen vordringen sollte, so ließ er ihm gegen Dresden zu Freiheit, und hofte, durch rückgehende Märsche den Krieg nach Niedersachsen, und an die Ostsee zu spielen, welches sein vornehmster beständiger Wunsch war. Seinem Plane gemäß befahl er allen vertheilten Trupps seines Heeres zu ihm zu stossen. Pappenheim empfing eben den Befehl. Nachdem er die Vereinigung mit seinen Völkern, besonders dem Pappenheimischen Heere bewerkstelliget, welches leztere Gustav vergeblich zu hindern gesucht hatte, so sandte er Pappenheim wieder weg, um die Stadt Halle einzunehmen. Man fand daselbst mehr Schwierigkeit, als man vermuthete. Auf dem Schlosse zu Halle, welches den Namen Morizburg führt, lag ein tapferer Schwedischer Commandant mit 200 Mann, welcher sich nicht ergeben wollte.

Die Stadt Leipzig war zu wichtig, als daß Wallenstein nicht mit Gewalt sie zu erobern suchen sollte. Er ließ die Stadt am 18 October auffodern, und sie hierauf so stark angreiffen, daß sie sich am fünften Tage ergeben muste. Sie muste sogleich 50,000 Thaler Contribution geben, und wenige Zeit darauf eben so viel. Indem Leipzig belagert und eingenommen wurde, ließ Wallenstein zugleich andere Oerter, die ihm wichtig schienen besetzen, Weissenfels, Merseburg, und Naumburg. Aus dem lezten Orte vertrieb bald Gustav die Kaiserlichen.

Die Besazung der Torgauer Brücken, eines wichtigen Passes, wurde die vornehmste Absicht Wallensteins. Allein er erreichte sie nicht. Der Churfürst hatte diesen Paß sehr gut besezt, und indem Wallenstein mit seiner ganzen Macht bis Eulenburg, den halben

Weg vorgerückt war, empfing er von Pappenheim Nachricht, welche ihn von diesem Endzwecke abhielt.

Indeß Pappenheim noch zu Halle war, rückte König Gustav auf die kaiserliche Armee mit aller möglichen Schnelligkeit loß. Wallenstein befahl allen seinen Völkern, bey Todesstrafe, daß sie zu ihm stossen sollten. Er selbst zog sich von Leipzig nach Altranstädt und Lützen, wo er sich längst jener Landstrasse ausbreitete, die in das Herz von Sachsen führt. Es war ihm begreiflich, daß Gustav sein Heer, welches auf 40,000 Mann, durch Pappenheims Verstärkung, anwachsen konnte, mit 18000 Mann angreiffen würde. Er dachte also an die Ausbreitung seines Heers, und suchte sich, an den Ufern der Saale, in einer Linie zu lagern.

Es schien, als wenn ihn gewisse Ahndungen von seinem bevorstehenden Schicksale beunruhigten. Seine gewöhnliche stille, und stolze Fassung verwandelte sich in unruhige Veränderlichkeit. Bald wollte er den König Gustav in seinen Linien mit dem Degen in der Faust angreiffen; bald wollte er ihm den Weg nach Dresden öfnen, um sich von ihm zu befreyen: bald hatte er die Absicht den General Pappenheim an den Rheinstrom zu senden, und sich nach Niedersachsen, und von da an die Ostsee, zu ziehen. So hatte der glückliche, sichre Wallenstein nie gewankt; denn nur dem furchtsamen stirbt jede Entschliessung in der Geburt.

Einige Schwedische Gefangne vermehrten durch ihre Nachrichten den Argwohn von einem Angriffe des Königs. Wallenstein ließ Pappenheimen von Halle zurückberufen, und bemühte sich, sein Heer so viel möglich, zu verstärken. Er ließ, noch Abends um neun Uhr, zwey grosse Batterien errichten, und sie mit starker Artillerie besetzen, und von vorne, und den beyden Flanken, mit einem tiefen Graben umziehen. Um zehn

Uhr ließ er die Graben an der hohen Strasse noch mehr erweitern, und vertiefen, so daß sie die Höhe einer ordentlichen Brustwehr bekamen. Mit dieser Arbeit wurde unaufhörlich die ganze Nacht fortgefahren.

Das Schwedische Heer stellte sich in Schlachtordnung, und blieb die ganze Nacht in dieser Stellung. Der König blieb mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen Weimar und dem General Kniephausen in einem Wagen und erwartete erst von den Umstäden, was er unternehmen sollte.

Der grosse Tag brach an, welcher das kriegerische Schicksal entscheiden muste. Gustav welcher beym Anbruche des Tages, so bald sich ein dicker vorhergehender Nebel verzogen hatte, den Feind anzugreifen beschloß, fand lauter Schwierigkeiten. Eben da, wo sein linker Flügel in gerader Linie anrücken sollte, lag ein tiefer Graben, über welchen seine Truppen unmöglich setzen konnten. Er ließ sein Heer eine Wendung machen, und nun ritt er die Reihen seiner Schaaren durch, und sprach ihnen Muth und Tapferkeit ein.

Wallenstein wurde die Nothwendigkeit einer Schlacht gewahr. Er stellte sein Heer in Ordnung. Er ahmte in einigen Stücken dem Könige von Schweden nach, und stellte ein Regiment Cavallerie unter das Fußvolk. Den linken Flügel führte der General Holk an, bis auf Papenheims Ankunft, welche man noch immer erwartete. Den rechten Flügel commandirte der Graf von Colloredo. Wallenstein selbst übernahm das Commando des Mittelpuncts. Es war dabey sonderbar, daß er jetzt bey dem Treffen in einem Tragsessel erschien, welcher von Pferden gezogen wurde. Er ließ sich beym Anfange der Schlacht durch die Reihen der Soldaten tragen, und ermunterte sie zur Ehre der Tapferkeit. Währendem Treffen, als einigemal seine

Soldaten wichen, wiederholte er diese Ermunterung. Seine Feinde haben diesen Umstand ungemein genutzt, und ihm Zaghaftigkeit, und Furcht vorgeworfen. Allein er hatte das Podagra so stark, daß er weder gehen, noch zu Pferde sitzen konnte. Wallenstein ist nicht der einzige Feldherr, welchem die Krankheit nicht nur Schmerzen verursacht, sondern auch die Ehre geraubt hat. Indessen erschien er doch endlich zu Pferde, da der Kampf dringend wurde.

Ich beschreibe hier nicht die Einrichtung der Schlachtordnung, welche Wallenstein an diesem Tage machte. Die Nachrichten davon sind verschieden, und der Geschichtschreiber, welcher hier entscheiden und Wahrheit suchen will, und nicht selbst in der Kriegskunst erfahren ist, läuft Gefahr, den Kennern lächerlich, und denen andern allemal unnütz zu seyn. Auf das Leben und den Charakter unsers Feldherrn hat nur dieses Einfluß, daß er seine Schlachtordnung weder ungeschickt, noch mittelmäßig, sondern nach den besten Maasregeln einrichtete. Gleichwohl war ihm Gustav in dieser Kunst überlegen.

Um neun Uhr ging der Angriff an. Wallenstein ließ von seinen Batterien die heftigste Canonade auf die Schweden spielen, welche eine grosse Niederlage anrichtete. Gustav eilte zum Haupttreffen, weil er mit der Artillerie eben nicht stark versehen war. Wallenstein ließ die Graben, welche er um seine Armee gezogen hatte, mit den besten Musketirern vertheidigen, aber die Graben wurden endlich erstiegen. Die Schweden fanden soviele Hindernisse dabey, daß sie anfingen zu weichen. Der König bemerkte es, ergriff eine Partisane, und drang selbst vor.

Es war gegen eilf Uhr, als die Sonne den Nebel, welcher den Vormittag gedauert hatte, zertheilte, und

das Haupttreffen angieng. Der König fochte an dem Graben, und führte seine zurückweichenden Soldaten selbst an. Hier fand er den Tod, dem er so oft entgegen gegangen war. Er wurde mit vielen Wunden umgebracht, aber die Umstände seines Todes sind von verschiedenen Schriftstellern so widersprechend erzählt worden, es sind so abweichende Nachrichten aufgezeichnet worden: man hat so mannichfaltige Berichte, daß die sorgfältigsten Geschichtforscher nicht vermögend gewesen sind, die Wahrheit zu finden. Ich würde mir eine unnütze Mühe geben, wenn ich untersuchen wollte, ob der König durch einen Unmenschen von seiner eignen Begleitung, oder von den Feinden getödtet sey. Einige haben sogar auf den Herzog von Sachsenlauenburg, welcher in der Begleitung des Königs war, Verdacht geworfen. Mir ist es wahrscheinlich, daß Gustav von der Hitze verführt in feindliche Hände gerieth, verwundet, und da er fortfuhr sich zu wehren, mit mehrern Wunden umgebracht worden sey. Ein gelehrter Mann in der Geschichte *) hat uns Hoffnung gemacht, die wahrste Nachricht von dem Tode des Königs zu geben: aber er hat diese Hofnung noch nicht erfüllt. Hier ist nicht der Ort, über Gustavs Tod Untersuchungen anzustellen. Wir wenden unsre Aufmerksamkeit auf Wallenstein.

Dieser Feldherr unterließ, nach einem sehr glaubwürdigen Schriftsteller, **) bey der immer mehr und mehr erhitzten Schlacht keine von denen Pflichten, die ihm dieser grosse Tag auflegte. Seine Feinde wollen zwar an seiner Aufführung vielen Tadel finden: und die Menschen glauben den Feinden von Jemanden allemal mehr, als dessen Freunden. Die Geschichte

*) Herr Arkenholz.
**) Graf Khevenhiller.

muß eine Ausnahme von dieser menschlichen Bosheit seyn. Wallenstein erschien endlich zu Pferde, und ritt, währendem Treffen, allenthalben herum. Er vermischte sich oft mit dem Feinde, er unterstützte die Nothleidenden mit Hülfe: er scheute weder Feinde noch Geschütz: er wurde in der linken Seite durch eine Muskete leicht verwundet: sein Mantel wurde verschiedene mal durchschossen, und hinter ihm gleich empfing sein Begleiter, der Graf von Harrach einen Schuß am Ohre.

Der tapfere Herzog Bernhart von Weimar übernahm nach dem Tode des Königs das Commando der schwedischen Armee, mit derjenigen heroischen Gegenwart des Geistes, welche grossen Feldherren eigen ist. Er ließ es geschehen, daß der Tod des Königs bey der Schwedischen Armee bekant wurde. Dieses hatte die Wirkung, daß alle Schweden wie verzweifelnde Leute fochten. Sie wollten mit ihrem Könige sterben. Die Klugheit des Herzogs Bernhart regierte ihre Wuth, und machte sie dadurch gegen die Feinde unüberwindlich. Die vier Centralbrigaden in der Fronte thaten Wunder. Sie trieben die Macht der Kaiserlichen zurück, und vertilgten jenen grossen Hauffen Völker, welche Piccolomini anführte.

Auf der kaiserlichen Seite stritt man ebenfalls mit unbeschreiblicher Tapferkeit. Der Tod des Königs von Schweden wurde auch hier nach nnd nach ruchbar, und befeuerte die Hofnung zum Siege. Wallenstein sah die Piccolominischen Schaaren mit dem heftigsten Verdrusse besiegt. Er schickte die zwey kaiserlichen Regimenter, Altbrunner, und Jungwallenstein zu Hülfe, welche den hartnäckigsten Widerstand thaten, und sich so tapfer hielten, daß er die Reste dieser tapfern Leute nach

seiner

seiner Rückkunft in Böhmen zu seiner Leibgarde wählte, sie auf seine eigne Kosten montirte, bezahlte, und verpflegte.

Die Tapferkeit der kaiserlichen Truppen bey der ersten Batterie war nicht vermögend dem Schwedischen Angriffe zu widerstehen. Die Batterie ging verlohren. Allein Wallenstein schickte sogleich neue Hülfe, mit welcher die schon eroberte Schanze den Schweden wieder abgenommen, und acht Fahnen erbeutet wurden. Gleichwohl muste er sehen, daß sie bey dem wiederholten Angriffe der Feinde erstiegen wurde, ohne daß er sie wieder bekommen konnte.

Einen noch grössern Verdruß machte ihm ein Corps von tausend Mann deutscher Reuter, welche an einen vortheilhaften Posten gestellt waren, und auf einmal davon liefen, ohne Ursache zu haben. Sie zogen nach Leipzig, und plünderten die Bagage ihrer eignen Armee.

Durch einen Zufall kam Feuer in die kaiserlichen Pulverwagen, und hierdurch empfing Wallenstein den verderblichsten Schaden. Gleichwohl ließ er Schritt vor Schritt fechten, und bezeichnete jeden mit Blut. Seine Heere, welche auf holländische Art geordnet waren, und daher mit mehr Unbequemlichkeit, als die Schweden fochten, kamen einigemal in Unordnung. Er sammelte sie wieder. Die tapfersten Brigaden der Schweden wurden niedergemacht. Der Herzog Bernhard führte seine Völker zu zwölf verschiedenen malen in den Angriff, und schien durchaus unüberwindlich zu seyn.

Es war schon der Vortheil der Schlacht auf der Seite der Schweden, als eben der Graf von Pappenheim von Halle zu Hülfe kam. Wir haben schon vorher bemerkt, daß ihm Wallenstein den Tag vor der

Schlacht Befehle zuschickte, zu ihm zu stossen, aber er hatte sein Corps so sehr vertheilt, daß er es nicht so bald zusammen ziehen, und nur einen Theil nach Lützen führen konnte. So bald dieser tapfre Feldherr auf dem Schlachtfelde angekommen war, und sahe, daß der Sieg sich auf die Schwedische Seite lenke, fragte er mit Unruhe, wo ficht der König? man sagte ihm; er führe den rechten Flügel an, denn der Tod des Königs wurde zwar ruchbar aber doch nicht allgemein. Pappenheim, der es sich immer für Ehre schätzte, gegen Gustaven selbst zu fechten, drang mit solchem Nachdruck so gleich in den rechten Flügel, daß die Schweden wieder anfingen zu weichen, ob sie gleich so tapfer fochten, daß fast das ganze sogenante gelbröckigte Regiment niedergemacht wurde, und die Soldaten in eben der Ordnung und dem Platze todt liegen blieben, wo sie standen.

Unter diesem mördrischen Gefechte bekam Pappenheim zwey Musketenschüsse, davon einer in die Hüfte gekommen, und tödtlich war. Er wollte gleichwohl noch nicht aus der Schlacht, bis ihn seine Mattigkeit überwand und er in einen Wagen gesetzt werden muste. Man führte ihn nach Leipzig, wo er starb; ganz mit dem Muthe des Helden, den er immer im Leben gehabt hatte, unerschrocken, und mit seinem Schicksale zufrieden. Er war ein älterer Officier, als Wallenstein selbst, hatte sich aber nie um die Ränke des Hofes bekümmert um sein Glück zu erhöhen. Beständig tapfer und ganz Soldat hatte er mehr gethan als alle Officiers bey der kaiserlichen Armee. Er übernahm immer die schwersten Posten. Er war es welcher den Sturm bey der Eroberung von Magdeburg commandirte, und die Stadt einnahm. Sein Gesicht und sein ganzer Leib war voller Narben, und Wundmähler. Er hatte in 44 Treffen und Scharmützeln gesiegt, und war nie leicht in einer

Schlacht

Schlacht gewesen, ohne sechs bis sieben Wunden davon zu tragen. Als er in den Wagen auf dem Wege nach Leipzig anfing, schwach zu werden, rief er öfters: „Jesus Maria, ist denn gar kein Mensch, der mir das Blut stillen kann.„ Unter allen Todesängsten erkundigte er sich, ob die Kaiserlichen obsiegten. Da er weggeführt wurde, schickte er Jemanden zu Wallenstein. „Geht, sagte er, meldet dem Herzoge von Mecklenburg, daß ich für mich genug bekommen habe, daß ich aber freudig sterbe, da der unversöhnliche Feind der catholischen Religion vor mir gestorben ist.„ Er hatte den Tod des Königs von Schweden erfahren. Dieser aber schätzte den Grafen von Pappenheim unter den kaiserlichen Generals insgesamt am meisten. Den Tilly pflegte er „den alten Corporal„ zu nennen. Wallenstein traute er wegen seines Uebermuths nicht einmal den beständigen Gebrauch der gesunden Vernunft zu. Allein in Pappenheimen schätzte er den Krieger, und ehrte den Muth.

Das Schicksal des Grafen von Pappenheim machte, daß die Völker, welche er angeführt hatte, anfingen zu wanken. Zum Glücke stellte sich eben wieder ein Nebel ein, so daß die Schweden diese Unordnung nicht bemerkten. Wallenstein schickte den Grafen Piccolomini an Pappenheims Stelle, welcher siebenmal die Schweden von neuem angriff, und ein zweyter Pappenheim wurde. Es wurden ihm sieben Pferde unter dem Leibe erschossen: er bekam sechs Musketenschüsse. Sein Obristlieutenant, alle Hauptleute und Officiers bey ihm wurden verwundet.

Unterdessen drang der Herzog mit der Cavallerie nochmals ein, und wurde von vier Regimentern frischem Fußvolke unterstützt. Das kaiserliche Corps wich zurück. Die Nacht aber war schon eingebrochen. Wallenstein

lenstein sahe, daß seine ganze Armee in Unordnung kam und ließ zum Abzuge blasen. Er hielt es nicht für gut, auf dem Kampfsplatze zu bleiben, und seine ermatteten Soldaten am folgenden Tage in ein neues Treffen zu treiben. Er zog sich also nach Leipzig zurück, und überließ, das erste mal in seinem Leben, dem Feinde das Schlachtfeld. Er wußte gleichwohl seinen Rückzug so geschickt einzurichten, daß die Schweden ungewiß blieben, ob sie den Sieg davon getragen, und die Feinde zurückgetrieben hätten, bis ihnen ein Reuter in die Hände fiel, welcher von Wallenstein an das Regiment Hoffkirch gesandt war, um demselben Befehle zum Marsch nach Leipzig zu bringen.

Der Anfang dieses hartnäckigen grossen Treffens, war schon um eilf Uhr des Vormittags. Das eigentliche Haupttreffen dauerte über sechs Stunden. Die Anzahl der Todten auf beyden Seiten rechnete man auf 9000 Mann. Von den vornehmsten Erschlagnen war der König von Schweden der erste. Es blieben, ausser ihm, der Prinz Ernst von Anhalt, der Graf von Thurn, der Generalmajor Uslar, und verschiedne Obersten. Der General Pappenheim, der Graf Berthold Wallenstein, der General Preiner, und ein Prinz von Dietrichstein waren auf der kaiserlichen Seite die Vornehmsten, denen dieser schreckliche Tag das Leben kostete. Man kann den Abt von Fulda zu dieser Anzahl der Vornehmsten bey der kaiserlichen Armee rechnen, ob dieser Prälat gleich nicht eigentlich anführte. Er hatte dem Heere beym Anfange der Schlacht den Segen ertheilt: und während derselben stieß er auf einen Haufen Schweden, welche er für Kaiserliche hielt, und welche ihn vom Pferde schossen. Fast alle Generals und tapfre Officiers bey der Armee waren entweder verwundet worden, oder hatten Pferde verlohren, oder waren dem Tode

nur

nur durch ein Ungefähr entkommen. Der Graf Colloredo, welcher den rechten Flügel anführte, und die ganze Macht der Schweden so oft zurückgeschlagen hatte, war in einen Arm geschossen worden. Wallenstein selbst hatte einen Streifschuß bekommen. Der Graf Piccolomini hatte sechs Wunden bekommen, und sieben Pferde verlohren. Wallenstein büßte, ausser der Ehre des Sieges, und seinen Völkern, ein und zwanzig Stück schweres Geschütz ein.

Es ist zu gewöhnlich, einem Generale, welcher eine Schlacht verlohren hat, Fehler zuzuschreiben, als daß es nicht hätte wegen der Schlacht bey Lützen geschehen sollen. Die Menschen sind gewohnt das Glück Klugheit, und Unglück Fehler zu nennen. Gegen Wallenstein war man wirklich ungerecht, und tadelte seine persönliche Herzhaftigkeit, welche ihn doch, auch bey dem grösten Feuer der Feinde, nicht verließ. Man tadelte ferner, daß er sich mit zu wenigem schweren Geschütze versehen habe. Gleichwohl hatte er mehr als die Schweden. Er hatte, sagte man weiter, seine Völker zu sehr herum vertheilt, und war zu schwach mit seiner Armee. Aber er war doch noch einmal so stark, als die Schweden. Wenn Wallenstein getadelt zu werden verdient, so ist es gewiß blos deswegen, daß er seine Armee vom Kampfplatze führte, ohne völlig besiegt zu seyn. Wäre er die Nacht über auf der Wahlstatt geblieben, so hätten die Schweden vielleicht den Rückzug egnommen. Es kamen auch vier frische Regimenter an, eben als die Wahlstatt verlassen war.

Der Zug des kaiserlichen Heeres ging in solcher Unordnung nach Leipzig, wie es nach verlohrnen Schlachten immer zu geschehen pflegte. Die Nacht schützte noch für die Verfolgung der Feinde, wodurch sonst immer der tödlichste Streich beygebracht wird. Um acht Uhr

am folgenden Tage nach der Schlacht (am 8. November) wurde die ganze kaiserliche Macht in Leipzig versammelt. Die misvergnügten Soldaten suchten sich an den Bürgern zu rächen, und behandelten sie mit Härte. Allein Wallenstein gab gegen Abend ganz unvermuthet zur Abreise Befehl. Er fürchtete sich für denen nacheilenden Schweden. Gegen zehn Uhr Abends verließ er selbst die Stadt, und ihm folgte das Heer die ganze Nacht hindurch. 2000 Mann blieben auf dem Schlosse zu Leipzig zur Besatzung. Der Zug der Armee ging nach dem Gebirge auf Zwickau.

Es war nach dem Treffen bey Lützen nicht mehr möglich, dem ersten Plane gemäß, an Winterquartiere in Sachsen zu denken. Die Völker des Churfürsten, und des Herzogs von Lüneburg machten allein schon ein Heer aus, für welches sich Wallenstein nunmehro fürchten mußte. Die siegreichen Schweden benahmen ihm ganz den Muth. Die Winterquartiere musten in Böhmen gesucht werden. Wallenstein eilte mit ausserordentlicher Schnelle nach Prag, und zeigte dadurch genug, wie wichtig der Sieg auf der Seite der Schweden gewesen sey.

Der Unmuth über die verlohrne Hauptschlacht, und die Begierde sich zu rächen, wenn es auch Unschuldige treffen sollte, bewog diesen Feldherrn, in Prag, eine Execution wegen der Schlacht bey Lützen zu halten, die wenig ihres gleichen in der Geschichte hat. Er war, wie man schon gesehen hat, in allen Dingen ausschweifend, und besonders in Strafen und Belohnungen. Dem Grafen Pappenheim schickte er, noch zu Leipzig, als er eben sterben wollte, 8000 Thaler zum Geschenke. Er ließ den todten Körper hernach nach Prag führen, mit dem feyerlichsten Gepränge beerdigen, und begleitete ihn selbst bey dem Leichenbegängnisse. Den tapfern

Piccolomini beschenkte er mit 10,000 Thalern. Vielen von seinen Officiers schenkte er goldne, mit Demanten besetzte Ketten, woran eine Münze von ihm hing, davon jede am Werth 3000 Thaler betrug. Als der König von Dännemark den General Holk, als seinen Unterthan bey der Einziehung seiner Güter, welche geringe waren, zurück rief, so ließ er ihm die Freyheit, aus vier Böhmischen Herrschaften eine zu wählen, davon jede 16 bis 18 Dörfer und Flecken enthielt.

Im Gegentheil strafte er eben so ausserordentlich. Bey einem Blutgerichte zu Prag wurden eine Menge Officiers und Soldaten, zum Tode verurtheilt, und öffentlich hingerichtet. Die meisten von diesen Officiers starben recht muthig. Ein junger Oberster, dessen Blutgerüste unter den Fenstern des Feldherrn aufgerichtet war, redete die Umstehenden so an: „Meine Herren, ich stelle mich hier ein, um den Tod zu leiden: und aus was für einer Ursache? deswegen weil ich mit meinem Generalißimus davon gelaufen bin.„ — Man billigte diese Strenge gleichwohl in Wien selbst nicht, und die Feinde dieses Feldherrn nutzten auch diese Gelegenheit ihn verhaßt zu machen. Allein er hatte einmal jene despotische Gewalt erhalten, welche ihn über alle Verantwortung hinwegsetzte, und so furchtbar machte, daß er alles, was er wollte, thun konte.

Er bewieß diese Macht in Böhmen, indem er die Winterquartiere daselbst hatte, auch an den Gütern der Protestanten, und derjenigen, welche entweder wegen Untreue gegen den Kaiser schuldig waren, oder es zu seyn scheinen musten. Er zog eine Menge von Gütern ein, verkaufte oder verschenkte sie und zeigte sich als einen Herrn der Besitzungen in Böhmen. Er wollte diese Confiscationen sogar in die Oesterreichischen Lande ausdeh-

dehnen, und stand von diesem Unternehmen, auf Vorstellung des Fürsten von Eggenberg, ab, und zwar, blos „aus allergehorsamsten Gefallen gegen den Kaiser.„

Solche Unternehmungen, wobey das Blutgericht zu Prag das auffallendste war, trugen zu seinem nachherigen Untergange sehr viel bey. Man bemerkte sein hartes Verfahren mit Unwillen. Der Verlust der Schlacht bey Lützen hatte ihn als einen Mann gezeigt, der auch besiegt werden konnte, und auf dessen Glück keine sichere Rechnung zu machen sey. Er fing an mit seinem Glücke auch sein Ansehen zu verlieren. Seine Neider und Feinde nutzten die Gelegenheit, und suchten ihn zuerst verhaßt, und dann verdächtig zu machen. Sein hoher unbiegsamer Sinn blieb sich aber immer gleich.

Der Winter am Ende dieses Jahres und am Anfange des folgenden (1633) wurde zu neuen Zurüstungen angewendet. Man glaubte, daß der Tod des Königs in Schweden alles verändern würde, und daß die Schweden nicht einen Krieg in so entlegenen Ländern fortsetzen könnten. Man verkannte den grossen Oxenstierna, oder man kannte ihn vielmehr noch gar nicht. Gustav hatte eine einzige unmündige Prinzeßin, die nachher weltberühmte Christina, hinterlassen. Auch dieser Umstand schien für die kaiserliche Hofnung günstig. Man glaubte nicht, daß die Schweden sich lange mehr in Deutschland würden erhalten können. Man betrog sich.

Wallenstein errichtete durch sein Geld, seine Macht, seinen Credit, und die ihm in Anwerbung der Heere so ganz besonders eigne grosse Kunst in kurzer Zeit eine neue ansehnliche Armee; eine neue Hofnung zu Siegen und Vortheilen des Kaisers.

Die

Die Schweden wollten die grossen Vortheile, welche sie erkämpft hatten, nicht fahren lassen. Und da sie leicht einsahen, daß sie itzt keinen günstigen Frieden erlangen würden, so entschlossen sie sich einen Krieg mit aller Macht fortzusetzen, dessen Glück der grosse Gustav mit seinem Blute versiegelt hatte. Oxenstiern wuste sehr bald den Churfürsten von Sachsen aufs neue in das Schwedische Interesse zu ziehen, und brachte, in der Folge, ein noch mächtigeres Bündniß gegen den Kaiser zu Stande, als selbst Gustav hatte.

Die Kriegsbühne wurde im Jahre 1633 in Schlesien eröfnet. Dieses Land war gröstentheils von den vereinigten Schwedischen und Sächsischen Truppen eingenommen, und muste also zuerst wieder erobert werden, wenn die kaiserlichen Waffen den Krieg zu ihrem Vortheil lenken sollten. Aus Schlesien war der Weg durch die Lausitz nach Chursachsen offen, und hier konnte eine glückliche Action die Macht des Kaisers der Höhe nähern, auf welcher sie im Jahre 1629 gestanden hatte.

Der General Gallas war schon mit einem Corps nach Schlesien geschickt, als Wallenstein mit der Hauptarmee ihm nachging, und sich bey Neisse mit ihm vereinigte. Sein Heer war über 45,000 Mann stark.

Die Schwedische und Sächsische Armee zog sich gegen das hohe und grosse Schlesische Gebürge, welches den Namen des Zotenbergs führt. Die Kaiserlichen erschienen gegen sie anfänglich und in grossen starken Haufen. Sie vereinigten sich aber bald darauf insgesamt, und zeigten sich in Schlachtordnung. Man vermuthete ein Haupttreffen. Allein weder die eine noch die andre Armee wollte sich aus ihrer vortheilhaften Lage begeben, und so fielen nur einzelne kleine Gefech-

te vor. Es schien, als wenn nichts grosses unternommen werden sollte.

Wallenstein hatte die Ungewisheit des Kriegsglücks kennen gelernt. Er hatte erfahren daß auch er überwindlich wäre. Ein unglücklicher Streich in einer Schlacht stürzte ihn ganz, und die Truppen welche er vor sich sahe, waren tapfer, wohlangeführt, und geübter als die seinigen, deren gröster Theil neuangeworben war. Unter diesen Umständen war ein Friede, wenn er möglich seyn konnte, das sicherste, und glücklichste für ihn. Er wußte daß der Sächsische General Arnheim, welcher das feindliche Heer commandirte, ihm nicht abgeneigt war, und wagte es daher seinen Vorsatz auszuführen.

Graf Terzky, sein Schwager erschien mit einem Trompeter vor Arnheim, und verlangte, daß dieser General, wegen Friedensbedingungen, die man vorschlagen wollte, sich in das Wallensteinische Lager begeben möchte. Arnheim schlug es ab. Terzky erschien zum zweyten male, und bat inständigst, daß Arnheim einen Vorschlag nicht verweigern möchte, welcher für das ganze Römische Reich so wichtig wäre. Der General Arnheim willigte in die vorgeschlagene Unterredung, und begab sich mit dem Obersten Burgdorfer ins Lager, zum kaiserlichen Generalißimus.

Ich folge in der Erzehlung dieser ganzen Unterhandlung einem sonst glaubwürdigen Geschichtschreiber *) ob ich gleich bey verschiedenen Umständen Bedenken habe, die ich gleichwohl zurückhalte, da sie der Leser selbst machen kann. Mir scheint die Sache zum Nachtheil Wallensteins vorgetragen zu seyn, obgleich das wesentliche richtig ist.

Wallen-

*) Dem Grafen Khevenhiller.

Wallenstein trug dem General Arnheim vor, daß er bereit sey einen sichern und allgemeinen Frieden zu schliessen, da es so wohl dem Kaiser, als den Fürsten des Reichs nunmehro an Mitteln fehle, den Krieg ferner fortzusetzen. Er schlug folgende Puncte vor.

Er selbst, der Generalißimus, begehrte mit der Krone Schweden, Chursachsen, und Brandenburg einen rechtmäßigen Frieden zu schliessen, und wenn der Kaiser nicht zur Erfüllung der gegenwärtigen Puncte geneigt seyn sollte, so wisse er Mittel, den Kaiser selbst dazu zu nöthigen.

Alle Privilegien sollten wieder hergestellt, und von neuem bestätigt, alle Vertriebne wieder zurückberufen, und alles ihnen entrissne wiedergegeben werden.

Alle Jesuiten, als die Anstifter der Kriegsunruhen, sollten aus dem Reiche geschaft werden.

Der Satz: man müsse den Ketzern nicht Glauben halten: solle hier nichts gelten, sondern alles zugesagte aufrichtig, und redlich gehalten werden.

Weil Schweden die Kriegsunkosten würde wollen erstattet haben, dieses aber itzt nicht möglich sey, so sollten dazu gewisse Termine gesetzt werden, und indessen Schweden die eingenommenen Festungen behalten.

Chursachsen und Brandenburg sollten aber den Schaden den sie erlitten, vergessen.

Die Armeen sollten wider die Türken geführt werden. Der Oberste Burgdorfer antwortete auf diese wirklich sonderbare Bedingungen, deren Erfüllung nicht leicht zu hoffen war, daß zwar nichts so sehr als ein Friede zu wünschen wäre, allein man wüßte zu gut, daß von catholischer Seite es für keine Sünde geachtet würde, wenn man den Evangelischen die Versprechungen nicht hielte, und also könne man diesen Vorträgen nicht trauen. Wallenstein sagte dar-

rauf: „Will denn der Herr die Catholischen von den Evangelischen so gar ausschliessen. „ — Ich meyne nicht, antwortet jener, die alten Catholischen, sondern die Jesuiten, welche öffentlich behaupten, daß den Ketzern kein Glaube zu halten sey. — Und weiß denn der Herr nicht, sagt Wallenstein, wie ich den Jesuiten so feind bin. „Ich will sie noch alle aus dem Reiche, und zum Teufel jagen.„ Er fügte hierauf die stärksten Eidschwüre bey, daß er es bey dem vorgeschlagnen Frieden aufrichtig meyne. Gegen den Churfürsten von Bayern aber äusserte er seinen alten Groll, und wünschte, daß sein ganzes Land ruinirt würde.

Die Wallensteinischen Friedensvorschläge wurden von dem General Arnheim schriftlich aufgesetzt, und ihrem Urheber nochmals zur Durchsicht mitgetheilt, welcher sie abermals genehmigte. Hierauf wurden sie dem Churfürsten von Sachsen zugeschickt.

Man erzehlt, daß Wallenstein für seine Person noch einige Artikel beygefügt habe. — Wenn er die Böhmische Krone erlangen könne, so wolle er alle eingezogene Güter wieder geben, die Religion frey lassen, und den Churfürsten von der Pfalz wiederum in sein Land einsetzen. Für Mecklenburg, Sagan und Glogau wolle er das Markgrafthum Mähren haben. Er verlange die Heere zusammen, so wolle er vor Wien gehen, und den Kaiser zwingen, alles einzugehen.

Man berathschlagte sich weitläuftig an den Höfen zu Dresden, und Berlin über diese Friedenspuncte. Die mehresten Ministers trauten nicht, und hielten alles für Arglist. Ein aufgefangener Brief ohne Unterschrift eines Namens bestärkte den Argwohn. In diesem Briefe waren seltsame Hoffnungen von der Macht der catholischen Ligue und des Kaisers enthalten. Weil man die ausschweifenden Entwürfe eines Wallensteins

kannte,

kannte, und seinem Ehrgeize traute, so wurden endlich die Friedensvorschläge von dem Churfürsten von Sachsen angenommen.

Der General Arnheim verfügte sich selbst zu dem kaiserlichen Generalißimus, und verlangte die Unterzeichnung der Artikel, welche auch sogleich erfolgte. Wallenstein begegnete ihm mit frohem und freundlichem Muthe. Er sagte: „Der Herr ist mit seinen Negociren so tapfer, als geschickte grosse Armeen zu commandiren. Seine Fürsten sind des Herrn Verstand und Degen viel verbunden, und hat ihm der Herr ein ewiges Lob im ganzen römischen Reiche gemacht, und das grosse Lob eines Friedensmachers erlangt.„

Dem abgeredten Plane gemäß sollten sich nun beyde feindliche Heere vereinigen, um den Frieden zu erzwingen. Der General Arnheim aber stellte sich, als wenn er vergessen hätte die Art und Weise der Vereinigung zu verabreden, und schickte den Herzog von Lauenburg nochmals an Wallenstein. Dieser antwortete auf die Anfrage des Herzogs ganz trocken. „Man muß sich conjungiren, um den gemeinen Feind, den Schweden, aus dem Lande zu jagen.„ Herzog Albrecht stand wie betäubt da. Er bat sich eine deutlichere Antwort aus. Wallenstein blieb bey seiner vorigen Erklärung: „Die Schweden müsse man aus dem Reiche jagen, sie hätten ja nichts darinnen zu thun.„ Er verwirrte den Herzog Albrecht dadurch so sehr, daß er ganz bestürzt aufstand, und zurückging. Man sahe, daß man betrogen war.

Der seltsame und ausschweifende Charakter Wallensteins kann allein dieses Betragen erklären. Sein Ehrgeiß, der ihn zuweilen bis zum unsinnigen trieb, hatte ihm die Ideen zu den vorhin beschriebnen Friedensvorschlägen eingegeben. Als sie aber ausgeführt werden

sollten, stellte sich die ganze Grösse der Gefahr seiner Einbildungskraft vor. Er muste befürchten, daß der Churfürst von Sachsen die geheimen Friedensbedingungen dem Kaiser selbst meldete. Der Plan zu seinem hohen Entwurfe war noch nicht reif. Er hatte sich eingelassen, und konnte nicht hoffen, ihn auszuführen. Sein Genie half ihm. Er machte aus der ganzen Sache eine List, und zog sich dadurch aus der schrecklichen Gefahr, in die ihn sein Ehrgeiz gestürzt hatte. Wenn das Laster bewundert werden könte, so müste es hier geschehen.

Der General Arnheim erfuhr kaum die seltsame Aufführung des kaiserlichen Generalißimus, als er seine Armee schnell zusammenzog, und sich bey Brieg in Vertheidigung stellte. Wallenstein hingegen schickte zwey Regimenter gegen Böhmen, dahin, wo, der Abrede nach, die Vereinigung der Heere hätte geschehen sollen, ließ sie aber schnell wieder zurück, und auf Schweidnitz anrücken, welche Festung er in eilfertiger Hitze einzunehmen hofte. Die Besatzung zu Schweidnitz bestand aus drey tapfern Regimentern. Sie wehrte sich herzhaft und machte den raschen Angriff fruchtlos.

Eine ähnliche Ueberraschung von Lignitz, welche er unternahm, lief eben so fruchtlos ab.

Wallenstein zog aufs neue vor die Festung Schweidnitz, und belagerte sie mit aller Macht. Er foderte die Stadt am 24 Junius auf, und ließ, nach verweigerter Ergebung, der Festung heftig zusetzen, Bomben in die Stadt werfen, die Werke beschiessen, und eine förmliche Belagerung anfangen. Indessen rückte der Sächsische General Arnheim der Stadt zu Hülfe, um sie zu entsetzen. Er stellte sein Heer in Schlachtordnung und wollte ein Treffen wagen. Wallenstein suchte nichts so sehr als ein entscheidendes Treffen zu vermeiden. Er zog sich zurück und gegen das

Gebürge. Die Feinde zogen ihm nach. Er nahm sein Lager zwischen Schweidnitz, Reichenbach, und Bramnau. Auf dem Weg dahin verlohr er vier Kanonen, fünf Standarten, hundert Wagen, und fünfzig Soldaten. Er verschanzte sich in seinem neuen Lager so stark als es möglich war. Der Sächsische General Arnheim zog mit seinem verbundenen Schwedischen und Sächsischen Heere ihm nach, und verschanzte sich, dem Feinde gegen über. Die beyden feindlichen Lagers standen einander im Angesichte, so nahe, daß sie einander mit Kanonenschüssen, und an einigen Orten mit Musketen erreichen konnten. Beide Feldherren fürchteten sich für den Angriff, keiner wollte weichen. Beyde Heere litten an Zufuhr Noth. Den Sächsischen Truppen war der Weg nach Breslau verhindert: den Kaiserlichen der Weg nach den Gebürgen.

Unter diesen Umständen wagte Wallenstein einen Angriff anf das Sächsische Lager. Es wurde viel Volk verlohren, und der Angriff war umsonst. Arnheim machte sich hingegen mit 10,000 Mann den Weg nach Breslau offen, und nahm bey dieser Gelegenheit, den Kaiserlichen fünfzehn Kanonen, einige hundert Pferde und eine Anzahl Ammunition hinweg.

So klein diese Vorfälle in Absicht des ganzen waren, so sehr verminderten sie doch den Muth des kaiserlichen Generalißimus. Es wollte nichts mehr gelingen. Das Glück versagte ihm im kleinen die Gunst. Wie konnte er auf etwas grosses hoffen? Er nahm wiederum seine Zuflucht zu Unterhandlungen, und wußte alles so geschickt einzuleiten, daß man sich wenigstens dadurch aufhalten ließ.

Es fielen indessen verschiedne kleine Gefechte vor, in denen die Kaiserlichen meistentheils den kürzern zogen, und verschiedne Auftritte, welche aber insgesamt zu ge-

ringfügig sind, um in dem Leben Wallensteins umständlich erzehlt zu werden.

Seine immerfort währende Unterhandlung mit dem Generale Arnheim machte ihn am kaiserlichen Hofe endlich verdächtig. Es ist wahr, er hatte unumschränkte Macht, sich auch auf Friedensbedingungen einzulassen, und, wenn er unterhandelte, that er nichts mehr, als was ihm der Kaiser selbst, bey Uebertragung des Obercommando, zugestanden hatte. Allein eben der Kaiser selbst wurde nun auf denjenigen Unterthan eifersüchtig, welchem er seine Majestät abgetreten hatte. Wallensteins Feinde vergrösserten jeden Argwohn, und schon fing man an, in Wien zu glauben, daß Wallenstein nach der Krone von Böhmen strebe. Um gewisse Nachricht von ihm zu erhalten, und ihn zu beobachten, wurde der Kriegsrath Präsident, Graf Schlick in das Lager des Feldherrn Wallenstein geschickt.

Ein unangenehmer Besuch für den stolzen Wallenstein! Der Graf von Schlick gehörte nicht zu seinen Freunden. Als er die beyderseitigen Lager betrachtet und von allem Erkundigung eingezogen hatte, soll er gesagt haben: „Wenn ich zu commandiren hätte, sollte „mir der Feind gewiß seyn.„ Man erzehlt, daß Wallenstein, als er dieses erfahren, bey Gott geschworen habe, „er wolle den Grafen auf der Rückreise todt schiessen lassen.„ Der Graf, welcher dieses wieder erfuhr, entging der Gefahr durch einen Umweg nach Wien.

Die Beschuldigungen des Feldherren wurden, wie man leicht erachten kann, dadurch ungemein vermehrt. Er aber soll sich indessen mit der Astrologie, der er so sehr ergeben war, eifrig beschäftigt haben. Durch diese so sonderbare Bemühung soll er auf die Hofnung seyn geleitet worden, daß er noch zu einem Könige von Böhmen werde erhoben werden. Ein anderer Astrologe ver-

sichert

sichert ihn, daß er durch diese Erhöhung in grosses Unglück kommen würde. Er antwortet: Aufs wenigste werde ich den Ruhm haben, daß ich als König von Böhmen gestorben, wie Julius Cäsar, ob er gleich erstochen, den Ruhm doch hat, daß er Römischer Kaiser gewesen.

Indessen machte man seine Treue an dem Kaiserlichen Hofe immer mehr und mehr verdächtig. Der Marquis von Grana begab sich, unter dem Vorwande, die Kriegsdienste ganz zu verlassen, nach Wien, und vermehrte die Ankläger des Feldherrn, als Augenzeuge.

Noch riß sich itzo Wallenstein durch einen glücklichen Streich aus dem Verdacht, welcher ihm sein Verderben drohte. Da er ohnstreitig von den Urtheilen, denen er unterliegen sollte, unterrichtet war, und zugleich einsah, daß er den Feind in seinem verschanzten Lager nicht, ohne sicherm Verluste, angreifen konnte, so ergriff er den Weg der List zu einem Glücksstreiche, der ihm gelang.

Es verließ sein Lager, und zog sich weiter. Er schickte einige Regimenter voran, und breitete das Gerücht aus, daß er in Sachsen einbrechen wollte. Der Graf von Schafgotsch blieb mit zehn tausend Mann in den dortigen Gegenden, und er selbst rückte vorwärts. Arnheim erfuhr dieses kaum als er sein Lager abbrach, und selbst nach Sachsen eilte, um dem Feinde zuvorzukommen, oder ihm zu begegnen. In Schlesien ließ er den Grafen von Thurn mit 3000 Mann Cavallerie, und Fußvolk, und dem Heere des Schwedischen Generals Dubald.

So bald Arnheim gegen Sachsen gezogen, und die vereinigte Macht der Feinde getrent war, eilte Wallenstein schnel zurück. Die Schwedische Armee stand bey der Steinauer Brücke, und suchte diesen Paß zu behaup-

haupten. Der Graf von Schafgotsch stand auf jener Seite der Oder, hinter der Brücke. Auf der andern standen die Sachsen und Schweden. Wallenstein that in einem Tage einen Marsch von 8 Meilen und überraschte die Feinde, welche nun zwischen zwey Feuern standen. Er kam an, ehe man es fast gewahr wurde. Er überraschte das Sächsisch-Schwedische Heer so sehr, daß er, ohne grossen Verlust, Sieger wurde. Seine überwiegende Macht nöthigte die Feinde, welche anfänglich Widerstand leisteten, aber viel zu schwach waren, sich ganz zu Gefangenen zu ergeben. Er bekam das ganze Corps in seine Gewalt, mit allen Anführern, und erbeutete 17 Kanonen, und aller Ammunition.

Dieser ansehnliche Vortheil stellte seinen Ruhm wieder her. Der Argwohn verlohr sich auf einige Zeit, und man betrachtete zu Wien den Herzog von Friedland als einen glüklichen Kriegshelden. Indessen war auch selbst bey diesem Siege neuer Grund zum Verdachte, da er den Grafen von Thurn, welchen er gefangen genommen hatte, ganz unvermuthet, und schnell in Freyheit setzte. Der Kaiser verlangte, daß man ihm diesen Gefangnen, der einer von den Häuptern der Böhmischen Rebellen war nach Wien senden sollte. Aber er war schon befreyt, und aus Schlesien hinweg, da dieser Befehl ankam. Als man dem Feldherrn, welcher doch unumschränkte Gewalt hatte, und dieses thun konnte, darüber Vorwürfe machte, so vertheidigte er sich auf diese Art: „Was sollte ich mit dem unsinnigen Menschen aufangen! Wollte Gott, die Schweden wären mit keinem bessern Obersten versehen, so wollten wir bald die ganze Welt erobert haben. Thurn wird uns bey den Feinden mehr Vortheil schaffen, als hier im Gefängnisse.„

Er

Er zeigte hierauf seine Treue und Wirksamkeit gegen den Kaiser in dem Nutzen, den er von der Schlacht bey der Steinauer Brücke zog. Seine Truppen spielten in Schlesien den Meister, und nahmen die wichtigsten Oerter größtentheils ein. Er selbst zog hierauf mit seiner Armee nach Sagan, welchen Ort er nebst Crossen besetzte und hierauf gegen Frankfurt an der Oder zog. Er wurde auch bald von dieser Stadt, welche die Brandenburgische Besatzung verlassen hatte Meister, besetzte sie mit seinen Truppen, und zog weiter gegen Berlin. Landsberg öfnete ihm die Thore. Berlin muste sich mit ihm in einen Vertrag einlassen, und der Churfürst von Brandenburg sah sich zum zweiten mahle der Macht Wallensteins überlassen.

Mitten unter diesen Unternehmungen bekam der Feldherr Befehl von Wien, sich an die Bayerischen Grenzen zu wenden, an welchen der Herzog Bernhard von Weimar Meister war, und eben Regensburg belagerte. Dieses war für seine Entwürfe ein tödtlicher Streich; denn nun war er eben auf dem so längst gewünschten Wege nach Pommern und der Ostsee hin, den er so lange gesucht, und itzt mit so feiner List gewählt hatte. Aber er muste diesmal dem kaiserlichen Befehle gehorchen, wenn er den Argwohn, den man schon auf ihn geworfen hatte, nicht zu seinem Verderben vergrössern wollte.

Er zog sich so langsam, und so unbequem aus den Brandenburgischen Staaten an die Bayerischen Grenzen, daß Regensburg wirklich erobert war, ehe er ankam. Er blieb, in Böhmen stehen, und nahm sein Hauptlager zu Pilsen. Hier sah er den muthigen Unternehmungen des tapfern Herzogs Bernhard zu, und hatte keine Lust, ihn selbst, und seine Armee zu sehen.

Der Kaiser schöpfte über dieses Betragen neuen Argwohn, und da er nicht wollte, daß die Armee die Winterquartiere in den Erbländern nehmen sollte; so ließ er den Hofkriegsrath von Questenberg dem Feldherrn Vorstellungen thun, gegen Passau vorzurücken, und die kaiserlichen Erbländer nicht mit den Winterquartieren zu beschweren. Wallenstein gab diesen Vorstellungen nicht Gehör, bemerkte aber daher leicht den Unwillen, welchen er sich nun an dem kaiserlichen Hofe zuziehen würde. Er blieb zu Pilsen.

Und hier war es wo der Plan eines Abfalls von dem Kaiser zur Reife kommen sollte, dazu der Grund, nach einigen Nachrichten, schon im Jahre 1630 gelegt war, und über welchen schon mit dem Könige von Schweden Unterhandlung gepflogen wurde. Ich kann die Glaubwürdigkeit derjenigen Geschichtschreiber nicht widerlegen, welche den Grund der Wallensteinischen Conspiration in die ersten Zeiten des Schwedischen Deutschen Kriegs setzen, und den Feldherrn mit dem Könige schon 1630 unterhandeln lassen: allein ich finde nicht innre Wahrscheinlichkeit bey diesen Erzehlungen, und habe mir auch schon die Freyheit genommen, meine Bedenken zu äussern. Sollte denn König Gustav, wenn etwas dergleichen wirklich unternommen worden wäre, dem kaiserlichen Hofe nicht den Verräther angezeigt haben, da es ohnehin noch so sehr zu seinem Vortheile gereicht hätte? Sollte Gustav sich wirklich mit Wallensteinen, den er doch nicht achtete, so weit eingelassen haben, daß er ihm versprochen hätte, zur Krone von Böhmen behülflich zu seyn? Ist es wahrscheinlich, daß der weise König einen catholischen Edelmann, und einen solchen, für den er Wallenstein hielt, zu einem König hat machen wollen? Kann man endlich glauben, daß Wallenstein, so ausschweifend auch sein Ehrgeiß seyn

mochte, es schon im Jahre 1630 wagen durfte, ein Königreich durch die Hülfe eines andern Königs zu begehren, welcher schlechterdings sein Feind war?

Wenn ich nicht irre, so hat man hierinnen Gerüchte für Wahrheiten angenommen, und diese haben sich in die Geschichte eingepflanzt, so wie eine unendliche Menge von Erzehlungen, welche erst Schmähungen, dann Gerüchte, und endlich historische Erzehlungen wurden. Es scheint das Schicksal der Menschheit zu seyn, daß sie fast immer Wahrheit mit Unwahrheit vermischt glauben muß. Nach einer sorgfältigen Ueberlegung aller Gründe scheint nur so viel gewiß zu seyn, daß Wallenstein, aus Verdruß über den kaiserlichen Hof, nach seiner Absetzung, dem Könige von Schweden seine Dienste angeboten habe, daß er gewisse Bedingungen habe vorschlagen wollen, daß er aber kaum diese Unterhandlung, die noch gar nichts bestimmtes hatte, angefangen, als er sie schon wieder abbrach, indem ihn bald sein Glück zum Obercommando der kaiserlichen Macht rief.

Nach dem Tode des Königs von Schweden, nach der verlohrnen Schlacht bey Lützen, nach jenem grausamen Blutgerichte zu Prag, verminderte sich die Gunst des kaiserlichen Hofes gegen ihn. Seine Feinde vermehrten sich, und stellten ihn als einen Mann vor, der nicht so sehr wichtig sey, wie man glaube. Sein Ehrgeiß wurde durch die geringsten Dinge äusserst beleidigt. Er hielt sich für denjenigen, auf den die ganze Macht, und das ganze Glück des Kaisers beruhe. Da er nach dieser Idee, welche er selbst von sich hatte, nicht geehrt zu werden glaubte — und in der Ehrsucht war er unersättlich — so fiel sein so oft ausschweifender Kopf auf den sonderbaren Gedanken, durch einen Abfall vom Kaiser sein Glück zu gründen, und sich ganz unabhängig zu machen. Die Umstände wurden im Jahre

1633

1633 zu grossen Entwürfen für ihn günstig. Die Schweden blieben unerschütterte Sieger, die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg der Schwedischen Parthey ergeben. Die kaiserliche Macht war in seiner Gewalt. Der ehemals erwehlte König von Böhmen war todt. Sein eignes Ansehen in Böhmen machte ihn in diesem Lande fürchterlich und groß. Itzt konnte er es wagen an die Krone eines Reiches zu denken, das keinen andern Beschützer, als ihn selbst hatte. Die Winterquartiere, am Ende des Jahrs 1633 und am Anfange des folgenden, schienen seinem ungeheuern Entwurfe die Vollendung geben zu können.

Er hatte im Anfange des Feldzugs 1633 mit dem Sächsischen General Arnheim, wie wir vorher erzehlten, schon angefangen, seine Absichten zu suchen. Er hatte wieder abgebrochen, weil er sich für den Ausgang fürchtete. Er setzte die geheimen Unterhandlungen mit Arnheim, und auch mit Oxenstiern selbst, immer fort, brach aber immer wieder ab. Seine Seele schien für die Ausführung seiner Gedanken zu zittern. Endlich am Ende des Jahrs 1633, überwand er alle Furcht des Gewissens, und der Ahndung. Er hatte Mühe, daß Oxenstiern und der Herzog von Weinar Bernhard ihm trauten, weil er schon einigemal zurückgetreten war. Aber itzt war es Ernst, und er wagte alles, um ein Verbrecher zu seyn.

Wenn nicht so starke Beweise wider ihn aufgezeichnet wären, und die Geschichte alle ihre Rechte durch eine Vertheidigung von ihm verlöhre, so würde ich bereit seyn zu glauben, daß er zwar gegen den Kaiser alle Ehrfurcht abgelegt, daß er stolz, und wider seinen Monarchen freventlich ungehorsam gewesen sey, allein ich würde mit Zweifel glauben, daß er im Ernste an die Krone von Böhmen gedacht habe. So verwegen war sein Unternehmen. Ich folge hier in der Erzehlung seines

Ver-

Verbrechens der Auswahl der glaubwürdigsten, und besten Nachrichten.

Indem er zu Pilsen die Winterquatiere bezogen hatte, richtete fast jederman seine Aufmerksamkeit auf ihn. Der Graf Khevenhiller sagt: „Zu Anfang des 1634 „Jahrs hat man in- und ausser dem heil. Röm. und „Ihrer K. M. Erbkönigreich und Ländern nicht anders „reden gehört, als von des Herzogs von Friedland Treu, „und Untreu, ja zu Hof, und gar in der geheimen „Rathsstube hat man davon ungescheut discurirt, theils „haben seine Treu aufs höchst defendirt, theils seine Un„treu für gewiß versichert.„ Es war unausbleiblich, daß Wallenstein durch seine Freunde, deren er, selbst am Hofe, eine grosse Menge hatte, davon benachrichtigt wurde. Was er also thun wollte, muste er entweder bald, oder niemals thun. Die Partheyen am Hofe waren in Absicht auf ihn getheilt. Selbst von denen zwey Spanischen Gesandten, die sich zu Wien aufhielten, schrieb der eine die schwärzesten Beschuldigungen von Wallenstein an seinen Hof, und der andre rühmte seine Treue, und seinen Eifer mit der grösten Lebhaftigkeit. Selbst der Kaiser kam durch die zweyseitigen und so sehr einander entgegen gesetzten Meynungen und Nachrichten in Verlegenheit. Jedermann schien irre zu werden.

Wallenstein selbst sahe ein, daß nun der Zeitpunct da wäre, durch ein verwegnes Unternehmen das äusserste zu wagen. Sein vornehmster Getreuer war sein Schwager, der Graf Terzky. Diesen brauchte er zu seinem Unterhändler, da er dessen Treue gegen sich schon durch viele Proben bewährt erfunden hatte. Er gab ihm fünf Regimenter zu commandiren, und besonders solche, auf welche er sich verlassen konnte. Einen anderen verwegnen und ehrgeitzigen Obersten, Illo, gewann er durch eine eigne List. Er stellte ihm vor, daß er wohl thun

würde, wenn er vom Kaiser, wegen seiner grossen geleisteten Dienste, verlangte, daß er ihn in den Grafenstand erhübe. Illo begab sich in dieser Absicht nach Wien. Wallenstein schrieb insgeheim nach Wien, es würde nicht gut seyn, wenn man dem Obersten Illo den gräflichen Titul ertheilte, weil alsdenn viele verdiente Officiers gleiche Belohnungen suchen, und den Kaiser in Verlegenheit setzen würden. Illo erhielt also sein Gesuch nicht, und kam mißvergnügt zu Wallenstein zurück. Dieser nutzte nun den Unwillen des Obersten gegen den kaiserlichen Hof, und beschwerte sich selbst über die grosse Undankbarkeit, welche man ihm erzeigte. Er brachte es bald so weit, daß Illo sein gröster Vertrauter wurde, und sich mit ihm zur Rache gegen den Kaiserlichen Hof verband.

Es war ein Unglück für ihn, daß er zur Ausführung seines Vorhabens so viele Freunde und Anhang nöthig hatte; und es war natürlich, daß unter diesen einige Ungetreue seyn musten. Ein solcher war der tapfere Piccolomini, eben der, welcher in der Schlacht bey Lützen, die stärkste Schutzwehr gegen die Feinde gewesen war, und dem er 10,000 Thaler nach der Schlacht geschenkt hatte. Er glaubte sich diesen General verbindlich gemacht zu haben, und entdeckte ihm daher mit Zuversicht theils seine Empfindlichkeit über die Undankbarkeit des Kaisers gegen verdiente Soldaten, theils seinen Entschluß, sich an dem kaiserlichen Hause so zu rächen, daß er dessen Herrschaft ganz einschränkte. Piccolomini rieth ihm davon ab, und stellte ihm die Gefahr des Unternehmens vor. Fast eben so erklärte er sich gegen seinen eignen Vetter, den Grafen Maximilian von Wallenstein, welchen er sehr liebte; aber er erhielt anstatt Beyfall, ebenfalls Vorstellungen und Abrathungen. Ueberhaupt fing er nunmehro an, sich

über

über den kaiserlichen Hof ganz laut zu beschweren, und dadurch suchte er die Gesinnungen der andern zu erforschen. Eben dadurch aber vermehrte er den Verdacht gegen sich, und gab Gelegenheit, diesen Verdacht nicht allein auszubreiten, sondern auch gewiß zu machen.

Inzwischen wandte er sich nunmehro auch an den Schwedischen General und Kanzler Oxenstiern. Dieser kluge General ließ ihm durch die Getreuen, welche er abgesandt hatte, melden, daß er seinem Vorgeben nicht traue, wenn er aber etwas grosses unternehmen wolle, so versprach er ihm beyzustehen, und ihm auch zur Königskrone von Böhmen behülflich zu seyn: allein er müsse vorher öffentlich einen Schritt thun, und sich gegen den Kaiser empören. Wenn er etwas öffentliches würde gethan haben, so solle ihm die Schwedische Hülfe gewiß nicht mangeln.

Die Geschichte hat uns einen weitläuftigen Plan aufbehalten, wie Wallenstein die kaiserlichen Provinzen insgesamt zu vertheilen gedachte. Er ist aber so ausschweifend seltsam, daß man an dessen Richtigkeit Bedenken tragen muß. Es ist auch kaum glaublich, daß er das ganze Oesterreichische Haus zu vertilgen sich vornehmen konnte. Die Vertheilung der kaiserlichen Staaten nach diesem Plane gleicht einem lächerlichen Romane, und verdient nicht erzehlt zu werden. Der König von Frankreich, der König von Pohlen, der Herzog von Savoyen sollten Stücke davon bekommen. Wenn Wallenstein etwa in einer Krankheit, oder im Traume phantasirt hätte, so würde der Plan glaubwürdig seyn.

Seine Vertrauten waren der Sächsische General Arnheim, mit welchem er eine beständige Freundschaft, selbst, da er gegen ihn fochte, unterhalten hatte: der Graf von Thurn, ein Böhmischer Vasall, und Schwe-

discher Oberster, welchen er aus der Gefangenschaft bey der Steinauer Brücke frey gelassen hatte, und zu seinem Unterhändler bey den Schweden brauchte: sein Schwager, der Graf Adom Terzky, dem er das Markgrafthum Mähren versprochen hatte: der Oberste Illo, welcher, ausser der Würde des Generallieutenants, grosse Güter in Böhmen bekommen sollte: der Graf Kinsky, dem er ebenfals die grösten Versprechungen gegeben. Eine Menge von andern niedrigern Officiers wurden durch Versprechungen von verschiedner Art gewonnen.

Um sich noch mehrere Officiers auf mannichfaltige Art ergeben zu machen, erhob er viele zu höhern Würden, vermehrte ihren Sold, und bediente sich der unumschränkten Macht, welche er bey dem Obercommando erhalten hatte, itzt zu seinem Interesse. In Wien aber beobachtete man jeden Schritt von ihm mit Sorgfalt. Es wurde so gar der Beichtvater der Königin von Ungarn, welchem Wallenstein immer seine besondre Gunst gegönt hatte, nach Pilsen geschickt, um Nachricht einzuziehn, und dieser bestätigte den Verdacht, ob ihm gleich der Feldherr selbst nichts vertraut hatte. Weil Wallenstein auch von dem Kaiser die uneingeschränkte Gewalt, einen Frieden zu schliessen, erhalten hatte, so machte er dieses zum Vorwande seiner vielen Unterhandlungen mit Schweden, und Sachsen, und gab vor an einem Frieden zu arbeiten, indem er gegen den Kaiser unterhandelte.

Unter diesen Umständen ließ er alle Commandanten in den vornehmsten Städten von Böhmen und Mähren zu sich nach Pilsen kommen. Er ließ ihnen durch den Grafen Terzky und den Obersten Illo verschiedne Befehle ertheilen, und zugleich sie gegen den Kaiser reitzen. Besonders suchte er den muthigen Isolani, den Anführer der Croaten, der sich schon so sehr her-

vor-

vorgethan hatte, zu gewinnen. Er hatte diesen General durch reichliche Geschenke in dem Lager bey Nürnberg sich ergeben gemacht: itzt stellte er ihm vor, daß der Kaiser in Willens habe, ihm das Commando der Croaten zu nehmen, er legte ihm sogar einen Brief vor, welcher die Sache bestätigte, und versprach ihm in Böhmen ansehnliche Güter.

Auf Wallensteins Befehl erschienen am eilften Januar die Commandanten und Obersten zu Pilsen. Wenige fehlten, und erregten dadurch Verdacht, besonders der Generallieutenant Gallas, und die Feldmarschalle Aldringer, und Colloredo. Diese wurden, aber vergeblich, von neuem hinberufen.

Der Generalißimus, welcher sonst ohne Berathschlagung zu handeln pflegte, ließ itzo seinen Generals und Obersten vortragen, daß er vom Kaiser verschiedne Befehle erhalten hätte, und ihre Meynungen wissen wollte, ob es rathsam sey sie auszuführen. „Ob es möglich sey, die Winterquartiere ausser den kaiserlichen Erblanden zu nehmen? ob man wie der Kaiser wollte, wohl itzo, mitten im Winter, Regensburg wieder wegnehmen könne? ob es rathsam sey, 6000 Mann von der Armee wegzusenden, damit sie den Spanischen Cardinal Infanten in die Niederlande begleiteten, und also entweder den Feinden in die Hände geriethen, oder durch andre Vorfälle verlohren gingen? Illo, der Vertraute des Generalißimus hatte diese Vorträge an die Obersten gethan, und kam mit der Erklärung zurück, daß keiner von den kaiserlichen befohlnen Punkten, ohne dem Ruine der Armee, erfüllt werden könnte. Als die Obersten so weit gebracht waren, ließ nunmehro Wallenstein einen weitläuftigen Vortrag an sie thun. Er stellte ihnen durch den General Illo vor, daß der Kaiser unmögliche Dinge fodre, oder solche, welche die ganze Armee ver-

 derbe,

derbe, daß er selbst am Hofe, besonders von den Spaniern heftig verfolgt würde, und man ihm sogar schon mit Gift nach dem Leben getrachtet habe, daß sie durch seinen Tod und das Verderben der Armee ihre Oberherrschaft über den Kaiser gründen wollten. Der Kaiser selbst sey ein Raub der Jesuiten. Die Ministers mißbrauchten ihren Herrn zur Erfüllung ihres Geitzes, und andrer Leidenschaften. Die Soldaten selbst würden nicht mehr geachtet, und die Versprechungen nicht gehalten. Er selbst Wallenstein befände sich ausser Stande alles dasjenige zu leisten, was er versprochen, da er selbst, zur Belohnung seiner langen Dienste itzt in die gröste Gefahr gestürzt, werde. In den kaiserlichen Erbländern sey weder Volk noch Geld mehr zu bekommen. Die redlichen tapfern Soldaten würden als Barbaren betrachtet, die man nicht im Lande leiden wolle, und würden mit Undankbarkeit belohnt. Er selbst sey also entschlossen, die Würde eines Generalißimus niederzulegen, und sich der sicherern Ruhe zu widmen. —

Illo welcher diesen Vortrag that, vergaß nicht hinzuzufügen, wie verderblich die Abdankung des Herzogs Wallensteins für die ganze Armee werden würde. Er reitzte zugleich das Interesse, indem er sie erinnerte, wie viel immer der Generalißimus aus seinem eignen Vermögen gethan habe. Man erinnerte sich an die ausschweifende Freigebigkeit Wallensteins. Man befürchtete mit ihm viel Geschenke zu verliehren, und die ganze Versamlung erklärte sich mit einstimmigen Geschrey, daß man den Herzog von Friedland nimmermehr müsse das Obercommando niederlegen lassen.

Dieser erfuhr kaum den Eifer seiner Officiers, als er ihn nochmehr zu nutzen suchte. Er stellte sich, als wenn er bey der beschloßnen Abdankung verharren wolle, und sich und die Armee nicht in Gefahr stürzen

möchte. Seine Officiers liessen ihn zum zweyten mahle bitten, bey ihnen zu bleiben, und versprachen die wesentlichste Treue beständig gegen seine Person zu beweisen.

Es wurde ihnen hierauf die Nachricht gegeben, daß der Herzog von Friedland sich aus Liebe zu ihnen zwar entschliesse, bey der Armee zu bleiben, und seine getreuen Soldaten nicht zu verlassen, allein man müsse sich gegen ihn nun auch zur besondern Treue verbindlich machen. Illo, welchen Wallenstein indessen zur Würde eines Generallieutenants erhoben hatte, stellte ein grosses Gastmahl an, zu welchem er alle vornehme Officiers einladete. Hier legte er ihnen, als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, eine Schrift vor welche sie unterschreiben musten. In dieser Schrift versprachen die Unterzeichneten: „daß sie, weil ihr General aus Liebe zu ihnen noch ferner das Obercommando behalten wolle, demselben mit einem körperlichen Eide sich verpflichteten, und bey demselben stets ehrlich und treu halten, ihn nie verlassen, und bis auf den letzten Blutstropfen ihm beystehen wollten.„ Einige unterzeichneten aus Furcht, andre aus übereilender Hitze des Weines: wenige aus wahrem Entschlusse, alles äusserste für Wallenstein zu wagen.

Man kann nicht umhin diesen Feldherrn wegen dieses Schrittes zu tadeln. Er verleugnete dabey die Klugheit. Indem er eine zu grosse Anzahl zu seinen Vertrauten machte, nahm er auch Verräther dazu auf: und indem er bey der Berauschung etwas unternehmen ließ, wozu längere Zeit erfordert wurde, gab er jedem Gelegenheit von seinem Versprechen so viel zu halten, als er wollte. So fein die Anlage zu diesem Unternehmen war, so übereilt war die Ausführung davon. Obgleich von einer Untreue gegen den Kaiser nichts gesagt wurde, so war doch der Argwohn dazu groß genug.

Einen unverzeihlichen Fehler der Klugheit begingen zugleich die Generals Illo und Terzky auch dadurch, daß sie jene Unterschrift mit entblößten Schwerdtern verlangten, als einige von den versammelten Officiers sich weigerten, weil in dieser Verpflichtung nicht des Kaisers gedacht sey. Wallenstein hatte nöthig um diese Thorheit zu verbessern, die Obersten am folgenden Tage insgesamt zu sich kommen zu lassen. Er hielt eine Rede an sie, welche voll Empfindlichkeit, gegen den kaiserlichen Hof war. Er beschwerte sich, daß er nicht Geld genug zum Unterhalte der Armee erhielte, daß er für alle seine eigne Aufopferungen von Vermögen und Ruhe nichts als Undankbarkeit empfinge, daß er selbst in der grösten Gefahr stünde, daß er, bloß auf ihr Begehren, noch fernerhin das Commando der Armee zu behalten sich entschlossen habe. „Ich will, endigte er, einem Jedweden für seine Zahlung gut seyn, und jedem von allem Fisco seine gebührliche Antwort geben, welches sie mit dem Herrn Feldmarschall ferners abreden, und von ihm vernehmen können.„ Er machte hierauf eine Verbeugung mit dem Kopfe gegen seine Officiers, worauf diese sich wiederum in das Vorzimmer verfügten.

Seine Rede, seine Blicke, und sein ganzes hohes Wesen hatte so viel Furcht verbreitet, das diese Officiers wegen der gestrigen Verweigerung von einigen unter ihnen um Verzeihung bitten liessen, und sich insgesamt erklärten, sie wollten die vorgelegte Schrift nunmehr, mit guter Ueberlegung, und mit Nüchternheit unterzeichnen; welches auch hierauf erfolgte. Es wurden zugleich an die abwesenden Officirs, besonders dem Grafen Schafgotsch, welcher in Schlesien commandirte, Abschriften gesandt. Ein verwegnes und beynahe unsinniges Verfahren, welches den Argwohn, den man schon allgemein auf Wallensteinen geworfen hatte, unwiederleglich

leglich machte. Dieses geschahe am 12 Jänner des Jahres 1634 und näherte den Feldherrn seinem Glückswechsel völlig.

Wenn man auch glauben wollte, daß Wallenstein mit den Feinden noch in keiner Verbindung gestanden hätte, so waren die unzufriednen Reden über den Kaiser, seinen Wohlthäter, welcher ihn aus dem Staube erhoben hatte, hinreichend ihn des Todes würdig zu machen. Ein Unterthan, der gegen seinen Herrn seine Mitbürger zum Ungehorsam reitzte, verdiente die Strafe eines Rebellen.

Man beschuldigt ihn noch grösserer Verbrechen. Er soll dem Grafen von Schafgotsch in Schlesien den Befehl gegeben haben, das Volk zu seinem Anhange zu lenken, und alles zu einem öffentlichen Aufruhr vorzubereiten. Er soll den Grafen Piccolomini mit dem Befehle in das Land ob der Ens gesandt haben, alle Pässe und Oerter gegen Salzburg zu besetzen, und keine Hülfe aus Italien ankommen zu lassen, den Feldmarschall, und Grafen von Aldringer gefangen zu nehmen, sein Heer zum Abfalle zu bewegen, die Oerter an der Donau in guter Sicherheit zu halten, und sich hierauf selbst gegen Wien zu wenden, und den Kaiser entweder gefangen zu nehmen, oder zu vertreiben. Solche Beschuldigungen erwecken Abscheu und Entsetzen. Sie scheinen gleichwohl zu hart zu seyn, und ohne Wahrscheinlichkeit.

Das ungestüme Wesen welches in Wallensteins Charakter ein Hauptzug war, bewog ihn, mitten unter den Zurüstungen zu seinem Verderben, sich neue Mittel zum Hasse bey dem keiserlichen Hofe zu erwerben. Er verlangte, unter dem Vorwande, daß er einen Frieden unterhandeln wolle, viermal hundert tausend Thaler in Abschlag seiner Schulden, den rückständigen Sold für

die Soldaten, und zur Belohnung für sich das Herzogthum Mecklenburg. Diese Foderungen, deren Erfüllung unmöglich war, erbitterten die Gemüther zu Wien desto mehr wider ihn. Man haßte den Frechen: man verabscheute den Unbescheidnen.

Zu diesem Unmuthe über ihn kamen noch verschiedne Anklagen. Der unvorsichtige Vorgang vom 12 Jänner wurde bald in Wien bekannt. Viele Officiers berichteten den Eid, den sie hatten schwören müssen, und die unehrerbietigen Reden wider den Kaiser. Alles kam zu Wien in Schrecken. Der Generalißimus war desto furchtbarer, je mehr er Gewalt hatte. Ein Mann, der eine unumschränkte Gewalt bey der Armee erhalten hatte, der alle Aemter bey der Armee vergab, alle Gnadensachen verwaltete, alle Strafen bestimmte, über Leben und Tod sprach, der alle Gewalt in Händen hatte, dieser konnte selbst den Kaiser von seiner Höhe stürzen, wenn er Frechheit mit Glück verband. Die Spanier und viele andre Feinde, davon sich Wallenstein einen grossen Theil durch seine ausschweifende Strengigkeit erworben hatte, suchten den gefaßten Argwohn zu vermehren. Viele Officiers von der Armee berichteten seine unwilligen Reden gegen das Haus Oesterreich. Andere kamen selbst nach Wien, und bezeugten Wallensteins Untreue, und die Gefahr, die er dem Kaiser zubereitete.

Es war nöthig, wieder ein Unglück, welches von einer so mächtigen Seite her drohete, ein schnelles und hartes Mittel zu gebrauchen. Ferdinand sah sich von dem bedroht, dem er seine eigne Majestät abgetreten hatte. Er hielt viele geheime Berathschlagungen. Man muste sich der List bedienen, da Wallenstein schon zu mächtig war, um öffentlich in Verhaft genommen zu werden. Der Generallieutenant Gallas, ein Mann,

der

der Wallensteinen im Ehrgeitze, so gut er konnte, nachahmte, und dessen Fall zu seiner Erhöhung nutzen wollte; dieser wurde von Wien, wo er alles gegen den Feldherrn, der ihm viele Wohlthaten erzeigt hatte, noch mehr in Bewegung setzte, vom Kaiser nach Pilsen gesandt. Er bekam in einem besondern Patente des Kaisers das Obercommando der ganzen Armee bis auf weitere Verfügung. In demselbigen Patente wurde Wallenstein seiner Würde entsetzt, und alle Officiers ihrer Pflicht gegen denselben erlassen. Gleichwohl trieb man alles dieses insgeheim, und das Patent wurde nur vertrauten Personen gezeigt. Gallas bekam insbesonere den Auftrag vom Kaiser selbst, auf alle Schritte des Feldherrn die genaueste Aufmerksamkeit zu wenden, und sich desselben tod, oder lebendig zu bemächtigen. Das Trauerspiel war angeordnet, und die Rollen wurden nun vertheilt.

Gallas begab sich selbst nach Pilsen, zu Wallenstein. Er nahm die äusserste Verstellung an. Er erkundigte sich nach allem. Er erfuhr von den Officiers die Umstände der neulichen Pflichtleistung, welche am 12 Jänner geschehen war. Wallenstein traute diesem unbekannten neuen Nebenbuhler, welchen er sich verbindlich gemacht zu haben glaubte. Sein Verdruß über den kaiserlichen Hof brach in bittere Vorwürfe aus. Er wußte, wie sehr er zu Wien verfolgt würde, und die Heftigkeit seines ungestümen Characters leitete ihn zu ausschweifenden Drohungen. Gallas erfuhr von den Gesinnungen Wallensteins mehr als nöthig war. Er bediente sich nun der List, um seinen Plan auszuführen. Weil er nicht genau wissen konnte, welche Officiers eigentlich dem Feldherrn ergeben waren, und viele in den umliegenden Gegenden sich zerstreut hatten, so überredete er Wallensteinen, daß eine nochmalige Versammlung der

Obersten auf den 9 Februar angesetzt wurde. Hier sollte die vorige Eidpflicht, welche man dem Feldherrn geleistet hatte, wiederholt werden, Gallas wollte beystimmen und die Obersten noch mehr zu gewinnen suchen. Im Grunde wollte er dabey die Gesinnungen der Officiers erforschen, und den Plan vollenden, zu dessen geheimer Ausführung er angekommen war. Wallenstein traute dem General Gallas, denn das Verhängnis war da, dem nie ein Glücklicher, und ein Kluger entgeht.

Aldringer, eine Creatur Wallensteins, welcher ihn bis zur Würde des Feldmarschalls erhoben, mit Wohlthaten überhäuft, und als Vertrauten öfters gebraucht hatte, dieser war von dem Argwohn seines obersten Feldherrn am kaiserlichen Hofe zeitig unterrichtet, und war der erste itzt, der ihn offenbar verließ. Er war mit einem Corps in das Oesterreichische verlegt, und wurde itzt nach Pilsen zu Wallenstein berufen. Er erschien nicht, ob er gleich dreymal den Befehl dazu bekam. Wallenstein beschwerte sich darüber gegen den General Gallas, und fügte solche Drohungen bey, wie sie seiner ungestümen Strengigkeit eigen waren. Dieses nutzte Gallas. Er gab vor den General Aldringer selbst zu bewegen, daß er nach Pilsen käme; und fuhr in Wallensteins Kutsche zu Aldringern, um sich mit demselben auf das genaueste wider Wallensteinen zu verbinden.

Dieser erwartete die Ankunft der beyden Generale, Aldringer und Gallas, umsonst. Indessen erschienen, nach dem gegebnen Befehle die andern Obersten und Generals, unter denen auch der Graf Piccolomini war. Piccolomini schöpfte Argwohn, und glaubte, daß er sich bey Aldringern und Gallas besser als bey Wallensteinen befinden würde. Er stellte Wallensteinen vor,

daß

daß Gallas gewiß von Aldringen aufgehalten würde, und versprach, wenigstens den einen nach Pilsen zu hohlen. Allein er ging fort, um nie wieder zu kommen.

Nachdem Wallenstein alle drey Generals vergeblich erwartet hatte, gerieth er selbst auf den Verdacht einer Verrätherey gegen sich. Indessen zog auch ein Oberster, Deodati, der gegen den Feind gestellt war, geheim davon, und nahm seinen Weg mit seinem Volke an einen andern Ort, ohne den geringsten Befehl des Feldherrn zu haben. Der Spanische Resident bey der Armee begab sich gleichfalls in der Stille hinweg. Nunmehro merkte Wallenstein deutlich genug, daß etwas gegen ihn selbst im Werke sey. Er ließ bey seinem ganzen Heere bekannt machen, daß man keinen andern Befehlen, als die von ihm, oder von den Grafen Terzky, und Illo kämen, gehorchen solle, und besonders nicht den Befehlen der drey ausgebliebnen Generals, Aldringers, Gallas, und Piccolomini. Allein es war zu spät, und die Gewalt des Generalißimus vorbey.

Gallas machte von den Befehlen des Kaisers öffentlichen Gebrauch. Er zog zu dem Corps des Generals Aldringers, so viel Volk als möglich war. Er theilte, nach dem kaiserlichen Patente, welches ihm unterdessen das Obercommando auftrug, Befehle an verschiedne Obersten aus, und entledigte sie von allem Gehorsam und Pflicht gegen Wallenstein. Verschiedne Orte wurden mit getreuen Soldaten von ihm besetzt, besonders, Budweis, Tabor und Prag. Die Gegenden gegen Passau wurden ebenfalls gesichert, und auf der andern Seite Linz besetzt.

Zu Pilsen wurden Gegenanstalten gemacht. Wallenstein sah das Verderben über sich hereinbrechen. Er gab seinem Heere Befehl sich nach Prag zu ziehen, wo es insgesammt am 23 Februar versammelt seyn sollte.

An diesem Tage wollte er sebst in Prag seyn. Er schickte neue Befehle an den Grafen Schafgotsch nach Schlesien. Allein der Ueberbringer wurde aufgefangen. Indessen versammelte er am 20 Februar nochmals seine Obersten, und hielt eine weitläuftige Rede an sie. In derselben beklagte er sich wiederum empfindlich über das Betragen des kaiserlichen Hofes gegen sich, beschwerte sich über die Generale Gallas und Aldringer, und entschuldigte sich zugleich wegen des Verdachts der Untreue gegen den Kaiser, welche man ihm Schuld gäbe. Man hat unsere Verbindung vom 12 Jänner unrecht ausgelegt. Man verlangt von der Armee verderbliche Dinge, welchen man sich widersetzen muß, und die dem gemeinen Besten schaden. Gegen den Kaiser aber und sein Haus werde ich die Treue nicht verletzen; dazu bin ich zu alt geworden. Ich diene dem Kaiser acht und zwanzig Jahr. Itzo bin ich im Begrif einen Frieden zu schliessen, und wünsche einige Obersten bey der Unterhandlung zu haben. Der Feldmarschall Illo wird weitere Abre-nehmen. — Die Obersten musten hierauf von neuem sich verpflichten, ihrem Feldherrn mit Leib, Blut, und Leben beyzustehen und ihn nie zu verlassen. Es wurde aber zugleich eine Erklärung und Protestation herumgegeben, „daß wider ihre kaiserliche Majestät, dero Hoheit, und catholische Religion das geringste zu verstatten, weniger selbsten zu practiciren ihm niemalen in die Gedanken, oder Herz gekommen.„

Nach dieser neuen Verbindung ging sogleich der Graf Terzky ab, und suchte mit einem Corps Truppen Prag zuerst zu besetzen. Er war aber nur bis Rokaz gekommen, als er die Nachricht schriftlich erhielt, daß Leutmeriz und Prag schon besetzt sey, daß durch ein kaiserliches Patent Wallenstein für einen meyneidigen Rebellen erklärt, demselben das Obercommando genommen,

und dieser kaiserliche Befehl schon allenthalben bekannt gemacht sey. Terzky flog in der Bestürzung nach Pilsen, zu Wallenstein, zurück. Dieser ließ sogleich den Feldmarschall Illo ruffen und berathschlagte sich mit ihm. Illo wurde so bestürzt, daß er aus dem Zimmer lief, und im Vorzimmer überlaut schrie: Nunmehr ist das Haus Oesterreich verlohren. Er wurde wie betäubt.

Wallenstein zeigte eine grössere Fassung. Er ließ Anstalten machen, den folgenden Tag aufzubrechen, obgleich in der Eilfertigkeit so wenig Pferde zu bekommen waren, daß die ganze Artillerie, und die meiste Bagage zu Pilsen bleiben muste. Die Verwirrung erlaubte keinen Verzug. Der sicherste Zufluchtsort war die Stadt Eger. Die Besatzung bestand aus dem Regimente des Grafen Terzky, des Schwagers und geheimsten Vertrauten Wallensteins. Der Commandant war ein Schottländer, Gordon, in welchen Wallenstein das gröste Zutrauen setzte, weil er ihn aus einem gemeinen Musketirer bis zur Würde eines Obrißlieutenants erhoben. Nebst diesen Gordon hatte ein gewisser Lesly, sein Landsmann, der den Posten eines Generalwachtmeisters bekleidete, darinnen zu befehlen. Wallenstein traute immer den Ausländern mehr als den Deutschen, welches itzt sein Verderben beschleunigte. Er nahm zu seiner Bedeckung von Pilsen nach Eger auch einen Irländer, Buttler, welcher ihm mit 500 Reutern, und 200 Mann Fußvolk lauter Irländer begleitete. Aber Buttler, und Gordon, und Lesly waren Verräther.

Gordon erhielt in der Nacht, am 23 Februar, drey verschiedne Befehle von Wallenstein, worinnen er ihm besonders aufgetragen, keiner andern Verordnung

zu

zu gehorchen, als welche von ihm selbst, oder den Generalen Illo und Terzky kämen, und den Lesly ihm auf dem Wege nach Eger entgegen zu schicken.

Wallenstein bezeigte sich gegen den Lesly, welcher ihm entgegen kam, sehr liebreich. Er erzählte ihm die Vorfälle zu Pilsen umständlich, beschwerte sich aber über die Beleidigungen, welche er von dem Hofe zu Wien erhalten habe, in ungemein bittern Ausdrücken. Er verlangte hierauf in ziemlich bestimmten Worten, daß Lesly der Pflichtleistung, welche die andern Officiers zu Pilsen gethan, ebenfalls beytreten möchte. Der Verräther stellte sich sehr bereit dazu, und sagte: er habe sein Vaterland verlassen, sein Glück zu machen: sein Degen sey beydes, sein Brodt, und sein Glaube: und er würde in dem Falle, wenn sein Eid der Treue gegen den Kaiser aufgehoben wäre, einem zweyten Monarchen, eben so treu und redlich dienen. — Unter solchen Gesprächen kam Wallenstein am 24 Februar, eben als die Fastnachtsferien gefeyert wurden, zu Eger an.

Lesly war kaum daselbst angekommen, als er sich zu dem Commandanten Gordon verfügte, und mit ihm und dem Obersten Buttler von Wallensteins Untreue redete. Er stellte sich als wenn er dem Feldherren ergeben wäre, ob er sich gleich in undeutlichen Worten ausdrückte. Gordon antwortete mit einiger Bewegung: Sie meine Herren, mögen thun, was sie wollen, mich soll selbst der Tod nicht von meiner Pflicht und Neigung gegen den Kaiser trennen. So gleich zog Buttler jenen Befehl des Kaisers aus der Tasche, in welchem er allen Officiers gebot, dem Wallenstein allen Gehorsam aufzukündigen, und Gallas indessen das Obercommando haben sollte. Hierauf verschworen sich alle drey Officiers mit einander wider den Feldherrn. Sie waren unschlüßig, ob sie ihn gefangen nach Wien schicken, oder

sogleich

sogleich ermorden sollten. Endlich beschlossen sie, den Feldherrn Wallenstein so wohl, als seine Vertrauten insgesammt, hinzurichten.

Am folgenden Tage hielt Wallenstein mit seinen Vertrauten Berathschlagung. Diese waren der Graf Terzky, sein Schwager, der Feldmarschall Jllo, welcher erst vor kurzem dazu erhoben worden war, der Graf Kinsky, ein alter Liebling Wallensteins, und General bey der Armee, der Rittmeister Neumann, ebenfalls ein langer Vertrauter Wallensteins.

Um zehn Uhr Vormittags wurden Buttler, Gordon, und Lesly zu dem Feldherrn beruffen. Jllo besprach sich mit ihnen, und suchte sie wider den Kaiser zu reitzen. „Wie ist der Gebrauch des Hauses Oesterreich, sagte er, ihre Diener zu belohnen? Etwa mit dem vergoldeten Schlüssel, oder einem schönen Degen, etwa mit einem krummen Roß, und im Fall, da sie Jemanden eine Herrschaft, oder etwas ferners geben, ist es ein Zeichen, daß er nicht lange mehr zu leben habe; dann darnach werden sie ihm vergeben, oder Ursache suchen, um den Kopf zu bringen.„ Er verlangte hierauf von ihnen, daß sie sich durch einen Eid verbindlich machen sollten, dem Feldherrn Wallenstein mit Leib, Leben und Blut beyzustehen, und ihn in keinem Falle zu verlassen. Nach der Erzehlung, welche von ihnen aber selbst herstammt, antworteten sie, daß ihnen ihre Eidpflicht gegen den Kaiser im Wege stünde, und als Jllo weiter in sie drang, baten sie sich einen Tag Bedenkzeit aus. Diese Erzehlung, sage ich, stammt von ihnen selbst her. Sie konnten desto dreister erzählen, da alle diejenigen, welche bey dem Gespräche gegenwärtig waren, getödtet wurden, und sich nicht vertheidigen konnten. Wallenstein würde ihnen gewiß nicht einen Tag Bedenkzeit gelassen haben: er konnte sie ohne Umstände in Verhaft

nehmen

nehmen lassen, da das Regiment Terzky die Besatzung zu Eger ausmachte. Die Erzählung also ist falsch. Die Todten konnten sich nicht vertheidigen: aber die Lebendigen müssen den Todten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Verschwornen befriedigten den Jllo und versprachen demjenigen Treue, den sie umbringen wollten.

Gleich nach der Rückkunft vom Feldmarschall Jllo wurde beschlossen, daß Gordon die Vertrauten von Wallenstein, Jllo, Terzky, Kinsky, und Neumann zu einem Abendessen einladen sollte, bey welchem Lesly und Buttler ebenfalls erscheinen wollten. Hier sollte das mörderische Trauerspiel aufgeführt werden.

Gegen den Abend um 5 Uhr offenbarten sie ihr Vorhaben auch dem Oberstwachtmeister bey dem Buttlerischen Regimente, und dem Geraldine, und dem Rittmeister Devoreux, welche sich ebenfalls mit einem körperlichen Eide zu der That verbunden, und sechs herzhafte Soldaten auf die Burg zu führen versprachen, welche die Execution ausführen sollten. Eine Stunde darauf wurde die Verschwörung noch drey Hauptleuten vom Buttlerischen Regimente, lauter Jrrländer entdeckt, und auch einem Hauptmanne von dem Terzkyschen Regimente, welche Offiziers die Nacht über die Wache auf der Burg hatten. Alle insgesammt verschworen sich zur Ausführung ihrer Absicht.

Wallenstein hatte, als Generalißimus, diesen Tag das Losungswort ausgegeben, die Verschwornen verwechselten es aber in Ansehung ihrer. Sie liessen zugleich, bey der Dämmerung, noch hundert Mann von den Buttlerischen Dragonern in die Stadt rücken, um alle Unordnung und Auflauf, welchen man vermuthete, zu

verhüten, und gaben dem Rittmeister Bercke, welcher sie anführte, die gemessensten Befehle dazu. Man muß sich wundern, daß von so vielen Verschwornen es doch kein einziger wagte, Wallensteinen die geringste Nachricht davon zu geben, dessen ausschweifende Freigebigkeit doch so bekannt war, und welcher den Angeber gewiß ungeheuer würde belohnt haben. Allein das Schicksal für Wallenstein war da, und dann kann nichts retten.

Funfzehn zu einem so verzweifelten Unternehmen ausgesuchte Soldaten wurden durch die Hinterthüre mit ihrem Anführer, dem Geraldine, in die Burg gebracht, und in das nächste Zimmer neben demjenigen, wo das Gastmahl sollte gehalten werden, gestellt. Ein anderer Haufen wurde für die zwey Thüren des Zimmers, worinnen die Mahlzeit war, gestellt. Alles wurde mit einer soldatischen Pünctlichkeit angeordnet.

Um sechs Uhr Abends erschienen die gebetenen Gäste; der Feldmarschall Jllo, die Grafen Terzky und Kinsky, und der Rittmeister Neumann. Sie waren unvorsichtig genug, bey der Tafel noch viele unehrerbietige Reden gegen das Haus Oesterreich zu führen, obgleich nach ihrem Tode auch vieles gesagt seyn kann, welches nicht geredet wurde, und die Getödteten sich nicht vertheidigen konnten. Jllo soll gesagt haben, Wallenstein würde binnen drey Tagen eine Armee beysammen haben, dergleichen er noch nie gehabt hätte. Neumann soll so freventlich gesprochen haben, daß er „seine Hände in dem Blute der Herren von Oesterreich habe waschen wollen.“ Es ist wahrscheinlich, daß die Verrathenen beym Rausche des Gastmals sehr frey und verwegen gegen das Haus Oesterreich redeten.

Unter der Mahlzeit ließ Lesly die Aufzugbrücke sperren, nahm alle Schlüssel zu den Thoren zu sich, und ließ dem Geraldine durch einen Jungen sagen, daß er nun

in Bereitschaft seyn solle. Hierauf brachte er, oder Gordon, die Gesundheit des Churfürsten von Sachsen aus. Buttler stellte sich darüber wie betroffen, und sagte, er werde die Gesundheit keines einzigen Menschen trinken, der ein F ind des Kaisers sey. Nun wurde, abgeredter maassen, die Unterredung heftig, und es erhub sich ein Zank. Dies war das abgeredte Zeichen. In dem Augenblicke eröfneten sich auf beyden Seiten des Zimmers zwo Thüren, zu welchen Devoreux und Geraldine hinneintraten. Diesser hatte eine Partisane, und jener einen Degen in der Hand. Jedem folgten Soldaten nach. Lange lebe Ferdinand der zweyte schrie Devoreux bey seinem Eintritt. Lange sey das Haus Oesterreich glücklich, schrie Geraldine entgegen. Buttler, Gordon, und Lesly ergriffen die Lichter, und hielten sie in die Höhe. Die Tafel wurde in einem Augenblicke umgestürzt. Kinsky, welcher unter dem Tische saß, wurde sogleich erschossen. Illo lief nach seinem Degen, der an der Wand hing; als er eben darnach langte, wurde er durchstochen. Terzky erreichte seinen Degen; und stellte sich in einen Winkel, um sich zu wehren. Seine Gegenwart des Geistes erhielt den Kampf lange: er tödete drey von seinen Mördern: aber so löwenmäßig er sich auch wehrte, erlag er endlich. Er bat während dem Kämpfen die Soldaten, „sie sollten nur einen Augenblik inne halten, er wolle die beyden niederträchtigen Leute, Gordon und Lesly, mit der blossen Faust auf sich nehmen: und dann, meine Herren, seyd ihr noch sechzehn an der Zahl, und habt volle Macht, und Freyheit, mich zu tödten. Allein, du furchtsamer Hund, setzte er hinzu, und sahe den Gordon grimmig an, heißt dies, deinen Freunden eine Abendmahlzeit geben?„ Neumann lief davon, in ein Gewölbe, wohin er aber verfolgt wurde. Er bat in den

klä-

kläglichsten Ausdrücken um sein Leben, wurde aber sogleich niedergestochen. Und so wurden die vier Vertrauten Wallensteins zusammen umgebracht. Es waren einige von den Mördern selbst geblieben, und ein Herzog von Lerida, im Kampfe, tödlich verwundet.

Nun eilte man zur Ermordnung von Wallenstein selbst. Devoreux, ein Irländer wollte die Ehre haben, den Feldherrn umzubringen. Er riß einem Soldaten eine Partisane aus den Händen, weil sein Degen im vorigen Kampfe war zerbrochen worden, nahm dreyßig frische Soldaten, die man zu dieser Absicht schon versteckt hatte, mit sich, und flog nach Wallensteins Quartier. Gleich beym Eintritte in den Vorhof gieng einem von seinen Soldaten die Muskete loß, ohne doch grosses Lärmen zu erwecken. Er pochte an das äusserste Thor, und der Thürhüter ließ ihn, ohne Umstände herein. Er warnte ihn aber, nicht so zu lärmen, weil der Feldherr kein Geräusche, wie auch bekannt war, vertragen könnte. Freund, sagte Devoreux hierauf, itzt ist es Zeit zu lärmen. Hierauf drengten sich alle Soldaten hinter ihm herein. Er lief in voller Eile die Treppe hinan. Ein junger Page, welcher eben etwas in einer goldnen Schüssel trug, rief ihm zu, „er sollte stille seyn, der Herzog sey da,„ und wurde, indem er dieses sagte, durchstochen.

Devoreux kam hierauf vor Wallensteins Thüre, und klopfte stark und wütend an. Wallenstein war schon aus dem Bette gesprungen, als er den Knall der Muskete gehört hatte. Unterdessen hatte das Gerücht auch schon die benachbarten Zimmer erreicht, in denen die Gemahlinnen des Terzky und Illo sich aufhielten, welche mit ihren Klagen, und Schreyen die Strassen erfüllten.

Wallenstein lief unter diesem Lärmen ans Fenster, und suchte dadurch zu entkommen; allein das Fenster war zu hoch, um herunter zu springen. Er rief zweymal zum Fenster heraus: Ist den Niemand mein Freund? Will mir Niemand beystehen? Devoreux pochte immer fort. Seine Soldaten versuchten fünfmal die Thüre aufzusprengen, aber vergeblich. Endlich versuchte er es in der äussersten Wuth selbst: er legte gleich beym Schlosse die Hand an, und drückte die Thüre mit Gewalt in das Zimmer hinein.

Wallenstein stand an einem Tische: im Schlafrocke, und Hemde; ohne Gewehr, ohne Mine einer Vertheidigung. „Bist du der Schelm, sagte Devoreux, der das kaiserliche Volk zu dem Feind überführen, und dem Kaiser die Krone vom Haupte reissen will?„ Es erfolgte keine Antwort. Du must sterben, sagte Devoreux, und bot ihm einige Augenblicke Zeit zum Beten an. Wallenstein antwortete wiederum nichts, sondern streckte nur seine Arme aus, um seine Brust zu entblössen. Devoreux gab ihm so gleich mit der Partisane den tödtlichen Stoß durch die Brust. Wallenstein fiel, und starb, ohne eine Silbe zu sprechen, und ohne einiges Aechzen. Diese Art des Todes setzte alle Umstehenden in Schrecken.

Eben als die Verschwornen ankamen, war der Astrologe Battista Seni, welchen Wallenstein mit 1000 Thalern jährlich besoldete, von ihm hinweggegangen. Man erzehlt, daß beyde nicht einig gewesen, ob die unglückliche Stunde, die sie errechnet hatten, schon vorüber sey oder nicht. Man sagt, Wallenstein habe geglaubt, die Gefahr sey vorüber, Seni hingegen habe daran gezweifelt. Man würde diesen Umstand nicht anführen, wenn es nicht gewiß wäre, daß Wallenstein der Sterndeuterey bis zur Ausschweifung ergeben gewesen. Die-

se Thorheit war damals eine sehr gemeine Mode, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben.

Der Kaiser billigte die Hinrichtung des Rebellen, und ließ für seine Ruhe drey tausend Seelenmessen lesen. Er belohnte die Officiers, welche an der Hinrichtung Antheil hatten, sehr reichlich. Buttler war der erste, denn er eilte so gleich nach Wien, die Nachricht von den Ermordungen zu überbringen. Ferdinand war eben in der Messe, als Buttler ankam. Er empfing ihn mit den Worten: Gott seegne den braven lieben Buttler. Er machte ihn zum Kammerherrn erhob ihn in den Grafenstand, und gab ihm verschiedne von den Wallensteinischen Besitzungen in Böhmen.

Wallensteins Wittwe, eine gebohrne Gräfin von Harrach erfuhr den Tod ihres Gemahls zu Bruck an der Leutha, in Unteröstterreich. Sie war untröstlich, und flehete nur immer um den Körper ihres Gemahls, welcher ihr auch gegeben und in der von Wallenstein selbst gestifteten Carthause auf seinem Schlosse Walditz in Böhmen, begraben wurde (*) Es wurde ihr auch ihr

*) Hier blieb der Körper 151 Jahre liegen, bis er endlich 1785 am 3 März nach Münchengrätz übersetzt wurde. Da dieses mit in die Lebensbeschreibung dieses berühmten Mannes gehört, so hat man bey dieser neuen Auflage diesen Umstand nicht übergehen wollen.

Verschiedene Grafen von Wallenstein hatten um den Leichnam dieses Helden angesucht, aber nur der Graf, Vincenz von Wallenstein Wartenberg erhielt die Erlaubniß ihn von Walditz nach Münchengrætz zu bringen. Dieses geschah mit vieler Feyerlichkeit. Der Leichnam ward unter Posaunen und Trauertrompetenschall auf einem mit 6 Pferden bespannten mit schwarzem Tuch behangenem Schlitten nach der Schloßkapelle geführt; neben dem Schlitten paradirte die Garnison, eine große Anzahl Geistliche gieng vor ihm her, die ganze Wallensteinische Familie folgte. Die Exequien wurden gehalten, und der Leichnam sowohl Wallensteins als auch deßen Gemahlin in ein eignes dazu ver=

Wittwensitz, die Herrschaft Neuschloß, ganz eigenthümlich gelassen. Sie hatte von ihrem Gemahle, Wallenstein, nur eine einzige Tochter, welche nachher an einen Grafen von Kauniß vermählt wurde.

Die schnelle Hinrichtung Wallensteins zog dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsenlauenburg die Gefangenschaft zu. Dieser Prinz eilte nach Eger zu Wallensteinen, um sich mit ihm wegen der angefangnen Unterhandlungen zu besprechen. Er wuste nicht was in Eger vorgegangen war. Er ließ sich also gegen einen kaiserlichen Rittmeister, unterwegens, sehr unvorsichtig in ein Gespräch ein, in welchem er von den Entwürfen wider das Haus Oesterreich viel sagte. Der Rittmeister nahm den Herzog gefangen, welcher hernach nach Wien geschickt wurde, wo er einige Jahre im Verhafte geblieben ist.

Die übrigen insgesamt, welche an der Ermordung Wallensteins Antheil hatten, wurden auf besondre Art belohnt. Ein jeder bekam zwanzig tausend Gulden in baarem Gelde. Devoreux welcher Wallensteinen selbst ermordet hatte, eine goldne Kette, und verschiedne von den Terzkyschen Gütern, Lesly die ansehnliche Herrschaft

Neu-

verfertigtes Grab gesetzt, und sodann Almosen unter die Armen ausgetheilt.

Die Gebeine des Helden liegen in einer zinnernen schön gearbeiteten Tombe, auf deren Deckel folgende Inschrift:

WaLDICensIVM reLIgIosa pIetas et grata posteritas eXstrVI IVssIt.

Auf der andern Seite:

Quæris viator quis hic jacet? Albertus Eusebius Waldstein Dux Fridlandiæ qui anno 1634 die 25 Febr. Egræ fatis cessit ægre. Fulgebat olim splendore Martis, dum pro Deo, pro Eccl sia, pro Cæsare, pro Patria fortiter pugnavit et triumphavit. Eum postquam legitime certavit, Deus ad se vocavit, cælestique corono præmiavit, cujus jam bello fessa hic in pace quiescunt ossa.

Der Sarg der Herzogin ist von Holz, mit Zinn überzogen und hat eine böhmische Inschrift.

Neustädtel, den Kammerherrn Schlüssel, und die Stelle, eines Hauptmanns der Gardetrabanten. Graf Gallas erhielt die Herrschaft Friedland, der General Aldringer die berühmte Herrschaft Töpliß, Piccolomini Nachod, und Colloredo Oppotsch. Die Güter der Ermordeten wurden insgesamt vertheilt.

Der Kaiser ließ in einer besondern Schrift die Unternehmung gegen Wallenstein durch seinen Reichshofrath rechtfertigen. Er benachrichtigte die Churfürsten und andre auswärtigen Höfe durch besondre Schreiben davon.

Wallenstein wurde weniger bedauert, als bey einem andern Generale, in gleichem Falle geschehen seyn würde. Sein rauher Stolz und seine neiderregende Pracht hatten ihn fast Jederman zum Feinde gemacht. Die ausschweifenden Geschenke, mit denen er belohnte, schienen bey ihm zur Gewohnheit zu werden. Da er immer wenig sprach, und mit wenigen, beraubte er sich selbst der Mittel, viele Vertraute zu verschaffen. Man näherte sich ihm mit Furcht: man verließ ihn mit Unmuth. Er war zu groß, um Freunde zu haben.

Das Ansehen, und die ganz unumschränkte Macht, welche diesen Feldherrn der kaiserlichen Majestät näherte, machte seinen Tod zu dem Gegenstande aller Gespräche in ganz Europa. Das Gerücht breitete sich von den Höfen bis zu den niedern Hütten aus, und man kann sagen, daß er im Leben und Tode berühmter als Könige gewesen sey. Seine Ermordung gab Stof zu einem Trauerspiele, welches in England auf öffentlicher Bühne aufgeführt wurde. In Deutschland hieß er „der grosse Kriegesfürst,„ und man sang seinen Tod auf öffentlichen Jahrmärkten ab.

Es erschienen eine Menge von Grabschriften auf ihn, die fast alle noch vorhanden sind. Ein Theil der-

selben gereicht seinem Andenken zur grösten Unehre: ein andrer lobt ihn übermäßig. Deutschland, Spanien Frankreich, Italien; jede Nation machte ihm eine besondre Grabschrift. Einige vergleichen ihn mit dem Herodes, andere mit dem Judas, andere mit verschiedenen Thieren. Es ging ihm, wie allen ausserordentlichen Männern. Man lobt, und schmäht sie, und weil es nicht in gewöhnlichen Ausdrücken geschehen soll, weil Neid, und Verehrung, zu groß sind, so nimt man den Witz zu Hülfe, und fällt ins ungeheure unwahre.

Es sey mir erlaubt, hier von den vielen Aufschriften auf ihn, zwey Lateinische herzusetzen, die einander völlig entgegen sind. Die Deutschen Reime auf ihn sind zu schlecht, um hier angeführt zu werden. Die eine ist diese:

Nobilis miles,
Dux,
Imperator,
Caesari similis;
Hic jacet.
Victor victus;
Desertor desertus.
Dum sceptrum quaerit, feretrum inuenit.
Disce viator,
Non semper audaces Fortuna juuat.

d. i.

Ein edler Krieger, ein Feldherr, der dem Kaiser gleich war, liegt hier. Ein besiegter Sieger: ein verrathner Verräther. Als er das Scepter suchte, fand er die Bahre. Lerne hier, daß nicht immer das Glück den Kühnen hilft.

Die andre Aufschrift ist übertrieben zu seinem Lobe, und ungerecht gegen den Kaiser, und die Pflichten.

Vi-

Vitam priuatam odit animus regius,
Magnanimus ardua molitur.
Ambitionis nec meta, nec regressus.
Aut pereundum, aut regnandum.
Non judicanda euentu, quae ratione acta sunt:
Actiones sunt virtutis, euentus fortunae.
Iustum erat, ut sceptrum regium quaereret,
Qui caesareum dedit.
Quod fecit licet,
Quia fecit, ut regnaret.
Caesarem cadentem erexit Wallenstein,
Caesar euectus prosternit Wallenstein,
Qui in aduersis socium habuit, in prosperis
seruum non sustinet:
Voluit perdere, quem non potuit remunerari;
Nimium meritum odium peperit:
Dum victoriam alteri parat,
Inuidiam sibi struxit.
Gloriam dedit Imperio, Imperium sibi ruinam.
Vitam, opes, amicos pro Caesare toties
exposuit;
Vitam, opes, amicos Caesar semel abstulit:
Vita cessat, fama durat.
Quis nescit tua virtute partum, auctum,
firmatum imperium?

d. i.

„Ein königlicher Geist hasset das Privatleben: „ein hoher Sinn unternimmt wichtige Thaten. Der „Ehrgeitz kennt weder Schranken noch Rückwege: er „muß entweder umkommen, oder herrschen. Aus dem „Erfolg darf man das nicht beurtheilen, was mit Ueber„legung unternommen wurde. Der Muth leitet die „Thaten, den Erfolg aber das Glück. Es war gerecht, „daß der das königliche Scepter suchte, der das Kaiser-

„liche gegeben hatte. Was er that, war erlaubt, weil „er gemacht hatte, daß er regierte. Den sinkenden „Kaiser richtete Wallenstein auf, der erhobne Kaiser „stürzte den Wallenstein. Der im Unglücke einen Ge- „fährten hatte, vertrug im Glücke seinen Diener nicht. „Er wollte den verderben, den er nicht belohnen konnte. „Das zu grosse Verdienst gebahr Haß: indem er einem „andern Sieg verschaft, zieht er sich Neid zu. Er „brachte dem Reiche Ehre: das Reich ihm Untergang. „Leben, Vermögen, Freunde, hat er für den Kaiser so oft „daran gewagt: Leben, Vermögen, Freunde hat ihm „der Kaiser auf einmal geraubt. Sein Leben ist geen- „digt: sein Ruhm dauert fort. Wer weiß nicht, daß „das Reich durch deine Tapferkeit erworben, gewachsen, „befestiget worden sey?„

Man wird die übertriebenen Farben des Lobredners in dieser Aufschrift nicht verkennen. Sie ist eine desto seltnere Erscheinung, da fast alle Geschichtschreiber wider Wallenstein eingenommen zu seyn scheinen, oder doch ihn mehr tadeln als loben. Unsere Erzehlung seines Lebens ist der strengsten Unpartheylichkeit gewidmet, aber es ist schwer, in Wallensteins Leben die Wahrheit zu finden. So sehr hat die Geschichte in Absicht seiner falsche Farben.

Sein Charakter ist schon vorher, an einem bequemen Orte geschildert worden. Hier müssen wir nur seine letzten Umstände erinnern. Der Herr von Voltäre urtheilt richtig, *) daß die Verschwörung Wallensteins als eine historische Begebenheit zwar angenommen werde, die Welt aber doch lange nicht gewußt habe, von welcher Art sie gewesen sey. — Noch bis itzt bleibt die eigentliche Art der Verschwörung dunkel, und zweydeutig. Wo sind die Beweise, daß Wallenstein

nach

*) Annales de l' Empiere. Th. 2

nach der Krone von Böhmen gestrebt? Sie sind in den Nachrichten enthalten, welche der kaiserliche Hof empfing. Und weiß man gewiß, daß diese Nachrichten ohne Verläumdung sind? — Der Kaiser muste so handeln, wie er that. Es wäre unverzeihlich gewesen, so lange zu warten, bis man die Verschwörung hätte sehen wollen. Gleichwohl war es nicht möglich, Wallensteinen, so wie einen andern General zu behandeln, und ihn in Verhaft, und Verhör zu bringen. Man mußte einen Aufruhr der Soldaten dabey befürchten.

Man kann Wallensteinen eben so wenig von dem Verdachte der Verrätherey frey sprechen, als man denen Nachrichten trauen kann, welche Gordon, Lesly, und Buttler, seine Feinde, ausbreiteten, und welche hernach in die öffentliche Geschichte geflossen sind. Wallenstein betrug sich bey allem was er unternahm sehr tiefsinnig, und verschwiegen. Die Eidpflicht, welche er die vornehmsten Officiers am 12 Jänner zu Pilsen leisten ließ, war allerdings ein strafbares Unternehmen. Allein die darauf erfolgte, und bey der zweyten Versammlung der Officiers gegebne Erklärung, „daß er nie etwas wider den Kaiser, und dessen Haus unternehmen wolle„, macht die Strafbarkeit wiederum ungewiß. Man nehme an, daß dieses eine gezwungne Verstellung gewesen sey. Man wird gleichwohl gestehen müssen, daß das Verbrechen dadurch ungewiß wird. Allein seine frechen Reden wider seinen Monarchen, und desselben vorgegebne Undankbarkeit verdienten die Todesstrafe bey einem Generale, der die Officiers an statt zur Treue zu ermuntern, aufbrachte, und, anstatt zu befriedigen, zur Unzufriedenheit reizte.

Der Zusammenhang seines Lebens und seines Charakters war dieser. — Vom Glücke mit Reichthum

über-

überschüttet, und von dem höchsten Ehrgeitze angetrieben, strebte er nach lauter grossen und ausserordentlichen in der Welt. Er konnte mehr thun, als andre weil er durch das Glück der Heirath mehr reich war: er erhielt mehr Vorzüge als andre, weil er mehr leistete. Er wurde zeitig Graf, und Herzog. Seine Eitelkeit wurde dadurch nur stärker angespannt. Sein strenger hoher Sinn fing an nichts mehr für unmöglich zu halten. Er siegte: er wurde das Schrecken der Feinde; die Stütze des Kaisers, die Bewunderung der Nation. Sein Stolz fiel nun ins ungeheure. Er schrieb den Fürsten Gesetze vor, und verachtete die Befehle des Kaisers. Er machte hohe Entwürfe. Er fiel. Bald darauf wurde er wieder erhoben. Er glaubte, er müsse sich nun wider alle Streiche des Glücks am Hofe in Sicherheit setzen. Eben dadurch stürzte er sich. Er setzte sich in einen Stand, in dem man ihn nicht demüthigen konnte, sondern vertilgen muste, und seine Hoheit wurde das Grab seines Glücks. Kaum war er zu der neuen Höhe gestiegen, als er anfing zu schwindeln. Das Glück, welches gewohnt ist, mit seinen Lieblingen zu spielen, verließ auch ihn. Er siegte nicht mehr, und alles wichtige, was er unternehmen wollte, mißlung. Dieses setzte ihn in eine Verwirrung, aus welcher er sich nicht zu retten wußte. Er wankte, und sein Geist war in der schrecklichsten Zerstreuung. Der Neid und die Verläumdung seiner Feinde kamen dazu, und er bemerkte auch keine mehr so günstige Blicke des Hofes. Er wollte sich rächen, und sein Stolz gab ihm bald dieses, bald jenes ein. Bald wollte er mit den Sachsen und Schweden sich in Schlesien verbinden, bald trat er, mit Entsetzen für dieser That, zurück. Er kam in den verzweifeltesten Zustand. Sein Verstand, seine Uiberlegung erlag darinnen, und er erlaubte sich die frechsten

Reden gegen den Kaiser, der ihn aus dem Staube erhoben hatte. Endlich kam er unter lauter Taumeln seines Verstandes, unter lauter Beschuldigungen am Hofe, und immer verschlimmerten Mißstande an den Rand eines Abgrundes. Entweder Verräther, oder verrathen zu seyn muste seine Wahl seyn. Es war für ihn zwischen dem Tod, und dem Abfalle von seinem Monarchen kein Mittelweg mehr. Er erwählte das leztere, aber ehe er es ausführen konnte, fand er das erstere. Ach! der glückliche Wallenstein war einer der allerunglücklichsten Personen in der Welt.

Er hatte sich zeitig angewöhnt, in allem den ausserordentlichen vorzustellen, und blieb ein solcher Sonderling bis auf den lezten Augenblick des Lebens. Kein General in der ganzen Geschichte ist es in solcher Art, wie er gewesen; aber auch kein General hat so mannichfaltiges Glück mit einem so tragischen Ende, unter solchen Umständen, verbunden. Er war fünfzig Jahr alt, als er dieses Ende zu Eger am 25 Februar 1634, fand.

Den Ruhm eines grossen Helden erwarb er sich nicht. Seine Kunst bestand in der Anwerbung und Unterhaltung grosser Heere. Entscheidende wichtige Schlachten vermied er, und er hätte die bey Lützen auch gewiß vermieden, wenn ihn der kühne Gustav nicht angegriffen, und zur Gegenwehr gezwungen hätte. Nach der vergeblichen Belagerung von Stralsund schien er sich auch für Belagerungen zu scheuen. Er griff gern kleinere Corps an, suchte den Feind zu trennen, und dann zu schlagen, schnitt ihm die Zufuhr ab, zwang ihn an unbequemen Orten sich in ein Gefecht einzulassen, und suchte ihn, ohne Schlachten, so zu demüthigen, daß er ihn endlich, mit sicherm Erfolge schlagen konnte. Grossen Gefahren sezte er seine Person nie aus, aber er ordnete

gut

gut an, und hatte Gegenwart des Geistes. Es fehlte ihm persönliche Tapferkeit und jener Heldenmuth, der uns zur Bewunderung eines Kriegers hinreißt, aber seine glücklichen Unternehmungen und Siege machen ihn nichts destoweniger zu einem merkwürdigen Feldherrn.

Er war von Natur groß, und mager, seine Farbe war gelblicht, seine Augen waren lebhaft und blitzend, die Haare röthlich, und kurz, seine Minen hatten etwas verdrießliches an sich, sein Umgang war sehr ernsthaft, er sprach wenig und lachte niemals, und sein ausschweifender Stolz trieb ihn an, in seinem ganzen Betragen, streng, und gebietherisch zu seyn. Er liebte die Pracht, bis ins unglaubliche, aber er haßte die Weichlichkeit äusserst. Vertraut war er gegen Niemanden, bis ihn die letzten Umstände seines Lebens zu einiger Vertraulichkeit zwangen, bey welcher er dennoch immer tiefsinnig zurückhaltend blieb. Sein Leben, sein Character, und sein Glück waren eine Mischung vom Sonderbaren, und machten ihn dadurch zu einer solchen Erscheinung, welche in der Geschichte des menschlichen Geschlechts Aufmerksamkeit verdient.

* * *

Ich bin so glücklich gewesen, fast alle, auch einzelne Schriften, bey dieser Lebensbeschreibung, nutzen zu können, welche nur immer ein sorgfältiger Biograph wünschen und verlangen durfte. Besonders sind mir dabey die Schätze der Herzoglichen Bibliotheck zu Wolfenbüttel nützlich gewesen.

Das Schlechteste muß ich zuerst nennen, da es doch den Titel einer Lebensbeschreibung führt. Vita

Al-

Alberti Wallensteinii Ducis Friedlandiae, ex Italico Galeacii Gualdi, in latinum sermonem translata, labore et studio Iosuae Arndii. Rostock. 1668. 8. Thatsachen findet man in dieser Biographie gar nicht, sondern ein elendes Geschwätze von den Tugenden und Fehlern Wallensteins. Weder Chronologie, noch Beschreibung der Begebenheiten, noch eigentliche Erzählung: moralische Sittensprüchelchen aber in Menge, und von der gemeinsten Sorte. Diese Schrift verdient nicht einmal den Nahmen einer historischen.

Den vornehmsten und sichersten Stoff zu den öffentlichen Begebenheiten Wallensteins gewähren die bekannten Annales Ferdinandei, deren drey letztere Theile ich ungemein genutzt habe. Man kennt die Glaubwürdigkeit des Grafen von Khevenhillers. Man kennt aber auch seinen Stil, und die Art seines Vortrags, nach welcher er die Vorfälle einer Gattung nicht im Zusammenhange erzehlt, sondern von einem auf das andre kommt. Es ist immer schwer, das alles herauszusuchen, was eine Person angeht, aber es ist fruchtbar. In Absicht der Verschwörung Wallensteins konnte der Graf nicht anders erzehlen, als an den kaiserlichen Hof berichtet worden war. Man konnte ihm also hierinnen nur mit Prüfung und Sorgfalt folgen. — Die so genannten historischen Conterfets, oder zwey letzten Theile des Khevenhillerischen Werkes enthalten eine besondere Nachricht von Wallenstein, die aber, wie die andern Lebensbeschreibungen in diesem Buche insgesamt, sehr kurz und trocken ist. Dennoch enthält sie einige wenige Puncte, welche bey andern nicht vorkommen.

Sehr schätzbar, so wie überhaupt, also auch in Ansehung Wallensteins, ist des Herrn Harte, Leben

Gustav

Gustav Adolph des Grossen. Seine gewöhnliche Weitläuftigkeit bey allen Personen, die in Gustavs Geschichte verwickelt sind, hat sehr umständliche Nachrichten von Wallensteins Leben, Charakter, und Ermordung verursacht. Da Herr Harte verschiednes aus den mündlichen Erzehlungen, die er auf seinen Reisen, selbst in Prag gehört, mitzutheilen pflegt, und er den Charakter der Glaubwürdigkeit zugleich behauptet, so war es billig, ihm allenthalben da zu folgen, wo nicht das Gegentheil sicherer war. Sein Stil ist zugleich angenehm, und ich fand verschiednes von ihm so erzehlt, daß ich es nicht besser erzehlen konnte, und schlechter nicht wollte. In solchen Stellen mußte ich ihm so genau folgen, daß ich öfters seine Worte beybehielt. Ich vermuthe, daß man dieses billigen wird.

Bougeants Historie des dreyßigjährigen Krieges, und des darauf erfolgten Westphälischen Friedens hat auch in Deutschland durch die Uebersetzung des Herrn Rambachs einen sehr guten Ruf erlangt. Ich möchte dieses Buch nicht gern um seinen guten Ruf bringen: allein ich kann es, mit Ueberzeugung, nicht loben. Es enthält vieles von Wallenstein, obgleich zu einer Lebensbeschreibung wenig. Aber der ganzen Geschichte Bougeants mangelt Ordnung, richtige Vorstellung der Begebenheiten in ihrem Zusammenhange, und Genauigkeit der Critik. Ich wünsche unserm Vaterlande eine bessere Erzählung des wichtigen dreyßigjährigen Krieges.

Herr Rambach hat den ersten Theil dieser Geschichte, in der Vorrede, eine Nachricht von Wallenstein beygefügt. Er sagt, er theile diese Nachricht aus einer kleinen Schrift mit, die ihm zu Händen gekommen, und die wohl selten gefunden würde. Diese

kleine

kleine seltne Schrift beliebt er nicht zu nennen. Sie ist aber keine andere, als der bekannte, ob gleich nicht gemeine Aufsatz des Sarrasin, welcher den Titel führt: La Conspiration de Valstein, und welcher in den Werken dieses Schriftstellers, in der Pariser Ausgabe von 1656. S. 89 u. ff. befindlich ist. Herr Rambach hat sie aus dem französischen übersetzt, ohne den Verfasser zu nennen. Sarrasin, ein Zeitgenosse Wallensteins, ein Mann in öffentlichen Staatsgeschäften, und welcher selbst eine Zeitlang in Deutschland gewesen war, konnte allerdings sehr interessante Nachrichten von der Wallensteinischen Verschwörung mittheilen. Von ihm konnten wir vielleicht die Wahrheit erfahren, da er keine Ursache hatte partheiisch zu seyn. Ich habe seinen Aufsatz im Originale, in seinen Werken, genau gelesen, und ich habe gefunden, daß eben er der allerunzuverläßigste von allen denenjenigen ist, die nur irgend eine Nachricht von Wallenstein gegeben haben. Von der eigentlichen Verschwörung erzählt er gar nichts, sondern bricht da ab, wo er eben davon zu erzählen anfangen will. In der ganzen Schrift opfert er der Antithese, und dem Glanze der Schreibart alle Wahrheit völlig auf. Seine Schilderung von dem Charakter Wallensteins, die man noch itzt in Frankreich zu den schönsten Stücken in der ganzen Französischen Prose rechnet, ist eine Nachahmung jener Beschreibung, welche Sallust vom Catilina mahlt. Der Plan seiner ganzen Schrift ist, an Wallenstein zu zeigen, daß er mit der tiefsten Verstellung von der Uebernehmung der Feldherrnstelle an, so gleich daran gearbeitet, und alle Schritte so eingerichtet habe um König von Böhmen zu werden; ja, daß er bloß in dieser Absicht Generalißimus geworden sey. Schon dadurch wird die Schrift einem Roma-

ne ähnlicher als einer Geschichte. Gleichwohl sind einige Stellen sehr brauchbar, und verschiedne Züge im Wallensteinischen Charakter treffend gezeichnet.

Folgendes Buch ist seltner, als Sarrasins Schrift: Itinerarium Thomae Corve, Tipperariensis — cum historia facti Butleri, Gordon, Lesly, et aliorum.. Ich habe bey dieser Biographie die dritte Ausgabe. Mainz 1640 gebraucht. Carve war selbst zu Eger gegenwärtig, als Wallenstein ermordet wurde. Aber er erzählt, als Capellan des Obersten Devoreux, eben dessen, der Wallensteinen durchstach. Der Capellan nimmt, wie billig, die Parthey seines Herren. Indessen erzählt er die Umstände weitläuftig genug, und ich bin ihm darinnen gefolgt. Er giebt auch in einigen Kapiteln besondre Nachrichten und Anecdoten, die brauchbar sind, von Wallensteins Pracht, der Erhöhung seines Glücks u. s. w.

Die vor kurzem erschienene Geschichte der unter des Herzogs von Friedland Oberbefehl unternommenen Belagerung der Stadt Stralsund, von Herrn Neuburg habe ich noch nicht gesehen; allein zu meiner Absicht konnte diese Schrift nicht sehr interessant seyn, da in den Khevenhillerischen Annalen eine sehr umständliche Nachricht von jener Belagerung schon vorhanden ist.

Verschiedne einzelne Anmerkungen, welche ich zu lesen nicht vergessen habe, enthält: L'histoire des dernieres Campagnes et Negociations de Gustave Aldolphe en Allemagne, Ouvrage traduit de l'Italien par Mr. l'Abbé de Francheville — Es ist eigentlich ein Theil der bekannten Geschichte des Gvaldo.

Sehr

Sehr unzuverlässig, ohnerachtet des guten Titels, ist: Albert Curtius ausführlicher, und gründlicher Bericht von der vorgewesenen Friedländischen Conspiration. Der Verfasser kommt mit den gewöhnlicher Beschuldigungen überein.

I. Petr. Lotichii res Germaniae sub Matthia, Ferdinandis II et III Impp. gestae: geben verschiedne interessante und sichre Nachrichten, welche die öffentlichen Thaten Wallensteins betreffen. In derselbigen Absicht habe ich mit reichem Nutzen folgende Schriftsteller genutzt, deren Nahmen zum Lobe hinreichend sind. Puffendorf comment. de rebus Suecicis: *Chemnitii* de Bello Sueco-Germanic. Lansbergs Gustaui M. Bellum Germanicum, und des Pet. Battista Burgus, welcher selbst damals unter dem kaiserlichen Heere gedient hat, Commentar. de Bello Suecico. Die Vergleichung aller dieser Schriftsteller machte dem Verfasser seine Arbeit unbeschreiblich schwer, da die genannten Schriftsteller so oft, und so sehr von einander abweichen. Er glaubt, die Wahrheit mit der genauesten Sorgfalt gesucht, und auf dieselbe Fleiß verwendet zu haben.

Leben
August des Zweyten,
Königs von Pohlen.

Es gibt viel Sächsische Prinzen, welche sich in der Geschichte merkwürdig gemacht haben. Es gibt keinen, welcher in Europa so viel Aufsehen gemacht, und so glänzende, und abwechselnde Schicksale gehabt hat, als August der Zweyte. Er ist von vielen so entgegen gesetzt geschildert worden, daß es der Mühe werth scheint, das Leben dieses Prinzen, nach der Wahrheit, zu beschreiben. Er ist weder ein Solcher, wie ihn seine Feinde, und selbst einige Unterthanen beschrieben, noch ein Solcher wie ihn übertriebne Lobreden geschildert haben. Unter dem vielen Stoffe zur Geschichte seines Lebens wird man nur denjenigen auswählen, und dasjenige erzehlen, was das Andenken der Nachwelt zu fodern scheint.

Friedrich August wurde am zwölften May im Jahre 1670 gebohren. Er war der zweyte Prinz des Churfürsten, von Sachsen, Johann Georg des Dritten des tapfern Siegers der Türken bey Wien. Seine Geburt schien ihn nicht zu einem regierenden Prinzen zu bestimmen: seine vortrefliche Bildung aber und ungewöhnliche Grösse zeichnete ihn ganz besonders aus. Man fing bey wachsendem Alter an, etwas grosses von ihm zu vermuthen.

Die

Die ritterlichen Uebungen gewannen seine vorzügliche Neigung, und hierinnen übertraf er sehr zeitig alle Erwartung. Hier zeigt er nach und nach eine solche körperliche Stärke, die unglaublich war, und die sich immer fort so vermehrte, daß er in der Folge die Bewunderung von Jedermann wurde. Die Stärke Augusts des Zweyten wurde ein Sprüchwort.

Er war dreyzehn Jahr alt, als sein Vater, der Churfürst, die Truppen musterte, welche er gegen die Türken, die eben Wien belagerten, führen wollte. Er sah dieser Musterung zu, und bat mit Heftigkeit, daß er mit der Armee nach Wien gehen dürfte, und nahm mit Thränen die abschlägliche Antwort an.

Die ganze Welt weiß, welchen grossen Antheil der Churfürst von Sachsen an dem Siege hatte, den die Christliche Armee über die Türken bey Wien erfochte, und der dem Kaiser seine Krone, und seine Länder wieder gab. Der junge Prinz Friedrich August schien mit der grösten Aufmerksamkeit die Erzehlungen dieser Schlacht anzuhören, und die gröste Hofnungen für die kriegerische Laufbahn, zu welcher man ihn bestimmt hatte, zu geben. Diese Hofnung wurde durch die Lust bestärkt, die er zu den ritterlichen Uebungen hatte. Er war nirgends lieber als auf der Reitbahn, oder dem Fechtboden.

Die Bestimmung seines Lebens zu einem Feldherrn machte ihm das Reisen noch nützlicher, als es ohnedem gewesen seyn würde. Er unternahm diese Reise im Jahre 1687, und begab sich zuerst an den Hof Ludwigs des vierzehnten. Damals war dieser Hof in seiner höchsten Pracht, welche Ludwig so sehr liebte, und hier gewann der sächsische Prinz zuerst die Neigung zu einer glänzenden Pracht, die er hernach so zeigte, daß er den Französischen Hof nachahmte. Von Versailles

begab er sich an die Höfe zu Madrit und Lissabon, besah die Merkwürdigkeiten beyder Länder, Spaniens, und Portugalls, und gieng hierauf wieder nach Frankreich zurück. Der Krieg, welcher zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche bevorstund, nöthigte ihn jenes Land, welches ihm so sehr gefiel, eilig zu verlassen. Er lief auf dem Wege nach Turin Gefahr, aufgehoben zu werden, und kam, mit vielen Beschwerlichkeiten in Italien an. Indem er aber noch die vornehmsten Städte dieses merkwürdigen Landes besah, und den Weg nach Rom nehmen wollte, fand sein Vater es für nöthig ihn zurückzuruffen. Er erwarb sich, auf seiner Rückreise, bey seinem Aufenthalte zu Wien die Gunst des kaiserlichen Hofes, die ihm in der Folge sehr vortheilhaft war. Die freye Munterkeit des Französischen Hofes, und die ceremonielle Pünctlichkeit des Wienerischen lehrte ihn den Contrast der Welt: und da er an beyden Höfen sich Liebe und Hochachtung zu erwerben wußte, so bewieß er Klugheit.

Man hat umständliche Reiseregister dieses Prinzen: sie enthalten nur nichts, was der Würde der Geschichte gemäß genug ist, um aufgezeichnet zu werden. Prinz Friedrich erwarb sich Hochachtung und Liebe: er genoß das Vergnügen der Grossen, und den Geschmack der Welt. Er nahm viele von den Sitten des Französischen Hofes an, und gewann die Ergötzlichkeiten lieb. Dies ist alles, was uns würdig dünkt, in der Geschichte seines Lebens bemerkt zu werden.

Die ungewöhnliche, und im ganzen Jahrhunderte einzige Stärke seines Körpers verdient gleichwohl eine Erwähnung. Er erwarb sich dadurch in allen ritterlichen Uebungen die unbeschreiblichste Bewunderung. In Spanien spaltete er mit einem Hiebe den Kopf eines Auerochsen: zu Nürnberg schoß er, in dem sogenannten

Her-

Herrenkeller, welcher von ungeheurer Weite und Länge ist, mit der Kugel aus einer Pistole nach dem Dacht eines brennenden Lichts, und traf die Flamme so genau, daß das Licht unversehrt stehen blieb, und die Flamme verlöschte. Zu einer andern Zeit, nachdem er von seiner Reise zurückgekommen war, ritt er mit seinem Bruder, dem Churprinzen um die Wette nach Leipzig, und legte den Weg von Wurzen nach Leipzig, welcher drey starke Deutsche Meilen beträgt, in fünf Viertelstunden zurück.

Bald nach seiner Rückkunft im May 1689 ging er an den Ober-Rhein zu der Armee, welche gegen die Franzosen fochte. Sein Vater der Churfürst, und sein Bruder wohnten diesem Feldzuge bey, in welchem der Herzog von Lothringen das Obercommando hatte. Das Reich und der Kaiser hatten den Franzosen den Krieg erklärt. Diese hatten sich im vorigen Jahre der Stadt Maynz bemächtigt, die sie hernach auf das stärkste befestigten, und mit zehn tausend Mann unter den Befehlen des Marquis d'Auxelles besetzten. Die Reichsarmee belagerte diesen Ort, und Prinz Friedrich August zeigte sich bey dieser blutigen Belagerung, als einen tapfern Officier. Er scheute keine Gefahr, und bewieß seinen Muth bey verschiednen Ausfällen der Belagerten, besonders als die Kaiserlichen bey einem nahe gelegenen Cartheuserkloster eine Batterie errichteten, und durch einen heftigen Ausfall angegriffen wurden. Er hatte hier den Zufall, daß ihm eine gezogne Büchse, eben als er sie gegen die Feinde losbrante, in den Händen zersprang, und er an der linken Hand stark verwundet wurde.

Nach geendigtem Feldzuge, in welchem Maynz endlich erobert wurde, gieng der Prinz nach Dresden zurück. Er wohnte aber mit dem Churprinzen dem

Feldzuge am Ober Rheine im folgenden Jahre ebenfalls wiederum bey. In dem Jahre 1691 hatte er das Glück im eigentlichen Sinne unter seinem Vater zu fechten, welcher das Obercommando bey der Armee führte. In eben diesem Jahre aber starb der Churfürst Johann Georg der Dritte im 45 Jahre seines Alters. Er war über den Rhein gegangen, ohne die Franzosen zum Treffen bringen zu können, und zog sich mit der geschwächten Armee hierauf zurück, wobey ihn der Tod zu Tübingen übereilte.

Prinz Friedrich August hielt sich nach dem Tode seines Vaters eine lange Zeit an dem Wienerischen Hofe auf, dessen Gunst er sich immer mehr erwarb, ob gleich dieser Hof mit seinem Bruder, dem Churfürsten zu Sachsen, nicht im Freundschaft stand. Er errichtete zu Wien eine besondere Freundschaft mit dem Erzherzoge Joseph, von welcher man noch verschiedene Anecdoten erzehlt, die aber zu ungewiß sind, um hier erzehlt werden zu können. Von Wien begab er sich an den Berlinischen Hof, und gegen Ende des Jahres 1692 ging er nach Bayreuth, und vermählte sich im Jenner des folgenden Jahres mit der Prinzeßin des Markgrafen von Bayreuth, Christina Eberhardina, einer weisen, und frommen Prinzeßin.

Diese unwichtigere Periode seines Lebens, welche doch nicht ganz übergangen werden kann, endigte sich im Jahre 1694. Sein Bruder der Churfürst zu Sachsen, starb im April dieses Jahres unvermuthet, und er selbst gelangte nunmehr zu der Regierung der Sächsischen Provinzen. Die Fruchtbarkeit dieser Länder, die feinen Sitten, und das milde Clima machen sie zu den schönsten Provinzen in Deutschland. Sie waren damals zugleich die reichsten. Die Bergwerke in dem so genannten Erzgebirge, und die Schätze, welche die

vorigen Churfürsten gesammelt hatten, machten den neuen Churfürsten Friedrich August, zu einem der reichsten Prinzen in Europa.

So bald er zur Regierung gelangt war, nahm er das kaiserliche System an. Er schloß mit dem Hofe zu Wien eine neue Verbindung, hob die Zwistigkeiten, welche sich bey seinem verstorbnen Bruder ereignet hatten auf. Er trat in das grosse Bündniß, welches England, Holland, der Kaiser, und das Reich gegen Frankreich aufgerichtet hatten. Er versprach, 12,000 Mann an den Rhein zu senden, welche er dem Commando des Grafen von Reuß anvertraute, und widmete sich überhaupt ganz dem kaiserlichen Interesse.

Diese Ergebenheit bewieß er besonders im Jahre 1695, als die Türken den Krieg gegen Ungarn fortsetzten. Er gab auf kaiserliches Begehren 8000 Mann, ausgesuchtes Volk, zu diesem Kriege, und übernahm selbst das Obercommando der ganzen kaiserlichen Armee gegen die Türken. Zu diesem Endzwecke reißte er vorher, im Junius, selbst nach Wien, wo er mit aller der Spanischen steifen Höflichkeit empfangen wurde, welche damals am kaiserlichen Hofe herrschte. Er blieb über einen Monat zu Wien. Die ganze Zeit aber ging fast mit Ceremonien darauf, die desto beschwerlicher waren, je weniger er es möglich war, alle Pünctlichkeit der so genannten Etiquette zu beobachten. Man machte dem Churfürsten Vorwürfe, daß er, bey der Tafel, als er mit dem Kaiser speisete, nicht zeitig genug aufgestanden war, und demselben die Servierte zum Händewaschen gereicht hatte, auch, daß er nicht aufgestanden war, als der Römische König seine Gesundheit getrunken hat. Endlich dachte man auch an die Türken, welche unter der Anführung des Großsultans selbst in Ungarn eingebrochen waren, und der Churfürst von

Sachsen begab sich, nach einigen Berathschlagungen mit dem kaiserlichen Kriegsrathe zur Armee.

Der Feldzug war nicht glücklich. Der Churfürst fand an dem kaiserlichen General Caprara, welchen man ihm zu seinem untergeordneten Gehülfen gegeben hatte, einen geheimen Neider. Dies ist das gewöhnliche Schicksal, wenn fremde Generals über andre gesetzt werden, die auf die Ehre des Obercommando selbst Anspruch machen. Die christliche Armee setzte sich bey Peterwardein in eine Verschanzung. Hier erwartete sie den Angriff der Türken. Aber die Türken wollten nicht angreiffen. Sie zogen bey dem christlichen Lager vorbey, und gingen, unter Anführung des Großsultans Mustapha nach der Seite von Siebenbürgen. Sie hatten schon so einen grossen Weg voraus, als der Churfürst ihnen nachzog, daß er sie nicht erreichen konnte. Er suchte einen kürzern Weg, fand denselben aber so feucht, und sumpfigt, daß die Armee darauf gar nicht fortkommen konnte, und sich genöthigt sahe, nach einem viertägigen beschwerlichen Marsch das vorige Lager wiederum zu beziehen. Indessen waren die Türken vor die kleine Festung Lippa gegangen, und hatten sie mit stürmender Hand eingenommen. Die Besatzung wurde niedergehauen. Der gröste Verlust war das beträchtliche kaiserliche Magazin in Lippa. Der Churfürst zog hierauf den Türken entgegen. Diese nahmen den Weg nach Temeswar, und Slavonien; wandten sich aber wiederum und griffen den General Veterani an. Er stand mit 7000 Mann nicht weit von Lugos im dem so genannten Czeckerthal, und hatte sich verschanzt. Er wurde von der ganzen Türkischen Macht bald überwältigt, so tapfer er sich auch vertheidigte, er selbst getödtet, und sein ganzes Heer vernichtet. Diese Schlacht machte dem übeln Feldzuge ein betrübtes Ende. Die

Tür-

Türken gingen zurück. Ein besonders Corps von ihnen, von 15,000 Mann eroberte noch die Stadt Titel, welche zwischen der Donau und der Theis liegt, und sprengte die Festung. Man war es damals gewohnt, von den Türken geschlagen zu werden. Man suchte sich, so gut man konnte, zu vertheidigen.

Der Churfürst begab sich im Winter nach Sachsen zurück. Er hatte zu Wien versprochen, den Feldzug des künftigen Jahrs wiederum zu übernehmen. Er reißte in dieser Absicht im Frühlinge (1696) dahin, und im May zur Armee ab, die sich in Ungarn versammelte, und noch stärker als im vorigen Jahre war. Der Churfürst hatte selbst noch vier tausend Mann neue Truppen gegeben, und bemühte sich etwas grosses auszuführen.

Die Absicht war, die Festung Temeswar zu erobern. Der Churfürst umritt mit einigen tausenden die Festung, um ihre Lage und Verfassung kennen zu lernen. Er schlug, bey dieser Gelegenheit, die Türken, welche verschiedne Ausfälle wagten, und hielt hernach, in ihrem Angesichte, auf einem Hügel, offne Tafel, wobey man etliche eroberte Türkische Fahne wehen ließ.

Man unternahm die Belagerung von Temeswar. Diese Festung ist mit lauter Morästen umgeben, und mit einem Wassergraben, bey dem Schlosse. Die Belageruug kostete Zeit und Mühe. Indessen kam die türkische Armee von hundert tausend Mann, an deren Spitze der Großsultan war, den Ort zu entsetzen. Sie stellte sich in einem verschanzten Lager so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen seyn würde. Sie rückte näher, verfertigte binnen zwey Stunden neue Linien, und fing an die Kaiserlichen mit ihren Kanonen zu beschiessen. Es sollte dieses das Vorspiel einer

ner Schlacht seyn. Die christliche Armee vermied sie. Die Türken nahmen einen Umweg und erschienen ganz nahe bey Temeswar. Sie hatten hinter sich einen Sumpf, zur linken einen Morast, und vor sich drey Reihen Wagen, die mit eisernen Ketten an einander gebunden waren.

Man beschloß bey der kaiserlichen Armee, den Feind anzugreiffen, ehe er sich verschanzte. Der Angriff geschahe von sechs Bataillonen, und zwey Regimentern Dragonern, gegen ein Gebüsch, welches die Flanke des Feindes deckte. Dieser umringte die angreiffenden, und man mußte ihnen Hülfe schicken. Auf diese Weise hub sich eine Schlacht an, die bald sehr blutig wurde.

Fünfmal griffen die Türken die kaiserliche Armee mit der ihnen eignen Wuth an. Sie wurden jedesmal zurückgetrieben. Das Gefechte dauerte fort, bis die Nacht dem Würgen ein Ende machte. Der Churfürst blieb mit seinem Heere auf dem Wahlplatze. Er hatte die Gefahr in der Schlacht nicht gescheut: er scheute sich aber, die türkische Armee, welche sich in der Nacht aufs neue verschanzt hatte, anzugreiffen. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn am andern Tage, den 18 August, aufzubrechen. Beyde Theile schrieben sich den Sieg der Schlacht zu: die Türken, weil sie die christliche Armee genöthigt hatten, sich am folgenden Tage zurück zu ziehen: die Christen, weil sie den Wahlplatz behauptet hatten. Die letztern hatten auf ihrem Rückzuge dem Feinde 32 Kanonen lassen müssen. Unter den Todten auf der kaiserlichen Seite waren die Generals Heisler, und Pallano. Es waren überhaupt acht tausend Türken, und sechs tausend Christen geblieben.

Man

Man legte die Schuld des schlechten Erfolgs der Schlacht der Uneinigkeit bey, die zwischen dem Churfürsten, und dem kaiserlichen Generale Caprara herrschte. Beyde beschwerten sich in der Folge bey dem Kaiser über einander. Indessen hatte das Treffen doch die Folge, daß in dem ganzen Feldzuge nichts weiter unternommen wurde.

Der Churfürst begab sich nach geendigtem Feldzuge an den kaiserlichen Hof, dessen Gunst er sich noch eigner machte. Hier wurde der erste Grund zu einem neuen Plane gelegt, welcher dem Churfürsten eine Königs Krone verschaffen sollte.

Am 16 Junius des Jahrs 1696 war der König von Pohlen, Johann Sobiesky, gestorben. Die Pohlen schienen bey der Wahl eines Königs ihre Aufmerksamkeit auf Ausländer zu richten. Frankreich suchte dabey sein Interesse, und warb durch den Cardinal Polignac Wahlstimmen für den Prinzen Conti. Pulignac war glücklich. Er fand vielen Anhang. Allein ein franzöſischer Prinz auf dem Pohlnischen Throne war ein Schrecken für den Kaiser zu Wien.

Es meldeten sich eine Menge von Fürsten zu dem erledigten Throne: der Chrufürst von Bayern, der Herzog zu Neuburg, Carl Philipp, der Herzog von Lothringen, Leopold, der Markgraf Ludwig von Baaden, der Französische Prinz von Conti, ein Italienischer Prinz, Don Livio Odeschalchi, die beyden Prinzen des verstorbnen Königs von Pohlen. Noch nie hatte der Pohlnische Thron so viel Nebenbuhler gehabt, und keiner von allen erhielt ihn. Der Churfürst von Sachsen trat erst späte auf den Schauplatz.

Pohlen, dieses Land, wo die Unterthanen Sclaven sind; wo die Edelleute ihre Wahlstimmen verkaufen, in dessen Schatzkammer niemals so viel Geld zu

finden,

finden, als zum Unterhalte der Armee erfodert wird, wo die Freyheit lauter Uneinigkeit erregte; dieses Land war nicht mehr fähig sich selbst einen König zu geben. Es muste ihn von andern gesetzt bekommen.

Der Primas des Reichs versammelte die Stände zur Wahl. Indessen entstanden schon die weitläuftigsten Unruhen. Die Kronarmee so gar trat in eine Conföderation, welche nichts anders als eine Rebellion war, unter dem Vorwande, daß ihr seit vielen Jahren kein Sold bezahlt worden sey. Sie hatte einen gewissen Barandowski zum Anführer, einen unbekannten Mann, von dunkler Geburt, der aber durch seine Kühnheit alle Aufmerksamkeit auf sich zog, und weil er mehr Lärmen als die andern machte, zum Marschall der Conföderation ernannt wurde. Eine andere Conföderation entstand, bald nach dieser, in Litthauen. Die Tatarn und Türken fielen das Land auf der andern Seite an, indem auf der einen die so genannten Conföderirten plünderten und verwüsteten. Man hatte einen König höchstnöthig und erwählte doch keinen.

Es war allerdings zuerst nöthig, bey so vielen Mitbewerbern um die Krone, einige auszuschliessen, um einer wirklichen Wahl näher zu kommen. Man schloß zuerst die Prinzen des vorigen Königs aus, und darauf auch die Deutschen Fürsten. Alles schien den Weg für den Prinzen Conti zu bahnen. Seine Feinde streuten vergeblich Schmähschriften wider ihn aus. Der Cardinal von Polignac, ein Minister, welcher alle Talente besaß, die zu einem geschickten Unterhändler erfodert werden, hintertrieb die Bemühungen der Feinde von Frankreich. Es fehlte zur vollkommenen Wahl des Prinzen Conti nichts als noch zwey Dinge: die Gegenwart des Prinzen selbst, und das

Geld,

Geld, welches Polignac seinen Wahlfreunden versprochen hatte.

Der Herzog von Lothringen, Leopold, war ein schwacher Nebenbuhler. Er hatte die Summen nicht, welche itzo von einem Könige in Pohlen erfodert wurden. Sein Anhang in Pohlen war geringe. Er kam nur im Anfange in Betrachtung.

Der Hof zu Wien unterstützte die Hofnungen des Don Livio Odeschalchi, eines Anverwandten des Pabstes Innocenz, des eilften, welcher immer die Parthey des Kaisers Leopold gegen Ludwig den 14 gehalten hatte. Aber man spottete in Pohlen über den Italienischen Candidaten, und glaubte, daß das Haupt des Don Odeschalchi nicht gemacht wäre, eine Krone zu tragen. Man fragte sich unter einander, ob Don Livio einen Proces in Pohlen hätte, weil ein Römischer Consistorial-Advocate seinen Gesandten vorstellte. Die Spöttereyen gingen so weit, daß sich der Italienische Gesandte nicht mehr getraute, öffentlich zu erscheinen. Er gieng nach Rom zurück, und man sprach nicht weiter vom Don Livio Odeschalchi.

Alles war für den Prinzen Conti gestimmt, als ein Pohlnischer Senator einen neuen Candidaten zum Throne vorschlug, den der Hof zu Wien empfahl, und den man nicht gleichgültig betrachten konnte. Dies war der Churfürst von Sachsen, Friedrich August, ein Prinz, von dessen Rufe auch Pohlen erfüllt war, und dessen Reichthum, und Freygebigkeit Aufmerksamkeit erweckte. Gleichwohl gewann dieser Prinz eine schwache Parthey, die der Französischen weichen muste.

Der Anführer der Sächsischen Parthey war der Castellan von Culm, Johann Przependowski, ein Mann von vielem Verstande, voller Ränke, und der sein Glück zu machen suchte. Er hatte sich anfänglich dem Interesse

teresse des Prinzen Jacobs, des Sohns des verstorbnen Königs ergeben. Als er sahe, daß für diesen Prinzen keine Hofnung mehr war, reißte er in der Stille, im Februar 1697 nach Dresden, und erweckte bey dem Churfürsten die Hofnungen zum Pohlnischen Throne. Der Churfürst besaß zu viel Ehrgeitz, um nicht gerührt zu werden, und nahm die Anerbietungen des Pohlnischen Castellans mit Danke an. Das Interesse des kaiserlichen Hofes erforderte die Unterstützung dieser Absicht, auf welche nachdrückliche Hülfe man sicher rechnen konnte. Durch das Sächsische Geld war eine Parthey in Pohlen leicht zu gewinnen. Przependowski reißte nach Pohln ab, um den Churfürsten von Sachsen, der es nun ernstlich wünschte, auf den Thron zu bringen. Aber er hatte zu wenig Ansehn, um eine so wichtige Sache auszuführen. Seine Freunde wunderten sich über seine Kühnheit. Es war gefährlich sich für ihn öffentlich zu erklären. Und er selbst, der in Dresden voller Rathschläge gewesen war, wußte keine zu Warschau. Er schrieb an den Sächsischen Grafen von Flemming, welcher nach Pohlen kam, und ihn aus seiner Verwirrung zog, indem er die Person, und den Reichthum seines Herrn, des Sächsischen Churfürsten, den Pohlen anbot.

Der Französische Abgesandte gerieth in Bestürzung, als er den neuen Throncandidaten erscheinen sah. Er hatte viele Summen versprochen: der Sächsische Abgesandte brachte sie mit. Er bemühte sich vergeblich den Churfürsten von der Wahl zu entfernen, und der Tag, der zu derselben angesetzt war, näherte sich, und mit den ankommenden Wahlpersonen kam der Geist der Factionen nach Warschau.

Es waren nun zwey Haupt-Partheyen, welche gegen einander wegen der Krone stritten, die Französi-

sche und Sächsische. Jene war offenbar die stärkste. Diese vermehrte sich nach und nach, durch die Unterstützung des Wienerischen Hofes, durch die unerfüllten Hofnungen des Französischen Abgesandten, und durch den Mangel der Gelder, die von Frankreich ankommen sollten.

Die Wahl nahm am 15 May ihren Anfang. Es entstanden alle diejenigen Zwistigkeiten, welche bey so vielen Köpfen, und bey einem so getheilten Interesse, in einer so wichtigen Sache, unvermeidlich waren. Man stritt sich über eine Menge von Nebenumständen bis auf den 15 Junius. Als man zur Hauptsache kam, spielten die Partheyen ihre Cabalen, die oft in Grobheiten ausschlugen, und am 25 Junius machte man erst die vorläufigen Puncte der Wahl aus.

Ein einziger Umstand war hinreichend, den Churfürsten von Sachsen unfähig zur Wahl zu machen; dieser, daß er der protestantischen Religion zugethan war. Aber zum Erstaunen für Jedermann erfuhr man, daß dieser Prinz schon vor einem Jahre zur catholischen Religion übergetreten wäre. Ein Zeugnis seines Vetters, des Bischofs von Raab, eines gebohrnen Prinzen von Sachsen Zeiz, bestätigte diese Religionsveränderung. Sie war gewiß: aber die meisten in Pohlen zweifelten anfänglich daran; und die Französische Parthey nutzte dieses ungemein, obgleich der Graf von Flemming dieses Zeugnis des Bischofs von Raab Jedermann wieß, und die Wahrheit der Sache endlich auch durch den päbstlichen Nuntius bestätigt wurde.

Wenn man erwägt, daß Friedrich August diejenige Religion, zu welcher seine Vorfahren unter allen Fürsten sich am ersten erklärten, bald nach dem Tode des vorigen Königs von Pohlen abgeschworen hatte, daß er sich damals eben zu Wien aufhielt, wo er die

catholische Religion annahm, daß schon zu dieser Zeit am kaiserlichen Hofe an die Besetzung des Pohlnischen Throns gedacht wurde, so muß dieser Prinz schon damals die Entwürfe gemacht haben, welche hernach bey der Königswahl ausgeführt wurden.

Die Religionsänderung des Churfürsten machte in Sachsen grosses Aufsehen. Die protestantischen Unterthanen befürchteten Einschränkungen ihrer Gewissensfreyheit, und ob diese Furcht gleich vergeblich war, so stammte doch daher bey verschiednen Schwachen eine gewisse Abneigung gegen ihren Herrn, die in der Folge in die Geschichte überfloß. Indem die Pohlen den Churfürsten für keinen ächten römischen Catholicken halten wollten, hielten ihn die Sachsen nur gar zu sehr dafür.

Der ganze Adel von Pohlen hatte sich zur Königswahl eingefunden. Es waren über hundert tausend Personen gegenwärtig, welche mit zur Wahl gehörten, alle zu Pferde bis auf einige wenige, die nicht so viel gehabt hatten, sich ein Pferd zu kaufen, aber nichts destoweniger eine Königskrone vergeben konnten.

Der Churfürst hatte eine geringe Parthey, gegen diejenige gerechnet, welche dem Französischen Prinzen die Krone bestimmte. Der Prinz wäre bald durch ein allgemeines Geschrey noch den Tag vor dem Wahltage König von Pohlen geworden, wenn die Sächsische Parthey nicht diesen Vorfall genutzt, und ihn als eine Sache vorgegeben häte, die wider alle Gesetze wäre, und also Partheilichkeit verriethe.

Indem man am folgenden Tage, (am 16 Junius) wirklich die Wahl vornahm, so war kaum der Churfürst von Sachsen von einigen genannt worden, als ein grosses Geräusch entstand, durch welches die Französische Parthey ausbreitete, daß der Churfürst wirklich noch

der evangelischen Religion zugethan wäre. Der allergröste Theil glaubte dieses. Der Castellan von Culm kam in Verlegenheit. Er schickte in der Eil an den päbstlichen Nuntius. Dieser unterschrieb das Zeugnis des Bischofs von Raab, nach welchem Friedrich August ein Catholicke war. Der Castellan von Culm brachte dieses Papier auf das Wahlfeld, gegen eilf Uhr des Vormittags. Er hielt die Schrift in der Hand, und ließ mit lauter Stimme ausruffen, daß der päbstliche Nuntius den Churfürsten von Sachsen für einen guten Catholicken erkläre, und daß der heilige Petrus die Krone für diesen Prinzen verlange.

Dieser Streich hatte eine so gute Wirkung, daß eine Menge Adliche auf die Sächsische Parthey traten. Aber gleichwohl blieb immer noch die Französische die stärkste. Einige Woywodschaften schrien: es lebe Gott: es lebe Conti: es lebe die Freiheit. Es entstand ein Geräusche die Woywodschaften stellten sich in Schlachtordnung, und es schien ein Treffen zu entstehen. Drey Bischöfe zweifelten so wenig daran, daß sie nach Warschau flüchteten, und sich in ein Kloster versteckten.

Die stärkere Französische Parthey nöthigte endlich den furchtsamen Primas des Reichs die Wahl zu verkündigen, nachdem sie sich für den Prinzen erklärt hatten. Der Primas stieg hierauf zu Pferde, und ernante Abends gegen 6 Uhr, den Prinzen von Conti öffentlich und förmlich zum Könige von Pohlen. Auf achtzig tausend, die diese Wahl gethan hatten, folgten hierauf dem Primas nach Warschau, wo das Te Deum gesungen, und die Feyerlichkeit geschlossen wurde.

Die schwächere Sächsische Parthey hatte die Ernenuung des Prinzen nicht hindern können. Kaum aber hatte die grosse Schaar das Wahlfeld verlassen, als

sie zu einer zweyten Ernennung schritt. Der Bischof von Cujavien, an ihrer Spitze, ernannte den Churfürsten von Sachsen zum Könige von Pohlen, zog nach Warschau ein, und verrichtete in der Johannis Kirche alle Feyerlichkeiten, welche bey einer Königswahl üblich sind. Er ließ darauf den Grafen von Flemming, als Gesandten des neuen Königs diejenigen Versprechungen beschwören, zu welchen sich derselbe verbindlich gemacht hatte. Sie bestanden aus dreyßig Artikeln, von denen der Churfürst unmöglich alle erfüllen konnte. Er wollte die Festung Kaminiek den Türken wegnehmen, und sie auf seine Kosten in Stand setzen lassen. Er wollte die Stücke von Pohlen, die davon am fremde Mächte gekommen, wieder erobern. Er wollte die Wallachey und Moldau mit dem Reiche zu vereinigen suchen.

Friedrich August war sieben und zwanzig Jahr alt, als er auf den Thron von Pohlen geruffen wurde. Der junge, der tapfere, der reiche, der freygebige Churfürst suchte nun seinen Thron zu behaupten, auf welchem er den Nahmen August der Zweyte annahm.

Man stritt sich in Pohlen über die Gültigkeit der beyderseitigen Wahlen. Die Französische und Sächsische Parthey sparten nichts, ihre Entzwecke zu erlangen. Allein die Gültigkeit der Wahlen kam nun auf die Waffen an.

Die Gegner bemühten sich umsonst einen Vergleich unter einander zu Stande zu bringen. Die Französische Parthey hatte zwar die mehrsten Wahlstimmen, aber den geringsten Nachdruck. Das Französische Geld kam nicht an; der Prinz Conti erschien nicht, der Adel zerstreute sich auf seine Güter. Die Sächsische Parthey hatte die Unterstützung zweyer mächtigen und nahen Höfe, des zu Wien, und Dresden, woher sehr

bald

bald Armeen ins Feld treten konnten. Der Primas versuchte das letzte Mittel. Er schrieb an den Churfürsten zu Sachsen, daß der Prinz von Conti fast einhellig zum Könige in Pohlen erwählt sey, und bat ihn die von einer kleinen Anzahl auf ihn gefallne Wahl nicht anzunehmen, und nicht die Ruhe Pohlens zu stören. Solche Mittel gelingen niemals, sie verrathen vielmehr die Furcht und Schwäche des Bittenden. Der Churfürst wollte nicht einmal die Zuschrift des Primas annehmen weil er ihm nicht den Titel eines Königs gegeben hatte.

Der Französische Hof wurde durch die Nachrichten von den Uneinigkeiten in Pohlen furchtsam gemacht, und erwartete immer eine Gesandschaft an den Prinzen Conti von der Republic, welche ihn nach Pohlen einladen sollte. Diese Gesandschaft aber kam nicht an, und die Unthätigkeit der Französischen Parthey, welche immer noch unterhandeln wollte, da an keine Unterhandlung mehr zu denken war, verdarb vollends alles.

Geschäftiger war die Sächsische Parthey. Der neue König Augustus war selbst in Breslau, und begab sich, auf die erhaltne Nachricht von seiner Wahl nach Tornowitz. Hier empfing er eine Gesandschaft aus Pohlen, welche ihm die Krone des Reichs feierlich antrug. Er zeigte seine Pracht dabey. Er ging, von Sächsischen Truppen begleitet, nach Pohlen, und eilte gegen Cracau. Die Neugierde zog eine unglaubliche Menge von Pohlnischen Adel zu ihm, und seine Leutseligkeit gewann ihre Neigungen. „Ihr habt mich zu eurem Könige gewählt, sagte er: ihr habt mir eine Krone angetragen, und mich hieher gezogen. Ich bin gekommen, ich habe meine Staaten und mein Vaterland aus Liebe zu euch, verlassen, nicht um euch beschwerlich zu fallen, sondern um den Ueberfluß meiner Reichthümer,

und meine Macht zu euch zu bringen, um die Ehre eurer Nation, so es möglich ist, zu vermehren, und um die Feinde des Reichs zu besiegen.„ Solche Erklärungen hatten desto mehr Nachdruck, je mehr die Wahrheit davon in der Pracht und dem Gefolge des neuen Königs in die Augen leuchtet.

Er eilte nach Cracau, wo die Krönung vollzogen werden sollte. Der Commandant des Schlosses weigerte sich, es zu eröfnen, weil „sein Amt ihm auflege das Schloß an keinen andern König, als den die ganze Nation erwählt hätte, zu übergeben.„ Man bat, und drohte vergeblich. Aber fünf tausend Thaler baar Geld, und ein Paar Armbänder an dessen Gemahlin machten, daß alle herzhafte Entschliessungen verschwanden. Der neue König sah ein, daß Geld der sicherste Sieg über die Pohlen seyn würde, und er gebrauchte nachher dieses Mittel beständig, und auf eine unermeßliche Art.

August der Zweyte wurde als König in Pohlen am 5 September 1697 zu Cracau gekrönt. Sein glänzender Hofstaat, seine Pracht in allem, was ihn umgab, und seine Freygebigkeit war ausserordentlich. Man würde eine weitläuftige Beschreibung davon entwerfen können, wenn solche Umstände der Würde der Geschichte angemessen wären.

Der Primas des Reichs, Radziowsky sträubte sich indessen noch immer, so gut er konnte. Er berief eine zweyte Versammlung des Adels. Er ließ die Wahl des Prinzen Conti bestätigen. Er erwartete den Prinzen mit Ungeduld. Aber dieser kam nicht: und so waren alle Bemühungen vergeblich, da August seine Macht der Schwachheit der Französischen Parthey entgegen setzte.

Ende

Endlich erschien der Prinz Conti mit sechs Fregatten, und einigen Truppen auf der Rhede vor Danzig. Er kam, um eine Pohlnische Armee zu kommandiren, und die Pohlen erwarteten, daß er eine mitbringen sollte. Er hatte eigentlich selbst keine besondre Lust zum Pohlnischen Throne, so bald er die Unruhen gewahr wurde, welche seine Wahl erweckte. Der Ehrgeiß Ludwigs des 14 und dessen Interesse erfoderten es aber, daß der Prinz das äusserste versuchte, um seine Wahl zu behaupten. Inzwischen sahe er auch bald, daß alles vergeblich war. Die versprochnen Pohlnischen Truppen blieben aus. Der König August verstärkte seine Parthey täglich. Der Prinz Conti wagte es nicht einmal, über Nacht auf Pohlnischem Boden zu schlafen, sondern ging immer auf seine Schiffe zurück. Er wollte bald wieder zurück nach Frankreich, und wurde nur durch die Bitten seiner Parthey noch zurückgehalten. Er schickte Circularschreiben in Pohlen herum, welche fruchtlos waren, und alle Bemühungen scheiterten. Endlich rückten Sächsische Truppen unter dem Befehle des Generals Brand an. Es fehlte wenig, daß der Prinz Conti im Closter Oliva nicht gefangen wurde. Von seiner Begleitung geriethen vierzig Personen den Sachsen in die Hände, und auf zwey hundert Pohlnische Herren von seiner Parthey. Das Schloß zu Marienburg, der einzige Ort seiner Sicherheit war ebenfalls eingenommen worden, und er sah sich genöthigt, zurück nach Frankreich zu schiffen. Unterwegens litte seine kleine Flotte einen grossen Sturm, in welcher er selbst in Lebensgefahr kam. Er war froh, als er in Frankreich wieder ankam, und hatte so wenig Lust zur Pohlnischen Krone gehabt, als seine Gemahlin, welche denjenigen, der ihr die Nachricht von der Rückkunft ihres Gemahls brachte, mit einer Handvoll Louisdor beschenkte.

August, dessen Anhang in Pohlen immer grösser wurde, verstärkte sein Ansehn bis zum fürchterlichen, nach der Abreise seines Nebenbuhlers. Es traten immer mehrere auf seine Parthey. Nur der Primas des Reichs wollte den Schimpf nicht haben, sich seinem Sächsischen Gegner unterwerfen zu müssen, und suchte sich durch eine Conföderation für den schon abgereißten Prinzen Conti, furchtbar zu machen. Allein es war ein vergebliches Unternehmen, welches die Ruhe nur verschob, und die Uneinigkeit in die Länge zog. Inzwischen beunruhigte es doch den König August, welcher alles anwendete, um allgemein für den Beherrscher von Pohlen erkannt zu werden.

Die Conföderation, welche wider den König August war, hielt zwey Versammlungen hinter einander. Auf der ersten that sie Vorschläge, welche ungeheuer waren. In der zweyten, als sie ihre innere Schwäche nicht mehr verbergen konnte, gab sie nach, und der Primas erkannte mit ihr endlich den Churfürsten von Sachsen für einen König von Pohlen. Diese endliche Beruhigung von Pohlen erfolgte im May des Jahr 1698

August fing nun an Ruhe zu schöpfen. Er war von der Sorge befreyt, die ihm ein grosser Nebenbuhler verursacht hatte, er sah den Primas und alle Grossen von Pohlen sich unterwürfig gemacht, und die kleinen Reste der Unruhigen konnten als Rebellen betrachtet und verachtet werden. Am 22 May geschahe die feierliche Huldigung des Königreichs, und August handelte als rechtmäßiger König.

Seine vornehmste Sorge war die Wiederherstellung der Einigkeit unter verschiednen grossen Häusern in Pohlen, welche die streitige Königswahl wider einander aufgebracht hatte. Besonders hatte der Primas des Reichs einen unversöhnlichen Groll auf den Bischof von

Cu-

Cujavien geworfen, weil dieser die königliche Krönung verrichtet hatte. August ladete sie beyde zu einem Gastmale ein, bey welchem die beyden päbstlichen Nuntii, und viele Pohlnische Senatoren zugegen waren. Der Primas ließ sich bereit finden alle persönliche Feindschaft fahren zu lassen, aber er verlangte, daß man es der Republik zur Entscheidung vorlegen sollte, ob ein Bischof von Cujavien das Recht habe einen König zu ernennen, und zu krönen. August lief bey diesem Vorschlage selbst mehr Gefahr, als der Bischof. Die Vereinigung der beyden Prälaten kam also nicht zu stande; indessen ging das Gastmahl fort, und man trank da auf Pohlnisch, daß heißt, das Mittagsmahl dauerte tief in die Nacht.

Eine andere Streitigkeit hatte in Litthauen das Haus Sapieha, eine sehr mächtige Familie, mit dem Grafen Oginski. Die Streitigkeit artete in Blutvergießen und ordentliche Treffen aus. Der König that alles, um die Ruhe herzustellen, aber es schien als wenn es in Litthauen nicht möglich wäre. Indem der König zu Warschau beyde Partheyen mit einander zu vertragen suchte, griff der Prinz des Sapieha den Grafen Oginski in seinem Lager an, zerstreute sein Volk, und jagte ihn selbst nach Preussen. Das Haus Sapieha behielt eine innre Abneigung gegen den König, wie viele andre Grossen, die dem Prinzen Conti günstig gewesen waren.

August hingegen suchte durch eine verschwenderische Pracht die Bewunderung, und durch Leutseligkeit und eine überschüttende Freygebigkeit die Neigung einer Nation, deren gröster Theil ihm durch die Macht unterworfen war.

Die Sorge für Pohlen und der Aufwand daselbst verursachte, daß der König die Lehnsgerechtigkeit über

die Abtey Quedlinburg, und die Reichsvogtey der Grafschaft Hohenstein dem Churfürsten von Brandenburg für drey mal hundert tausend Thaler verkaufte. Er hatte auch noch Ansprüche auf den Besitz des Herzogthums Lauenburg, welches von Braunschweig Lüneburg, indessen besetzt worden war, nachdem der letzte Herzog von Sachsenlauenburg Julius Franz, im Jahr 1689 ohne männliche Erben gestorben war. Es war eine alte Erbverbrüderung zwischen den Häusern Sachsen, und Lauenburg. Sie war von den Kaisern Maximilian, dem ersten, und Leopold bestätigt. Allein die Streitigkeit zog sich in die Länge, und indessen hatte Braunschweig Lüneburg den Nutzen im Besitze des Landes. Der König von Pohlen verkaufte also, zu seinem Vortheile, seine Rechte auf das Herzogthum Sachsenlauenburg an Braunschweig Lüneburg für sechs Tonnen Goldes. Die Sächsischen Fürsten der Ernestinischen Linie wiedersprachen. Viele andre tadelten diese That. Allein man muß sich in die Umstände der Personen zu versetzen wissen, welche man beurtheilen will, und alsdenn findet man gemeiniglich, daß die That nicht tadelhaft war, die man dafür hielt.

So bald sich August auf dem Throne von Pohlen befestigt hatte, trieb ihn seine Ehrbegierde zu grossen Entwürfen, wozu die Umstände Gelegenheit gaben.

Der Czaar von Rußland, Peter Alexewitz, welcher den Nahmen des Grossen vor vielen andern, die ihn in der Geschichte erhalten haben, verdiente, welcher gewahr wurde, daß er und seine Nationen Barbaren wären, und daher eine Reise in die cultivirtesten Länder Europens that, um sich selbst zuerst zu bilden, und nachher seine Unterthanen; dieser grosse und weise Monarch bekam auf der Rückreise von Wien in sein Land die Neugierde, den neuen König von Pohlen persönlich ken-

kennen zu lernen, dessen Ruf so ausgebreitet war, und dessen Residenz in Sachsen ihm so wohl gefallen hatte. August stand eben damals im Lager bey Reusch-Lemberg, wo er mit einer starken Armee die Türken und Tatarn beobachtete, welche Pohlen beunruhigten, und sie zurücktreiben wollte. Die Truppen wurden vom Herzoge zu Würtenberg commandirt.

Die Zusammenkunft des Rußischen und Pohlnischen Monarchen geschahe zu Rawa, welcher Ort acht Meilen von Reusch-Lemberg liegt. Der Czaar gewann den König von Pohlen sehr bald lieb, und was zuerst eine Befriedigung der Neugierde seyn sollte, wurde zuletzt eine Freundschaft von der höchsten Wichtigkeit. August verband mit einem majestätischen Ansehn viel Anmuth, Artigkeit des Umgangs, und feinen Geschmack in allen Vergnügungen. Beyde Monarchen blieben drey Tage beysammen. Und hier wurde jenes enge Bündnis der Freundschaft zwischen beyden Prinzen geschlossen, welches hernach so lange dauerte, und von so grossen Folgen war. Hier wurde zugleich insgeheim der erste Plan zu einem Kriege gegen Schweden entworfen, welche Krone sich geweigert hatte, den Churfürsten von Sachsen für einen König von Pohlen zu erkennen, und Länder von Rußland und Pohlen genommen hatte, die wieder entrissen werden sollten.

So bald der König widerum bey Reusch-Lemberg ins Lager gekommen war, hielt er einen Kriegsrath wegen der Unternehmungen gegen die Türken. Einige riethen zur Belagerung der wichtigen Festung Kaminieck, welche die Türken im Besitz hatten. Sie dachten dabey aber mehr an die Ehre dieser Unternehmung als an die Schwierigkeiten. Die Festung

war

war mit einer guten Besatzung versehen, und es kostete lange Zeit, viel Volk, und einen starken Kriegsvorrath, um sie zu erobern, welches damals alles der Pohlnischen Armee fehlte. Andere riethen, man solle in die Moldau einrücken, und dort die Winterquartiere suchen. Der Vorschlag war gefährlich, da man die Festung Kaminieck im Rücken lassen muste, und sich der Türkischen Macht entgegen stellte. Ein Theil rieth die Hoffnungen zum Frieden, welche die Türken dem kaiserlichen Hofe gegeben hatten, abzuwarten.

Der König wollte sein Heer gleichwohl nicht in Unthätigkeit lassen, und ließ es gegen die Tatarn vorrücken, indem er mit den Sächsischen Truppen stehen blieb. Die Tatarn fielen die Kronarmee an, und überwältigten sie. Sie drangen durch alle drey Linien, und plünderten die Bagage. Diese Plünderung errettete die Pohlnische Armee, welche sich wiederum sammelte, und die Tatarn, die mit dem Plündern beschäftigt waren, angriff. Die Pohlen wurden nach einem Gefechte von acht Stunden Sieger. Sie waren ohngefehr acht tausend Mann stark, und hatten neun hundert verlohren. Die Tatarn erlitten eine entsetzliche Niederlage, ob sie gleich, bey ihrem ersten Angriffe verschiedne Gefangne gemacht hatten, und unter denselben vier Starosten. Sie zogen sich, nach diesem Gefechte zurück, lagerten sich aber mit einem Corps Türken bey der Festung Kaminieck, so daß dieselbe nicht angegriffen werden konnte.

Demohnerachtet würde der König in diesem Feldzuge noch etwas wichtiges unternommen haben, wenn ihm nicht ein sonderbarer Vorfall gezeigt hätte, wie wenig er sich auf die Pohlnischen Truppen verlassen dürfte.

Die-

Diese Truppen wurden sehr bald auf die Sächsischen eifersüchtig, und anstatt den Nutzen zu erwägen, den die Nation von diesen Hülfsvölkern hatte, dachten sie bloß an die eingebildete Gefahr, welche ihre Freyheit bey der Gegenwart fremder Truppen litte. Sie ließen ihren Verdruß darüber dem Woywoden von Marienburg fühlen, welcher keinen andern Fehler hatte, als daß er von der Königlichen Parthey besonders geschätzt wurde. Ein Staroste, Kromoskowsky mit Namen, klagte ihn an, daß er von der Pohlnischen Nation übel gesprochen, und den Rath gegeben hätte, Deutsche Truppen in das Königreich zu führen. Die Beleidigung ging so weit, daß der Staroste, und einige Officiers, ohne die Würde eines Woywoden, und das Ansehen eines Lieblings des Königs zu achten, die Säbel auf ihn zogen, und ihn so grimmig anfielen, daß er wäre in Stücken gehauen worden, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, durch die Zelter zu entwischen. Der Aufruhr verstärkte sich. Der König glaubte sich selbst nicht mehr im Pohlnischen Lager sicher, und ging in das Sächsische. Er ließ die Sachsen in Schlachtordnung stellen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn die Anführer der Kronarmee sich weigern sollten, die Häupter des Tumults zu bestrafen. Die Kronarmee kam dadurch in Erbitterung, und setzte sich in Vertheidigungsstand.

Beyde Armeen blieben in Schlachtordnung von zwey Uhr Nachmittags bis in die Mitternacht. Während dieser Zeit waren häufige Unterhandlungen von beyden Seiten. Endlich gaben die Generals der Pohlnischen Armee dem Könige zu erkennen, daß dieselbe drohte sich mit dem Adel zu conföderiren, welcher ohnehin schon gegen die fremden Truppen sehr eingenommen wäre. August wurde gewahr, was er mit sol-

chen

chen Truppen wie die Pohlnischen waren, ausrichten könnte, und dachte an nichts weiter als an den Feldzug zu endigen. Er verbarg seinen Unwillen, und gab Befehl, die Winterquartiere zu beziehen.

Die Pohlen vergassen nicht das Betragen des Königs, der so schnell von ihnen zu seinen Truppen gegangen war, und diese in Schlachtordnung gestellt hatte, als wenn er einen Angriff thun, und sich mit den Waffen hätte Gerechtigkeit verschaffen wollen. Der König vergaß nicht das aufrührerische Betragen der Pohlnischen Officiers; und man begriff von beyden Seiten, wie wichtig es für die Pohleu sey, die Deutschen zu entfernen, und für den König, sie zur Sicherheit bey sich zu behalten.

Es war sonderbar, daß die Pohlen die fremden Truppen nicht leiden wollten, und sich doch selbst nicht beschützen konnten. Die ganze Pohlnische Armee hatte nicht mehr als funfzig Feldstücke. Die schwere Artillerie mangelte ihr gänzlich, und wurde erst aus Sachsen erwartet.

August merkte täglich immer mehr, wie schwer die Königskrone von Pohlen sey. Der Ehrgeiß wurde durch glänzendes Mißvergnügen belohnt, und alle Leutseligkeit, alle Güte, die diesem Herrn so eigen war, konnte die Gemüther dennoch nicht bey einer Nation befriedigen, die auf ihre Freyheit, bis zur Ausschweifung, eifersüchtig, und oft gegen ihre wahre Vortheile gesinnt war. Auswärtige Unruhen kamen bald zu den innerlichen, und machten die Last noch schwerer.

Indem der König die Unruhen in Litthauen, welche noch immerfort unter dem Adel herrschten, zu stillen suchte, und seinen Endzweck auch endlich erhielt, empfing er die Nachricht, daß der Churfürst von Brandenburg die Stadt Elbingen weggenommen hatte. Eine

Schuld

Schuld, welche noch vom Könige Casimir gemacht worden, und für welche die Stadt Elbingen zur Sicherheit gesetzt worden war, gab itzt dem Churfürsten von Brandenburg das Recht, die Stadt einzunehmen.

Da die Menge der Uebelgesinnten in Pohlen alles, was vorfiel, zum Nachtheil ihres Königs anzulegen pflegt, so schrieb man auch die Einnahme von Elbingen einem geheimen Verständnisse zu, welches August mit dem Churfürsten von Brandenburg haben sollte. Man glaubte wenigstens, daß er dadurch einen Vorwand suchte, die Sächsischen Truppen im Königreiche zu behalten. Die Hofparthey aber hatte den Primas selbst im Verdacht, und glaubte, er habe die Wegnahme von Elbingen verursacht, um dem Könige einen neuen Verdruß zu machen. Denn da dieser versprochen hatte, die Schulden der Republic zu bezahlen, so würde er dadurch genöthigt seyn, auch die Schuld zu erstatten, wegen welcher die Stadt Elbingen vom Churfürsten von Brandenburg in Besitz genommen war.

August drang bey dem Churfürsten vergeblich auf die Wiedergabe der Stadt. Er drohte sich mächtig zu rächen. Aber er ermunterte die Pohlen vergeblich sich zu vereinigen. Man berathschlagte viel: man unternahm nichts. Das Mißtrauen erhielt die Trennung der Grossen des Reichs; und das Ende von allem Berahtschlagen war, daß man an die Städte, Thorn, und Danzig schrieb, sie möchten auf ihrer Hut seyn, daß sie nicht auch eingenommen würden.

Es wurden verschiedne Schriften zwischen dem Könige und dem Churfürsten gewechselt, die alle ohne Wirkung waren. Endlich erfolgte von Polnischer Seite eine Art von Kriegserklärung. Es ist merkwürdig, daß in einigen von diesen Schriften der Churfürst von Brandenburg sich einen König in Preussen genannt hatte.

Man

Man betrachtete diese Anmassung als etwas lustiges, das doch hernach bald sehr ernsthaft und wichtig wurde. Die Streitigkeit über den Besitz von Elbingen verzog sich bis in den Winter des folgenden Jahres, da alsdenn die Stadt von dem Churfürsten an Pohlen wiedergegeben wurde, und die Republic Pohlen versprach 300,000 Thaler, zur Bezahlung der Schuld zu geben, und zur Sicherheit verschiedne Edelsteine der Krone zu verpfänden.

Der Friede, welcher im Jahre 1699 zu Carlowitz mit den Türkengeschlossen wurde, befreyte den König von dem schweren Versprechen, welches er bey seiner Wahl geleistet hatte, die Festung Kamineck den Türken wieder zu entreissen. Sie musten, zu Folge der Friedensartickel, diese Festung, die sie seit 1672 in Besitz gehabt hatten nebst allem, was sie im Podolien, und der Ukraine seit Königs Michaels Zeiten besessen, der Republic Pohlen wieder geben, und es war also nicht nöthig einen neuen gefährlichen Feldzug zu unternehmen.

Noch war das Mißvergnügen des Primas gegen den Bischof von Cujavien, welcher den König ernannt und gekrönt hatte, nicht gestillt, als es gleichwohl nöthig war, einen Reichstag zu halten. Auf demselben konnte der Primas die Krönung von einem Bischofe, der dazu nicht berechtigt war, der Republic zur Untersuchung vorlegen, und dies konnte von unangenehmen Folgen für den König selbst seyn. Er bemühte sich also von neuem, den Primas zu gewinnen, und er gewann ihn durch Geld und Geschenke, theils an ihn selbst, theils an die Castellanin von Lencziz, einer Favoritin dieses Prälaten, welche ausser der Ehre, dem ersten Geistlichen des Königreichs zu gefallen, auch die Talente der Verschlagenheit, und viel Geitz besaß.

Die

Die ersten Tage des Jahrs 1699 wurden mit glänzenden Feyerlichkeiten von dem Könige, zu Warschau, zugebracht. August liebte die Pracht, wie wir schon bemerkt haben, und ahmte darinnen dem Könige von Frankreich nach. Er verband mit den Vorzügen des Körpers ein muntres Temperament, ein zärtliches Herz, und eine Liebe zu Vergnügen, die ausserordentlich war. Auch in der Galanterie des Umgangs und der Ergötzlichkeit that er es Ludwig dem 14. gleich. Feyerlichkeiten waren um so mehr seinem Geschmacke gemäß, da er bey denselben so sehr hervorglänzte, und die Bewunderung von Jedermann theils durch die Stärke seines Körpers, worinnen er alle übertraf, theils durch eine besondre Anmuth, welche alle seine Handlungen begleitete, auf sich zog. Das schöne Geschlecht, welches an allen Feyerlichkeiten Antheil nahm, und welches der König für eine besondre Zierde des Hofes hielt, gewöhnte sich bald, alle Artigkeiten eines glänzenden und prachtreichen Hofes anzunehmen. Der König war in seinem neun und zwanzigsten Jahre, und sein Herz war bey den Gelegenheiten der Ergötzungen nicht müßig. Das Carneval zu Warschau gab den Pohlen Schauspiele, die sie, in ihrem Vaterlande nie gesehen hatten. Es wurde unter andern ein prachtvolles Ringel-Rennen mit vier Quadrillen gehalten, davon August selbst eine anführte, und auch den vornehmsten Gewinn erhielt. Auch dies war eine Nachahmung Ludwigs des 14, und da man im Leben Ludwigs davon erzehlt, so hat man das gleiche Recht bey dem Könige August.

Der erste Reichstag, welchen er in Pohlen hielt, war glücklich. Die Schwierigkeiten wurden insgesamt gehoben. Er machte sich durch seine Güte die Neigungen der versammelten Stände des Reichs eigen, und seine Mäßigung erwarb ihm Zutrauen. Er versprach ei-

nen Theil seiner Sächsischen Truppen zurück zu senden, und machte sich durch die Ertheilung verschiedner erledigten Kronämter neue Freunde. Die Berathschlagungen wurden mit einem ausserordentlichen Eifer fortgesetzt. Er wohnte in den letzten sieben Tagen den Versammlungen beständig bey, und beschleunigte dadurch die Entschlüsse der Nation. In der letzten Sitzung blieb er zwanzig Stunden hinter einander auf seinem Throne.

Man fertigte auf diesem Reichstage eine Acte für die Sicherheit und das Ansehn des Königs aus, und verdammte darinnen diejenigen zu den härtesten Strafen, welche der Person des Königs die gebührende Achtung, und seinen Befehlen den schuldigen Gehorsam versagen würden. Es wurde festgesetzt, daß der König ausser seinen Hofbedienten zwey fremde, Sächsische, Ministers bey sich haben, und von den Truppen zwey Regimenter Garde, und zwölfhundert Trabanten in Pohlen lassen könnte, daß eine gleiche Anzahl von Sächsischen Truppen in Litthauen seyn, und alles auf Kosten der Republic unterhalten werden sollte.

Pohlen war nunmehr völlig beruhigt, und der König beschloß, auf einige Zeit, nach Sachsen zu gehen, wo seine Gegenwart nöthig war. Er hatte nicht geglaubt, daß er diese Reise müste auf dem Reichstage vortragen. Er gab dem Senate zu Warschau davon Nachricht. Dieser machte viele Schwierigkeiten, und berathschlagte sich vier Tage lang, vom 12 bis 15 August, ob der König verreisen könnte. Es wurden hierauf einige Puncte dem Könige vorgelegt, welche die Regierung in seiner Abwesenheit, die Verlegung der Sächsischen Truppen, die noch in Pohlen standen, und die Vollziehung der Entschlüsse vom letztern Reichstage betrafen.

Nach

Nach deren Berichtigung begab sich der König zu Ende des Augusts, nach Sachsen.

Er zeigte zu Dresden, zu Töplitz in Böhmen, wo er das Bad besuchte, und zu Leipzig, wo er in der Michaelismesse gegenwärtig war, allen denjenigen königlichen Glanz, in welchem er mit den grösten Fürsten wetteiferte, und die meisten übertraf. Er hielt einen Landtag zu Dresden, auf welchem er von den Ständen eine Million Gulden Subsidien bewilligt bekam, und beschlossen wurde, daß seinem Verlangen gemäß, die Sächsischen Truppen in den Stand gesetzt werden sollten, auf den ersten Befehl, ins Feld rücken zu können. Er sagte nicht den Gebrauch, den er von ihnen machen wollte: aber seine Entwürfe zu einem wichtigen auswärtigen Kriege waren gemacht; und er war noch in Sachsen, als dieser Krieg seinen Ausbruch nahm, ein Krieg, der unter den schönsten Aussichten anfing, sehr unglücklichen Fortgang hatte und am Ende alles in den vorigen Zustand brachte.

August hatte, als König von Pohlen verschiedne Ursachen, sich in kriegrische Entwürfe einzulassen. Die Freundschaft des Rußischen Czaars machte ihn mächtig und die mit demselben verabredeten Plane eröfneten grosse Aussichten. Bey der Unterredung zu Rawa war man eins geworden, mit vereinigten Kräften die Wiedereroberung derjenigen Länder zu suchen, welche die tapfern Könige in Schweden den Russen und Pohlen hinweggenommen hatten. Peter der erste besaß Ehrgeitz und dachte an Eroberungen: König August suchte den grösten Ruhm seiner neuen Regierung darinnen, daß er die Besitzungen des Pohlnischen Königs vermehrte.

Derjenige, von welchem man Länder gewinnen wollte, wurde in Absicht seines Charakters verkannt. Der junge König von Schweden, Carl der Zwölfte schien ein Herr zu seyn, der mehr das Vergnügen als den Krieg liebte, und dessen jugendliche Unachtsamkeit, die er öfters zeigte, ihn unfähig machte sich gegen Rußland und Pohlen zu vertheidigen. August wurde in seiner irrigen Meynung von dem trägen Charakter Carls des Zwölften durch den Schwedischen Baron von Welling bestärkt, welcher die Vermitlung Schwedens wegen der Streitigkeit um Elbingen der Krone Pohlen antrug. Welling war ein schmeichelnder, und artiger Hofmann, aber wollüstig, und ein Knecht der Leidenschaften. Der König von Pohlen durchschaute ihn bald, machte ihn zu einem seiner Vertrauten, und ließ ihn an allen Arten seiner Vergnügungen Theil nehmen. Hierdurch bekam er Gelegenheit, viele geheime Nachrichten von dem Könige in Schweden zu erhalten, welche insgesamt die Hofnung vermehrten, die August von einem Kriege gegen Schweden sich machte. Er glaubte, Carl der Zwölfte sey leicht zu besiegen, und Jedermann glaubte es: aber was man am sichersten vermuthet, geschieht gemeiniglich am wenigsten.

Ein neuer Grund für den König August zu kriegrischen Absichten war der Zustand seiner Sächsischen Armee in Pohlen. Er hatte sie in den dortigen Gegenden nöthig, und die Pohlen wollten sie nicht leiden. Es wurden fast täglich einige Sachsen erschossen, und indem August in seinen Erbländern war, entstand eine allgemeine Erbitterung in Pohlen gegen die Deutschen Truppen, so daß der Primas einen Aufstand befürchtete, und den König bat, sich, so bald es nur möglich, wieder nach Pohlen zu begeben. Bey einem Kriege mit dem banachbarten Schweden standen die Sächsischen

sischen Truppen in der Nähe, und die Pohlnischen hatten ebenfalls Beschäftigung.

Der König von Schweden hatte, aus Interesse für Frankreich August für keinen König von Pohlen erkennen wollen: ein neuer Grund zu einem persönlichen Hasse.

Die grosse Macht, welche Rußland ins Feld stellen konnte und die Mittel des Krieges, die ebenfalls nicht fehlten, versprachen grosse Folgen.

Um das Bündniß gegen Schweden noch fürchterlicher zu machen, bewog man den König von Dännemark, Friedrich den Vierten, daran Antheil zu nehmen. Dieser Monarch war der erste, welcher den Krieg öffentlich anfieng. Er hatte mit dem Herzoge von Hollstein Gottorp Streitigkeiten bekommen, deren Erzehlung aber nicht in das Leben des Königs August gehört. Der Herzog war ein Schwager, und genau Verbündeter von dem Könige von Schweden. Dieser stand dem Herzoge gegen Dännemark bey, und zeigte sich auf einmal als den kühnsten Krieger, den je die Welt gehabt hat. Er war gegen Dännemark glücklich, nnd zwang dieses Reich zum Frieden.

Indem dieses vorging, rückten die Sächsischen Truppen in Liefland ein, im Februar des Jahrs 1700, nahmen die sogenannte Cober-Schanze ein, und bereiteten sich, die Stadt und Festung Riga zu belagern.

Es ist nöthig einige Umstände bey diesem Kriege zu erklären, welche den König August selbst angehn, und in der Folge der Erzehlung wichtig werden.

Liefland eines der fruchtbarsten nordischen Länder, welches besonders einen Ueberfluß am Korne hat, und der Krone Schweden seit dem Olivischen Frieden 1660 von Pohlen und Rußland ganz übergeben war, wurde von dem Könige in Schweden Carl dem Eilften

mit einigen Abgaben belegt, welche der Adel des Landes für übertriebne Beschwerden hielt. Einer von ihnen, Johann Rheinhold von Patkul, ein Capitain, wagte es nach Stockholm zu gehen, und Vorstellungen zu thun. Patkul war ein Mann von verwegnem Geiste, unternehmend, voll Ränke, und welcher zugleich eine gute Kentniß seines Vaterlandes, und Anhang unter dem Adel desselben hatte. Dieser Mann kam nach Stockholm, und brachte als Abgesandter des Liefländischen Adels seine Klagen wider die Beschwerungen der Abgaben an. Er sprach mit solcher Beredsamkeit, wie sie dem Elende eigen ist, wenn es zur äussersten Kühnheit getrieben wird. Carl verstellte seinen Zorn über die Verwegenheit des Menschen, klopfte ihn auf die Schultern, und sagte: Ihr habt brav gesprochen, und für euer Vaterland; ich liebe das. Aber einige Tage darauf wurde Patkul wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt, und verdamt, Ehre, Leben, und Güter zu verliehren. Er entfloh, und irrte eine Zeitlang in Deutschland, und der Schweiz herum, kam aber bald in die Dienste des Königs August. Dieser Monarch gebrauchte den Herrn von Patkul zu seinen Unternehmungen auf Liefland. Patkul versprach sehr viel auszurichten, und den Adel in Liefland, bey Annäherung der Sächsischen Armee, größtentheils auf des Königs Seite zu bringen. Er wurde geheimer Kriegsrath, und bald darauf Generalmajor, und führte einen Theil der Völker an, welche im Jahre 1700 in Liefland einbrachen, und Riga einschlossen. Seine Versprechungen gingen nicht so sehr in Erfüllung als man gehoft hatte, aber er leistete doch so viel, daß er sich die Gunst des Königs von Pohlen völlig zueignete.

August

August hatte das Obercommando der Armee in Liefland dem General Flemming übergeben. Der Adel in diesem Lande wollte sich nicht, wie man hofte, so gleich auf die Parthey des Königs von Pohlen schlagen. Flemming mochte versprechen was er wollte, es kam Niemand zu ihm. Jedermann blieb seiner Pflicht getreu. Der Fortgang der Sächsischen Waffen war dadurch gehemmt.

Die ganze Unternehmung auf Liefland hatte August schon vor seiner Abreise aus Pohlen dem Cardinal Radziowski und Primas des Reichs vertraut. Dieser schlaue und feindselige Prälat hatte die Sache gebilligt, und als er, zu desto beßrer Treue, eine Obligation vom Könige August auf 100,000 Thaler empfangen hatte, sich auch für die Betreibung des ganzen Plans sehr wirksam bewiesen. Er blieb seinem Könige auch so lange getreu, als er es, aus Noth, thun muste.

Indem die Feindseligkeiten in Liefland gegen Schweden fortgesetzt wurden, kam August, um seinem Heere näher zu seyn, im März 1700, wiederum zu Warschau an. Er hielt bald darauf viele Berathschlagungen zur wirksamern Fortsetzung des Krieges. Allein der tapfere Commendant in Riga, der General Dahlberg vertheidigte sich so herzhaft, daß die Sächsische Armee nichts ausrichten konnte.

Der König von Pohlen merkte nun, daß er es mit einem Feinde zu thun hatte, welcher völlig verkannt worden war. Kaum hatte sich Carl der Zwölfte in den Waffen gezeigt, als man in ihm den verwegensten Krieger sah, den je die Welt gehabt hat. Seine Unachtsamkeit verwandelte sich in die strengste Thätigkeit, seine Liebe zum Vergnügen in den heftigsten Haß dagegen: seine Tapferkeit stieg bis ins unglaubliche, und das Glück begleitete alle seine Unternehmungen. Er stellte

einen nordischen Alexander vor, der Thronen umstürzen wollte, und für dem nichts umbezwinglich war.

Flemming, welcher die Sächsischen Truppen in Liefland unter seinen Befehlen hatte, war nicht glücklich. Es fehlte ihm an dem groben Geschütze zur förmlichen Belagerung von Riga. Er glaubte, durch das Schrecken Meister von dem Platze zu werden. Er ließ Riga bombardiren: aber während dieses Angriffs schickte der König Befehl, nicht so gleich das äusserste zu wagen, sondern vorher alle Mittel der Güte zu versuchen. Diese waren bey einer Festung, die schon bombardirt worden, und von den Feinden nachher mit Gelindigkeit aufgefodert war, und die einen entschlossnen Commendanten hatte, vergeblich. Flemming ging vor die Dünamünder Schanze, einen beträchtlichen Posten, zwey Meilen von Riga, und eroberte sie. Er zog sich hierauf wiederum vor Riga und schloß die Stadt enge ein, ohne sie förmlich zu belagern. Um sich Anhang zu verschaffen wurden viele Manifeste, und Auffoderungen in Liefland herum ausgebreitet, aber ohne Folgen.

Durch dergleichen öffentliche Schriften versuchte König August auch zugleich die Republic Pohlen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen. Bis itzt führte er nur für sich Krieg. Er stellte den Pohlen vor, wie ruhmvoll es für sie seyn würde, wenn sie ihrem Könige gegen die Krone Schweden beyständen, und ihm behülflich wären, daß er Liefland eroberte, welches Land er nicht für sich, sondern für die Republic einnehmen wollte. Allein die geheimen Feinde des Königs, unter denen der Primas, Radziowski, der vornehmste war, machten die Pohlen bald auf ihre Freyheit eifersüchtig. Man befürchtete, oder gab es wenigstens vor, daß der König die Eroberung von Liefland zu einem Mittel brauchen würde, seine Gewalt in Pohlen unumschränkt

zu

zu machen. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, so scheinbar sie waren. Der gröste Theil von den Ständen des Reichs wollte sich nicht erklären, und die Bemühung war fruchtlos.

August war selbst in Liefland gewesen. Er hatte durch seine Gegenwart die Eroberung von Riga zu bewerkstelligen geglaubt, und die Stadt mehr als einmal auffodern lassen. Der Commendant, Graf Dahlberg, antwortete aber, „daß es ihm zur Ehre gereiche, von einem grossen Könige in Person angegriffen zu werden, und daß es ihm zu desto mehr Ehre gereichen würde, sich gegen denselben bis aufs äusserste zu vertheidigen.„ Nach einer solchen Erklärung war keine Uebergabe zu hoffen; und eine förmliche Belagerung vermied August. Riga wurde also nicht eingenommen, und die Sächsischen Truppen zogen sich zurück, nachdem der König von Schweden, von Dännemark den Frieden erzwungen, und mit seinem siegreichen Heere selbst nach Liefland eilte.

Die Ankunft dieses Helden in Liefland setzte den König August in die gröste Verlegenheit. Er war mit seinen Sächsischen Truppen nicht im Stande, dem Feinde die Spitze zu bieten. Der Zustand von Pohlen kam immer mehr in Verwirrung. Die Litthauischen Streitigkeiten mit dem mächtigen Hause Sapieha vermehrten sich, und erhielten einen bürgerlichen Krieg. Nur das Bündnis mit dem Czaar von Rußland gab die Hoffnung zum Glücke in dem Kriege mit Schweden.

Einen grossen Theil dieser Hoffnung störte die schreckliche Schlacht bey Narva, in welcher die Rußische Armee von neun tausend Schweden, die der König anführte, vernichtet wurde, der Muth des Czaars aber, welcher durch die ersten mißlungnen Versuche nicht nie-

dergeschlagen wurde, suchte neue Mittel zum Glücke im Kriege, and er glaubte zu deren Erfindung eine Unterredung mit dem Könige August nöthig zu haben.

Birsen, eine kleine Stadt in Litthauen, an der Curländischen Grenze, war der Ort der Zusammenkunft für beyde Monarchen. Sie blieben vierzehn Tage beysammen, mitten unter tausend Vergnügungen, für welche beyde viele Neigung hatten. Die Tage wurden den Ergötzlichkaiten, und ein Theil der Nächte den kriegrischen Berathschlagungen gewidmet. Man wollte die Entwürfe geheim halten; aber Carl der Zwölfte hatte Mittel gefunden, durch einige Kundschafter, die einen Pohlnischen Secretär bestachen, das vornehmste von allem, was man beschlossen hatte, zu erfahren.

Kein Plan konnte für Schweden verderblicher seyn, als derjenige war, welchen August entwarf. Der Czaar sollte hundert tausend Mann ins Feld stellen. August wollte funfzig tausend Mann Deutsche Truppen, die von verschiednen Prinzen sollten erkauft werden, nach Rußland senden, um dort die genauere Kriegskunst den Russen zu lehren. Diese Nation wor noch ganz unerfahren, und wild. Der gröste Theil ihrer Truppen hatte so gar keine ordentliche Waffen, und bestand aus zusammen gerafften, ganz ungeübten Leuten. Von diesen sollten fünfzig tausend nach Pohlen gesendet werden um dort die Kriegskunst zu lernen. Acht und zwanzig tausend Mann Sachsen versprach August ins Feld zu stellen. Alle diese Truppen sollten in Liefland, und Finnland, gegen Schweden streiten.

Der Rußische Monarch war durch das erste Unglück seiner Waffen so wenig muthlos geworden, daß er sich sogar auf noch mehr widrige Vorfälle gefaßt hielt, und durch die weitere Zukunft erst Sieger zu werden hofte. Ich weiß wohl, sagte er, daß die Schwe-

den

den uns noch eine Zeitlang Schläge geben werden; endlich aber werden sie es uns doch lernen, wie wir sie überwinden sollen. Besondere Mühe gab er sich die Republic Pohlen zur Theilnehmung an dem Kriege mit Schweden zu bewegen. Er bat dem Pohlnischen Unterkanzler, welcher sich mit zu Birsen befand, er möchte die schlafende Republic doch aus ihrer Schlafsucht zu reissen suchen. Er schickte eine Gesandschaft an die Republic, und bot ihr verschiedne Vortheile an, wenn sie sich wider den König von Schweden erklären würde: allein die geheimen Feinde des Königs August verhinderten alle Wirkung. Schon damals liessen sich einige der Grossen des Reichs, und besonders das Haus Sapieha mit Carl dem Zwölften in eine geheime Verbindung ein.

Nachdem der König August mit dem Czaar die Sächsischen Linien bey der Düna, an dessen dißseitigen Ufer besehen, und sein Bündnis auf das stärkste, befestigt hatte, so ging er von neuen grossen Hoffnungen zu neuen und vielfachen Mißvergnügen in Pohlen. Mißtrauen und Untreue zerrütteten dieses Land, und der Geist der Zwietracht machte auch den allgemeinen Reichstag, welcher am Ende des May 1701 sich anfieng, fruchtlos.

Indessen drang der König von Schweden mit seinem Heere in Liefland vor. Die Sächsische Armee stand an dem dißseitigen Ufer der Düna, nicht weit von Riga, und hatte eine kleine Anzahl von Russen und Pohlen bey sich. Carl stellte sich, als wenn er die Festung Kockenhausen, welche die Sachsen besetzt hatten, angreiffen wollte, kam aber schnell an dem jenseitigen Ufer der Düna mit fünf und zwanzig tausend Mann an. Er hatte Fahrzeuge von einer neuen Erfindung bauen lassen, welche dicke Brustwehren von Balken hatten, die geschwind wieder hinweg genommen werden konnten.

In

In dieselben setzte er einen Theil seiner Truppen, in der Nacht zwischen dem 8 und 9 Julius. Er gebrauchte hierbey noch einen andern Kunstgriff. Da er bemerkte, daß der Wind aus Norden kam, und dem Feinde entgegen war, so ließ er eine Menge feuchtes Stroh anzünden, wodurch den Sachsen alle Aussicht genommen und ein dicker Rauch entgegen gestellt wurde. Unter diesem Rauche auf seinen Schiffen setzte er über den Fluß, ohne daß die Sachsen im geringsten seine Ankunft gewahr werden konnten. Sieben tausend Mann zu Fuß, und sechs hundert zu Pferde waren schon auf dem Sächsischen Ufer, ehe diese Truppen etwas davon wußten. Sie waren zerstreut, und sahen sich plötzlich von den Schweden aus ihren Kanonen, und kleinem Gewehre angegriffen. Der König selbst war einer der ersten auf dem feindlichen Ufer, und befeuerte den Muth seiner Soldaten, die sich immer fort aus den Fahrzeugen her vermehrten.

Der Feldmarschall von Steinau, welcher die Sachsen anführte, und sich eben unpaß befand, faßte sich gleichwohl bey dieser Ueberraschung und ließ die Schweden mit seiner Reuterey angreiffen. Sie wurden in Unordnung gebracht, entflohen, und eilten zum Flusse zurück. Der König sammelte sie mit so vieler Gelassenheit wiederum, als wenn er eine Musterung gehalten hätte. Er ließ in gedrängtern Reihen von neuem die Sachsen angreiffen, und diese wichen nunmehr nachdem sie fünfmal sich von neuem gesetzt hatten. Der Feldmarschall von Steinau zog seine muthlosen Truppen auf einen trocknen Ort, wo er auf der einen Seite einen Morast, und auf der andern ein Gehölze hatte, welches er mit seinen Kanonen besetzen ließ. Das Gefecht erneuerte sich: es wurde hartnäckig und blutig. Dem Könige von Schweden wurde sein Pferd unter

dem

dem Leibe todt geschossen, und viele Officiers blieben an seiner Seite. Die überwiegende Macht der Feinde, und der Mangel an genugsamen Kanonen nöthigte endlich die Sachsen zur Flucht. Die Schlacht hatte von fünf Uhr des Morgens bis um zehn Uhr gedauert. Von den Sachsen waren tausend Mann auf dem Platze geblieben, fünfzehn hundert verwundet, und über tausend gefangen worden. Die flüchtige Armee wurde mit Hitze verfolgt, und zerstreute sich. Sie verließ bald darauf die so genannte Koberschanze, und die Liefländischen Gränzen.

Der König von Schweden nutzte diesen Sieg mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit. Er eilte nach Mietau, der Hauptstadt in Curland, und bemächtigte sich dieses Herzogthums, weil der Fürst desselben sich mit dem Könige August wider ihn verbunden hatte, und selbst in den Waffen erschienen war.

August wurde durch diesen unglücklichen Streich äusserst bestürzt, und wünschte nunmehr eben so eifrig den Frieden, als er vorher den Krieg gewünscht hatte. Die Gesandten des Kaisers, des Königs von Dännemark, und der Generalstaaten boten ihre Vermittlungen an. Der König von Schweden aber, kühn beym Glücke der Waffen, antwortete, daß er erst am Ende des Feldzugs Audienz geben könne. Er entwarf nun schon den Plan, den König August von Throne zu stoßen: einen Plan, den Jedermann in die Reihe der unmöglichen Dinge schreiben muste, bis er wirklich erfüllt war.

Schon am 30 Julius (1701) sandte der König von Schweden aus seinem Feldlager bey Pauske ein Schreiben an die Republik, und den Cardinal Primas von Pohlen, in welchem er, unter vielen Beschuldigungen des Königs August versicherte, daß die Entsetzung dessel-

desselben vom Throne das einzige Mittel sey, die Sicherheit und Ruhe der Republik Pohlen zu erhalten. Dies war eine ganz neuartige Foderung, über welche die Welt erstaunte, aber Carl, der es sich zur Regel machte, die Welt in Erstaunen zu setzen, blieb nur desto fester bey seinem Vorsatz, je mehr er Widerstand fand.

Der gütige August verdiente dies rauhe Schicksal nicht: am wenigsten verdiente er die geheime Freude, welche sich bey seinen Feinden in ganz Pohlen verbreitete. Er bedauerte seine Gnade gegen die undankbaren Pohlen, und daß er nicht selbst an der Spitze seiner Truppen gefochten hatte. Ein unvermutheter Zufall hatte ihn daran gehindert. Er war auf der Rückkehr von einem Gastmahle auf einem Lustschlosse, zwey Meilen von Warschau, vom Pferde gestürzt, und hatte sich den linken Arm verrenkt. Dies hinderte ihn eher bey seinem Heere zu erscheinen, als es geschlagen war.

Die Mißvergnügten im Königreiche, die sich Republikaner nannten, bezeugten über diese Unfälle die gröste Freude. Inzwischen erklärte doch der Primas des Reichs, und Cardinal, Radziowsky dem Könige von Schweden seine Verwunderung über den Vorschlag der Entsetzung des Königs von Pohlen, und bat Carl den Zwölften, die Republik zu schonen, und ihr Land nicht mit seinen Truppen zu beunruhigen. Eine gleiche Bitte that der Adel von Lithauen durch eine Gesandschaft an den König in Schweden. Aber es war zu spät, einen erzürnten Sieger, dessen Rachbegierde sich nicht so leicht stillen ließ, durch Bitten abzuhalten. Und der stolze Gedanke, einen König vom Throne zu stossen, hatte für einen

Carl

Carl den Zwölften, viel zu schmeichelhaftes, um aufgegeben zu werden.

Er antwortete dem Cardinal in schwankenden Ausdrückin, fügte aber in seinem Schreiben hinzu: „Ich kenne die Uebel, welche die Republik Pohlen drücken, ich weiß, daß die Sächsischen Truppen ihr zur Last fallen, daß der König August eure Freyheit beleidigt, und dadurch sich seines Thrones unwürdig macht. Ich bin bereit, der Republik mit allen Kräften beyzustehen, daß sie ihre Gesetze, und Freyheit erhalte.„ Diese Ausdrücke waren Wonne für den feindseligen Cardinal, und das Zeichen der Empörung wider den König August.

Dieser gütige und mit Undank belohnte Monarch ergriff die letzten Maasregeln, die er hatte, zur Befriedigung der Pohlen. Er schickte seine Sächsischen Truppen hinweg, über welche man sich immer beschwert hatte, und überlieferte seinen Thron und seine Person ganz allein der Beschützung der Pohlen. Die Nation wurde gerührt. Der gröste Theil des Adels versprach ihrem Könige mit ihrem Leben und Gütern beyzustehen. der Cardinal selbst sah sich genöthigt Schreiben umher zu senden, in welchen er die Pohlen zur Beschützung ihres Königs ermahnte. Die Woywodschaften von Cracau, Lublin, und Sendomir versicherten den König durch eigne Abgesandte von ihrem Eifer für ihn. Die übrigen Woywodschaften von Pohlen erklärten diejenigen für Feinde des Vaterlandes, welche nicht alles anwenden würden, um den Thron und die Person ihres Königs zu beschützen. Litthauen hingegen that nichts, weil es von lauter innerlichen Unruhen zerrütt t wurde.

Der Czaar von Rußland schien den Plan, der zu Birsen war entworfen worden, vergessen zu haben. Er begnügte sich, zwanzig tausend Man nach Liefland zu

senden, welche mit den Schweden einige Gefechte hielten, und wieder in ihr Land zurück gingen.

Die Unruhen in Litthauen gaben Carln dem Zwölften bequeme Gelegenheit, seine Truppen in die Pohlnische Grenzen rücken zu lassen. Er gab vor, daß das Haus Sapieha, welches schon so lange mit dem Oginskischen Krieg führte, ihn zu Hülfe geruffen habe, und dieses Vorgeben war richtig. Es erschien anfänglich ein Corps von Schweden, welchem der König mit mehr Truppen bald nachfolgte. Hierdurch war der Schauplatz des Krieges auf einmal nach Pohlen verlegt.

Der König August suchte die Hülfe seiner Unterthanen auf einem Reichstage. Ein Landbothe machte denselben durch seinen Widerspruch fruchtlos. August sahe, daß seine Unterthanen unbiegsamer waren, als es sein offenbarer Feind seyn konnte. Er entschloß sich den König von Schweden um Frieden zu bitten, und sandte einen Cammerherrn, den Grafen von Vitzthum an ihn. Zum Unglücke hatte man vergessen, für den Grafen einen Paß von den Schweden sich geben zu lassen. Der Graf von Vitzthum wurde also ins Gefängniß gesetzt, an statt Audienz zu erhalten, weil ihn der König von Schweden als einen Feind betrachtete.

Es wurde hierauf eine Gesandtin an Carln den Zwölften geschickt. Ein so sonderbarer König, wie Carl, verdiente auch eine sonderbare Gesandschaft. Die Gräfin von Königsmark, eine gebohrne Schwedin, die noch in den Ländern Carls des Zwölften Güter hatte, und vordem an seinem Hofe gewesen war, eine Dame, die eben so berühmt durch ihre Schönheit, als durch ihren Witz war, und welcher August damals seine ganze Neigung schenkte: diese schöne Gräfin begab sich in das Hauptquartier, und suchte Audienz. Der König

woll-

wollte sie aber nicht sprechen, und ließ sich nicht im geringsten bewegen, sie nur zu sehen. Sie ergriff die Gelegenheit dem Könige, als er ausgeritten war, unterwegens zu begegnen, und stieg, so bald sie den König gewahr wurde, aus ihrem Wagen, um ihm entgegen zu gehen. Der König grüßte sie, sagte kein Wort, und drehte mit seinem Pferde schnell um. Die Gräfin muste also unverrichteter Sache zurück reisen, und es blieb ungewiß, ob der König von Schweden sie verachtet, oder gefürchtet hatte.

Die Republik Pohlen schickte endlich selbst eine Gesandschaft an den König Carl, um ihn von ihren Grenzen zu entfernen. Der König empfing sie in seinem Gezelte, und hörte ihren Vortrag an. Als sie aber Antwort begehrten: erklärte der König, daß er zu Warschau Antwort geben wolle.

Er eilte bald, dieses Versprechen zu erfüllen. Alles gerieth zu Warschau in die gröste Unruhe. Der Cardinal begab sich zuerst hinweg. Es erschien ein Manifest vom Schwedischen Könige, bey seiner Annäherung, in welchem er nochmals, unter harten Ausdrücken, erklärte, daß er für sich, und die Republic keine andere Sicherheit fände, als in der Entsetzung des Königs August. Dieser unglückliche Monarch sahe sich genöthigt, Warschau zu verlassen, gegen welche Stadt Carl an der Spitze von zehn tausend Mann anrückte, August begab sich nach Cracau, und Carl langte in Warschau am 5. May 1702 an.

Noch war nicht alles für den König von Pohlen verlohren, und wenn Carl Gesetze geben wollte, muste er noch viele Schwierigkeiten zurücke legen. August ließ ein allgemeines Aufgeboth des Pohlnischen Adels bekant machen, und es erschienen aus vielen Woywodschaften Truppen. Aus Sachsen ließ er zwanzig tausend Mann

kommen, so unzufrieden auch die Pohlen darüber waren, welche ihren König nicht selbst beschützen konnten, und keine fremde Beschützung zulassen wollten. Unter dem Anrücken der Sächsischen Armee, und der Versammlung der Pohlnischen, und den stärksten neuen Zurüstungen des Königs August, wurde seine Thronentsetzung zu Warschau verabredet: aber dazu war noch eine Schlacht, und ein Sieg nöthig.

Der Cardinal Primas, dieser verstellte Feind Augusts kam unvermuthet in Cracau an. Er gab vor, daß der König von Schweden zum Frieden geneigter sey, als es scheine, und daß, wenn August ihm Erlaubniß gäbe, mit Carln selbst zu unterhandeln, man vielleicht seinen Endzweck erreichen würde. August gab dem Cardinale zu, was er nicht verweigern konnte. nämlich die Freyheit ihm zu schaden. Der Cardinal begab sich zum Könige in Schweden, und verabredete insgeheim mit demselben die Entsetzung seines eignen Königs und Herrn. Für das Publicum wurde eine ceremonielle Audienz gehalten, in welcher nichts zu Stande gebracht wurde.

August suchte nunmehro seinem Schicksale durch die Waffen den Ausschlag zu geben, und bereitete sich zu einer Schlacht, die den Besitz seines Throns entscheiden mußte. Er verstärkte sein Heer mit Sachsen, und Pohlen, er zog einen Theil der Kronarmee an sich, und rückte seinem Feinde entgegen. Beyde Könige suchten, und trafen einander am 19. Julius (1702) in der Ebene bey Clissow. Die Sächsisch und Pohlnische Armee war gegen 25,000 Mann stark: die Schwedische bestand aus 18,000 Mann.

Der Schwedische Monarch griff an. Er rückte durch ein Gehölze, worinnen die Bäume ziemlich breit stunden hart an das Lager des Königs August. Die

Säch-

Sächsisch-Pohlnische Armee rückte heraus, und stellte sich in Schlachtordnung. Der König von Schweden veränderte die seinige so gleich, und stellte seine Truppen in Form eines halben Zirkels. Diese Aenderung machte bey den Sachsen einige Bestürzung. Nichts destoweniger that der General Flemming mit zwey Sächsischen Regimentern Reuterey den Angriff auf die Schweden. Allein diese hielten den Angriff aus, und gingen auf die Pohlen los. Die Pohlen hielten nicht Stand, sondern ergriffen gleich beym ersten Angriffe die Flucht. Dadurch kam der rechte Flügel in Unordnung, und alle Bemühung des Feldmarschalls von Steinau, welcher diesen Flügel commandirte, war vergeblich, die Truppen wieder zu sammeln. Der rechte Flügel der Sächsischen Armee, welchen der König August selbst anführte, that das äusserste. Er kam in fünf Linien zum Treffen, und es muste eine nach der andern besiegt werden, ehe er wich. Allein die Verwirrung, welche die Flucht der Pohlen verursacht hatte, gab dem Feinde sehr bald die Obergewalt, und brachte die ganze Armee in Unordnung, so, daß sie den Schweden Sieg und Schlachtfeld überlassen muste.

Die Zerstreuung der Sächsischen Armee geschahe mit der heftigsten Verwirrung. Der Verlust der Schlacht war den entfliehenden feigen, oder ungetreuen Pohlen zuzuschreiben. König August verlohr ausser dem Schlachtfelde 1500 Mann Gefangne, und 4000 Mann Todte, das ganze Lager, die ganze Kriegskasse, die ganze Bagage, unter welcher viel Silbergeschirr war. Er hatte sich in dieser Schlacht als einen Helden gezeigt, und seine Truppen fünfmal wieder gesammelt, da sie gewichen waren. Aber er fochte nur mit den erschrocknen Sachsen, welche die Pohlen gleich im Anfange der Schlacht verlassen hatten. Und ob er gleich alles

that, was man von einem Prinzen erwarten kann, der für die Erhaltung seiner Krone ficht, so war es doch unmöglich, zugleich über die Waffen der Feinde, und über die Untreue seiner eignen Soldaten, der Pohlen, zu siegen.

Er floh, nach dieser schrecklichen Niederlage, und so vielfachem Verluste von Völkern, Geld, Ehre, und Kostbarkeiten, aus den Schlachtfeldern bey Clissow, mit dem Reste seiner Sächsischen Truppen nach Cracau. Auf ein Unglück folgt gemeiniglich ein zweytes. Die Bürger zu Cracau wollten ihrem Könige nicht einmal 6000 Thaler leihen, welche er nothwendig brauchte. Er eilte aus dieser Stadt hinweg, zu welcher der König von Schweden den Weg nahm.

August zog sich wiederum nach Warschau: blieb aber auch dort nicht lange, sondern wandte sich nach Preussen, wo er eine neue Verstärkung von 8000 Mann Sächsischen Truppen erwartete, und die Hülfe des Rußischen Czaars.

Ein Zufall des Königs von Schweden schien das ganze Schauspiel zu ändern. Dieser kühne Krieger war bey einer Uebung mit einer neu errichteten Schaar von Wallachen vom Pferde gestürzt, und so gefährlich verwundet worden, daß er sechs Wochen das Bette hüten muste. Man breitete allenthalben seinen Tod aus. August nutzte diese Zwischenzeit, und hielt zu Sendomir eine neue Versammlung des Pohlnischen Adels, von dem ein grosser Theil sich aufs neue für ihn erklärte, seine Absetzung als eine verabscheuungswürdige Sache betrachtete, und eine Conföderation gegen Schweden errichtete. Man erklärte den König Carl auf dieser Versammlung für einen Feind der Republik Pohlen, und Au-

gust hatte auf einmal mehr Freunde, als er je gehoft hatte.

Indessen herrschte immerfort die gröste Verwirrung in Pohlen. Der König August hielt ein so genanntes Senatus Consilium, oder Versammlung der Senatoren des Reichs, und nach diesem noch mehrere, alles ohne Wichtigkeit von Folgen. Es gingen verschiedne Gesandten und Schreiben an den König von Schweden ab, aber dieser Sieger gab keinem friedlichen Vorschlage Gehör. Der Kaiser bot seine Vermittlung an: Carl verwarf sie. Er wollte seine Rache in dem Ruine seines Feindes stillen: und um dieses auszuführen, zog er wieder nach Warschau. Seine Generals und getreuen Ministers stellten ihm bey dem so verzögerten Auffenthalte in Pohlen vor, daß seine Gegenwart hier nicht so wichtig sey, als in andern Gegenden, da zumal der Czar in Liefland und Ingermannland anfinge furchtbar zu werden. Carl antwortete: Ich gehe nicht aus Pohlen und wenn ich funfzig Jahre darinnen bleiben müste, bis ich den König vom Throne habe. Nach dieser Erklärung war kein Friede möglich.

Der verstellende und arglistige Cardinal Primas, Radziowsky, gab durch seine Ränke dieser Schwedischen Absicht sehr bald einen Erfolg. Er wollte den König August, seinen Herrn, stürzen, aber er wollte es mit Anstand thun. August bemerkte die Bosheit des Prälaten und gegen Ende des Jahrs 1702, als die Heere in den Winterquartieren lagen, nahm die beyderseitige Feindschaft eine Art von öffentlichem Ausbruch. Der Cardinal machte seinem Könige Vorwürfe, daß er die beyden Französischen Gesandten in Pohlen, welche wider ihn Anschläge machten, hatte in Verhaft nehmen lassen. Er sagte, er könnte nicht gefällig genug seyn,

dieses zu billigen. König August antwortete ihm „Ich bitte Sie, weder gefällig, noch verstellend zu seyn. Ich liebe keinen von diesen beyden Charaktern.„ Der Prälat fing auch wirklich an, die Maske der Verstellung abzulegen, und hielt für sich, eine Rathsversammlung des Reichs zu Warschau, mit dem Anfange des Jahrs 1703. Es erschienen zwar wenige Senatoren des Reichs: allein dieser Schritt des Cardinals selbst war wichtig.

Es entstanden zwey Partheyen in der Republik Pohlen. Die eine hielt es mit dem Cardinale, die andre mit dem Könige. Der König hielt selbst zu Marienburg, in Preussen, eine Rathsversammlung des Reichs, auf welcher sehr viele erschienen. Das Glück schien ihm von neuem günstig zu werden. Die Pohlen beeiferten sich von neuem ihrem Herrn beyzustehen. Allein, was konnte in einem Reiche grosses unternommen werden, welches sich selbst in Partheyen zertheilt hatte, wo lauter Zwietracht in Berathschlagungen, und lauter Verwirrung im Handeln war?

Der Frühling des Jahrs 1703 wurde von den streitenden Partheyen mit vielen Zurüstungen angefangen. August war mächtiger geworden, als er jemals gewesen war. Die Kronarmee, und die Armee des Generals Oginski, welcher auf seiner Parthey war, bestand aus fünf und dreyßig tausend Mann. Die Sächsischen Truppen waren sechszehn tausend stark. Der Czaar versprach, mit einem Heere von hundert tausend Russen in Litthauen einzurücken.

Alle diese Anstalten machten den König von Schweden nicht wankend. Er wollte nichts vom Frieden hören. Der Kaiserliche und Holländische Abgesandte trugen ihre Vermittlung vergebens an. Carl blieb dabey, den König von Pohlen vom Throne zu

stos-

stossen. Er suchte an der Spitze von fünf Regimentern Reuterey in Preussen einzudringen. Der Sächsische General von Steinau beobachtete den Feind, wurde aber von demselben am 1 May 1703 bey Pultowsk angegriffen, und von dem unwiderstehlichen Schwedischen Sieger geschlagen. Die Schlacht war nicht entscheidend, ob gleich die Sachsen gegen 2000 Mann an Todten, Verwundeten, und Gefangnen, und ihre Artillerie verlohren. Der König von Schweden ging hierauf vor die Stadt Thorn, in welcher eine Sächsische Besatzung stand; und belagerte sie, nachdem er die dazu gehörige Artillerie erhielt. Thorn hielt einen Monat hindurch die Belagerung aus, und ergab sich. Alles ging itzt dem Könige von Schweden glücklich, alles ergab sich ihm, oder wurde besiegt.

Unter solchen widrigen Zufällen sammelte August die Trümmern seiner Truppen, welche allenthalben geschlagen wurden, und bemühte sich, seine Unterthanen in Pohlen zur Treue und Vertheidigung zu bewegen. Er hielt einen allgemeinen Reichstag zu Lublin am 19 Junius, auf welchem die Stände von Pohlen in ganz ungemeiner Anzahl erschienen. Sehr wenige Woywodschaften unterliessen ihre Abgeordnete auf diese Versammlung zu senden. Der König nahm wieder alle Gemüther für sich ein. Seine Güte, seine Freygebigkeit, seine Versprechungen machten ihm die ganze Versammlung geneigt. Man versprach ihm aufs neue die eifrigste Vertheidigung, man huldigte ihm aufs neue, und setzte dazu eine besondre Eidformel auf, welche Jedermann beschwor. Es wurde beschlossen, die Fridenshandlung mit dem Könige von Schweden fortzusetzen, die Anhänger von Schweden für Verräther, und Feinde des Vaterlandes zu erklären, und den Thron des Königs August bis aufs äusserste zu beschützen.

Es ereigneten sich auf diesem glücklichen Reichstage zwey Umstände die widrige Folgen hatten. Die Abgeordneten von zwey Woywodschaften, Posen, und Kalisch, wurden von der Versammlung ausgeschlossen, weil sie keine zulängliche Vollmachten hatten. Sie errichteten hierauf eine besondre Conföderation, welche zwar für den König August war, aber gleichwohl verdächtige Punkte enthielt.

Der zweyte Umstand, welcher zu Lublin unangenehm war, hatte wichtigere Folgen. Der Cardinal Primas Radziowsky, der verstellte Feind des Königs August, welcher durch seine Rathsversammlung zu Warschau sich schon öffentlich der Ungnade des Königs würdig gemacht hatte, welcher für den vornehmsten Störer der öffentlichen Ruhe in Pohlen allgemein gehalten wurde, von dessen Intriguen zum Nachtheil des Königs August man die sichersten Beweise hatte, dieser Prälat wagte es auf den Reichstag nach Lublin zu kommen, um seinem Monarchen Treue zu leisten. Er wurde aber sehr übel empfangen. Man beschimpfte ihn öffentlich: man nannte ihn ins Angesicht einen Verräther, einen Anhänger des Königs in Schweden. Die Versammlung stürmte so auf ihn, daß er wäre in Stücken gehauen worden, wenn nicht der König selbst für ihn gebeten hätte. Sie legte dem Cardinale einen Eyd vor, den er beschwören, und sich dadurch von den Beschuldigungen wider sich befreyen sollte „daß er nicht die Schweden ins Reich geruffen, daß er sie nie unterstützt, daß er nichts wider seinen König unternommen hätte, und daß er nie etwas wider ihn unternehmen wolle.„ Der Cardinal war zu diesem Schwure, den kein andrer in seinem Falle beschwören konnte, geneigt. Der gütige August aber wollte das Gewissen eines ersten in der Kirche nicht so weit verletzen lassen, und erließ ihm den Eidschwur.

schwur. Den Schwur der neuen Huldigung aber leistete der Cardinal ohne Bedenken, er, der eben im Begriffe war, seinem Herrn die Crone vom Haupte zu rauben. Solche Beyspiele rechtfertigen den Argwohn wider den Glauben der Geistlichkeit.

Der Catilina von Pohlen, (so nannte man den Cardinal) war durch die Begegnung zu Lublin auf das empfindlichste aufgebracht. Seine Erbitterung war dem Schimpfe gleich, den er empfangen hatte. Er begab sich hinweg, um öffentlich das zu seyn, wofür man ihn hielt, ein Verräther des Vaterlandes, und seines Herrn.

So glücklich die Aussichten für den König August auf dem Reichstage zu Lublin gewesen waren, so schnell veränderte sich alles. Der Adel von Großpohlen trat in eine Conföderation zusammen, welche die Ruhe des Vaterlandes und den Frieden mit Schweden zur Absicht haben sollte, im Grunde aber wider den König August gerichtet war. Diese Conföderation erhielt bald vielen Beyfall und wurde nachher von dem grösten Theile von Pohlen und Litthauen angenommen, nachdem der König von Schweden erklärt hatte, daß er diese Conföderation in seinen Schutz nähme, daß er mit dieser allein über den Frieden Rath pflegen wollte, und daß dieselbe der beste Theil der Pohlnischen Republik sey. Er versicherte hierauf, daß er zum Frieden geneigt sey, und empfing die Gesandschaft der Großpohlnischen Conföderation sehr gnädig. Er lobte ihren Eifer für die Ruhe des Vaterlandes, und machte Hoffnung zu einer Verbindung zwischen sich und der Republik Pohlen. Aber die Thronentsetzung des Königs Augusts war der Preis allein für den er den Frieden geben wollte.

August erklärte die Confoderirten für Rebellen, und drohte. Dies war alles, was er konnte. Indessen traten immer mehr Woywodschaften zur Confoderation. Alle Tage sah sich August immer von einigen verlassen, auf deren Treue er Rechnung gemacht hatte. Zum Ueberfluß des Mißvergnügens bezeugte selbst die Kronarmee keinen grossen Eifer für seine Vortheile. Seine Sächsischen Truppen fürchteten sich für einen Feind der sie allenthalben schlug. Der Czaar von Rußland führte in entfernten Ländern Krieg, und eroberte für sich. August suchte also einen Zufluchtsort in der Ferne von seinem ergrimmten Feinde, und reißte in sein Churfürstenthum Sachsen.

Seine Abwesenheit ermunterte den Haß seiner ungetreuen Unterthanen, die Tücke des Cardinals und die Rachsucht des Königs von Schweden. Dieser wendete die Zeit des Winters zur Ausführung seines höchsten Endzwecks an. Er zeigte sich zum Frieden bereit. Der Cardinal hielt, unter diesem Vorwande, eine Versammlung der Stände zu Warschau, zu welcher der König von Schweden Abgeordnete schickte. Er trieb die Verstellung bis aufs höchste. Er bezeugte einen grossen Eifer für den König August, und versicherte, daß er keinen andern Endzweck bey dieser Versammlung habe, als seinem Vaterlande Frieden zu erwerben. Er sprach sogar von der Erhaltung der Majestät seines Königs und der Beschützung der Rechte desselben. Dieses versicherte er am 30 Jänner 1704, und vierzehn Tage darauf, brachte er in eben dieser Versammlung den Schluß zu Stande: „Weil der „König August der Zweyte den Gesetzen zuwider gehan„delt habe, und die Pohlen, kraft der Vertragsartikel „bey der Krönung dadurch von ihrem Gehorsam befreyt „worden, so erklärten sie ihn für einen Feind des

„Vater-

„Vaterlandes, und ersuchten den Cardinal Primas, „das Interregnum zu publicirn, und eine neue Kö„nigswahl anzusetzen.„Dieser seltsame Schluß wurde durch einen förmlichen Eyd beschworen, und der feindselige Candinal setzt mit froher Rachsucht gegen einen König, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, den 20 Junius zu einem allgemeinen Reichstag an, auf welchem man einen neuen König von Pohlen wählen wollte.

König August verlohr bey diesen widrigen Vorfällen nicht den Muth. Er betrachtete die Conföderation zu Warschau als eine eydbrüchtige Gesellschaft, deren Schlüsse nichtig wären. Die zwey Personen, auf welche die Königswahl fallen sollte, waren der Fürst Lubomirsky, und der Prinz Jacob Sobiesky, der älteste Sohn des verstorbnen Königs von Pohlen. Er sah vorher, daß die Parthey des ersten zu schwach seyn würde, um eine förmliche Wahl zu Stande zu bringen, und in Absicht des zweyten ergriff er ein schnelles Mittel, allem Uebel zuvor zukommen. Der Prinz Jacob Sobiesky befand sich mit seinem Bruder dem Prinzen Constantin bey Breslau in Schlesien. Er ließ beyde Prinzen unversehens durch dreyßig verkleidete Sächsische Officiers, eine Viertelmeile von Breslau aufheben, und auf die Pleissenburg, zu Leipzig, in Verwahrung bringen. Man schrie in Pohlen wider diese That; gleichwohl war sie das sicherste Mittel für den König August, die schnelle Wahl eines Gegenkönigs zu hindern.

Im Monat Februar war August schon selbst wieder in Pohlen. Er widerstand dem Schicksale, das ihn bedrohte mit einem Muthe, und mit einer Thätigkeit, die seinem Geiste die gröste Ehre macht. Er hielt zu Craucau eine Rathsversammlung des Reichs, auf welcher eine grosse Menge Senatoren gegenwärtig waren, und die Warschauer Zusammenverschwornen für meineydie

dige Rebellen erklärt wurden. Auf diese Versammlung folgte eine Generalconföderation für den König August, welche der zu Warschau entgegen gesetzt war. Ein Theil der Kronarmee trat auf diese Parthey. Der Czaar von Rußland erneuerte sein Bündnis, und drohete, alle diejenigen Pohlen als seine eigne Feinde zu betrachten, und so zu bestrafen, welche ihrem rechtmäßigen Könige August nicht treu bleiben würden. Diese Erklärung des Rußischen Monarchen machten grossen Eindruck. Der Pabst selbst ließ die Republic Pohlen versichern, daß er diejenigen für Feinde der Kirche halten würde, welche sich wider den König August empörten. Alle Höfe in Europa, den Französischen ausgenommen, verabscheuten die Entsetzung eines rechtmäßigen Königs durch seine Unterthanen selbst.

Was die Warschauischen Conföderirten am meisten beunruhigte, war die Gefangenschaft des Prinzen Jacob Sobiesky. Man konnte über denjenigen, welchen man wählen wollte, nicht einig werden. Das Mißtrauen und die Zwietracht störte sehr zeitig alle reife Entschlüsse, und alle Anschläge würden vergeblich gewesen seyn, wenn nicht der König von Schweden das Werk durch die Gewalt der Waffen erzwungen hätte. Er ließ die grösten Ausschweifungen in Pohlen von seinen Soldaten begehen, und trieb allenthalben grosse Summen ein. Er ließ Pohlen die ganze Last seiner Macht fühlen, und erklärte am 14 April, unter diesen Bedrückungen: „wenn ein neuer König erwählt, und gekrönt seyn würde, wolle er seine Truppen aus Pohlen führen, und der Republic 5000 Thaler leihen, um die Kronarmee zu besolden.„ Er versprach, unter der Bedingung einer neuen Königswahl noch ansehnlichere Vortheile. Der Cardinal machte zwölf sehr vortheilhafte Puncte bekant, welche der König von Schweden der

Republik Pohlen zugestehen wollte, so bald sie einen neuen König haben würde, und bereitete alles zu einer Wahl auf den Monat Junius.

Indessen entging August einer zweyfachen Gefahr, einmal das Leben, und das zweytemal, die Freyheit zu verliehren. Es kam in seinem Quartier, als er sich zu Pietrowin aufhielt, in der Nacht Feuer aus, und die Flamme griff so schnell um sich, ehe man es gewahr wurde, daß er selbst mit Mühe und Gefahr errettet wurde. Dreyßig Personen vom Hofe, worunter verschiedne hohe waren, kamen in dem Feuer um, die ganze Geräthschaft des Königs ging verlohren.

Bald darauf lief er Gefahr, von den Schweden gefangen zu werden. Er befand sich an einem drey Meilen von Cracau gelegnen Orte, und saß eben an der Tafel, als der Schwedische General Reinschild die vordersten Wachen der Sächsischen Truppen in der Stille aufhob, und nahe an des Königs Quartier kam. Der König hatte kaum so viel Zeit, sich mit zehn Personen zu Pferde zu setzen, und zu entfliehen. Der General Reinschild verfolgte ihn vier Tage hinter einander, und hätte ihn öfters beynahe erreicht Endlich kam August zu Sendomir an, wo er durch die Treue der dasigen Gegend, und seine eigne Truppen in Sicherheit war.

Hier hielt er abermals eine Rathsversammlung mit seinen Getreuen; und seine Parthey, welche immer noch stark war, verbindete sich aufs neue für ihn, und versprach, Leben und Vermögen für ihn aufzuopfern. Allein allen diesen Versprechungen setzte der König von Schweden mit einem mächtigen Heere weit wirksamere Mittel entgegen. Er rückte mit dem Heere gegen Warschau, und zwang die Conföderation daselbst, am 12 Julius 1704, einen König zu wählen. Er that noch

mehr;

mehr: er zwang sie denjenigen zu wählen, welchen er dazu bestimmt hatte.

Carl der Zwölfte wäre bey seiner Macht, und der Furcht, die er allenthalben vor sich her verbreitet hatte, fähig gewesen, selbst die Krone Pohlen sich aufzusetzen. Man erzählt, daß sein erster Minister, der Graf Piper ihm auch diesen Rath gegeben habe; allein, ein Carl der Zwölfte wollte lieber Kronen wegschenken, als sie gewinnen.

Unter denen verschiednen Abgeordneten, welche die Conföderirten in das Lager des Königs von Schweden schickten, war auch der Woywode von Posen, Stanislaus Lesczinsky gewesen, ein junger Herr von sieben und zwanzig Jahren von einem sanften und gesetzten Geiste, tugendhaft, mäßig, voll edler Gesinnungen. Als einen solchen lernte ihn der König von Schwede bald kennen, und bestimmte ihn zum Throne von Pohlen. Er erklärte diesen Entschluß dem Cardinale bey einer Unterredung über die Königswahl, und es war umsonst Carln den Zwölften von seinen Entschlüssen zurück zu bringen. Dieser unbigsame Sieger sandte hierauf den General Horn in die Versammlung der Wählenden zu Warschau und ließ ihnen melden, daß sie am 12 Julius einen König wählen müsten, und daß sie den Stanislaus Lesczinsky wählen müsten. Es war, als wenn er einem Regiment Befehl zum Ausbruche gäbe.

Dem Willen des Schwedischen Siegers gemäß wurde Stanislaus Lesczinsky zum Könige von Pohlen gewählt, oder vielmehr ausgeruffen, denn die ganze Handlung verdiente nicht den Nahmen einer Wahl. Indessen wurden alle diejenigen Cermonien beobachtet, welche bey einer Wahl gewöhnlich sind; und weil der Cardinal nicht gegenwärtig war, sondern sich, aus Politik, nach Danzig begeben hatte, so verrichtete die Pflichten

desselben der Bischof von Posen, ein so sonderbarer Mann in der Liebhaberey des Trinkens von früh Morgends an, daß der König von Schweden ihm an dem Wahltage muste Wache geben, damit er nicht aus Trunkenheit Fehler in den Ceremonien beginge, welches er dennoch that, weil er mit dem Schwedischen Gesandten an statt des sonst gewöhnlichen Brandteweins, Ungarischen Wien getrunken hatte.

Die Wahl war voller Fehler, voller Verwirrung, und voller Widerspruch. Ein Edelmann mit Namen Bronikowsky machte den Anfang mit der Ernennung des Stanislaus zum Könige. Es folgte ein ödes Vivat nach, welches der König von Schweden, welcher verkleidet zugegen war, mit seinen Truppen verdoppelte. Verschiedne Woywoden widersprachen, ohne gehört zu werden. Der Marschall des Reichstages warf seinen Stab auf die Erde, und protestirte wider die Wahl Man dachte an keine Beschwörung gewisser Wahlartikel. Indessen war nun ein neuer König in Pohlen da, ein Gegenkönig des Augusts, und Carl der Zwölfte hatte den hohen Endzweck seines Ehrgeitzes erreicht.

Die Nachricht von einer so schnellen Wahl setzte den König August in Erstaunen. Er hatte vermuthet, daß die Uneinigkeit der Pohlen, und die Absichten des Fürsten Lubomirsky auf den Thron einen baldigen Erfolg hindern würden. Jetzt bedauerte er seine Mäßigung, welche er gegen die Pohlen gehabt hatte, da er weniger Sächsische Truppen an sich gezogen hatte, als er wohl hätte thun können, blos um bey den Pohlen keine Vorwürfe wegen zu vieler fremden Truppen zu erregen, und da er, aus eben diesem Grunde, ein Hülfscorps des Russischen Czaars, welches ihm war angeboten worden, verbeten hatte.

Die

Die Umstände der Zeit machten itzt alles erlaubt. August strengte von neuem seine äussersten Kräfte an, um die Majestät seines Throns zu behaupten. Er bemächtigte sich der Stadt Lemberg wo er eine gute Artillerie fand. Sechszehn tausend Russen, und vier tausend Cosaken kamen zu Hülfe. Es kamen neue Truppen aus Sachsen an, und die Pohlniche Armee wurde täglich vermehrt. Mit dieser Macht konnte er den König von Schweden in dem Lauffe seiner Siege, die er täglich über einzelne Corps erfochte aufhalten. Er hatte das Mißvergnügen, daß verschiedne unglückliche Gefechte mit verschiednen Schaaren seiner, theils Sächsischen, theils Pohlnischen Truppen gehalten wurden. Immer siegten die Schweden. Ein Corps von zehn tausend Mann Sachsen und Litthauer wurde bey Selburg, in Curland, geschlagen, und verlohr 2000 Mann, acht und zwanzig Kanonen, und alle Bagage. Ein anders unglückliches Gefecht fiel bey Polangen, und ein drittes bey Posen vor. Die Truppen des Königs August wurden immer geschlagen. Es gibt gewisse Perioden, in welchen uns alles unglücklich geräth, was wir unternehmen, da wir in andern Perioden in allen wieder glücklich sind. August hatte itzt eine solche unglückliche Periode, aber es war Ehre für seinen Geist, daß er nicht erlag.

Sein Muth bewafnete ihn wider das Unglück, und er wagte den Feldzug gegen den König von Schweden mit desto mehr Eifer, je gefärlicher seine Umstände waren. Die Annäherung des Königs in Schweden gegen Lemberg, in welcher Gegend August mit seinen Truppen stand, gab dem letztern einen neuem Einfall, die Hauptstadt Warschau selbst zu überraschen. Er zog sich nach Vollhynien, um die Vereinigung mit einem Corps Russen zu erleichtern. Der König von Schweden

den hielt dieses für eine Flucht, und um nicht umsonst bey Lemberg gewesen zu seyn, belagerte er diese Stadt. August glaubte, daß diese Belagerung den Feind schon einige Zeit beschäftigen würde, und wandte sich nach Warschau. Sein Marsch dahin war einer der schönsten, den je ein General in der Welt gemacht hat; und ein Meisterstück der Kriegskunst. Er legte unter vielen Schwierigkeiten in eilf Tagen mehr als 60 Deutsche Meilen zurück.

Seine Ankunft in Warschau an der Spitze von fünf Regimentern Reuterey war so überraschend, daß er beynahe den Gegenkönig Stanislaus, und den Cardinal gefangen bekommen hätte. Der Schwedische General Horn, welcher mit 1500 Mann in der Stadt lag, flüchtete auf das Schloß, wo er sich so lange zu halten hofte, bis Carl der Zwölfte zu Hülfe käme. Allein August ließ ihm keine Zeit, und nöthigte ihn, sich mit seinen 15,00 Mann zu Kriegsgefangnen zu ergeben. August kam als ein erzürnter Sieger in die Stadt, welche dem Gegenkönige Stanislaus die Huldigung geleistet hatte, und sie muste diese Huldigung mit 50000 Thaler bezahlen. Der Pallast des Cardinals des Fürsten Lubomirsky und die Güter aller derjenigen, welche zur Gegenconföderation gehörten, wurden geplündert.

Der Triumpf des Königs war kürzer, als er geglaubt hatte. Der kühne Carl hatte Lemberg in zwey Tagen mit Sturm erobert, und eilte schon wieder gegen Warschau. August verließ diese Stadt, da er nur Reuterey bey sich hatte, und zog sich in ein festes Lager bey Wisgrod, in welchem sich funfzehn tausend Mann Sachsen, und Pohlen, Russen, und Cosacken versammelten. Seine Armee bestand aus mehr als 30,000 Mann. Er war stärker als der König

von Schweden. Gleichwohl vermied er eine Schlacht, und dieses war Klugheit. Er sah vorher, daß eine einzige Schlacht den Krieg entscheiden könnte, und daß er, bey aller persönlichen Tapferkeit, auf keinen Sieg sich Rechnung machen konnte.

Sein Heer bestand aus mancherley Völkern, und man weiß wie schwer es ist, mit solchen zu siegen. Die Völker Augusts waren überdem nicht fähig, mit den Schweden in Wetteifer zu treten. Die Cosaken und Russen verstanden nicht die Kunst, sich in einer Schlacht in Ordnung zu erhalten, und konnten durch ihre Verwirrung ein Treffen allein schon unglücklich machen. Die Pohlen hatten schon in der Schlacht bey Clissow, und in mehrern Gefechten gezeigt, daß sie gewohnt wären, die Flucht, beym ersten Angriffe des Feindes zu ergreiffen. August kannte sie, und hatte zu viel Einsicht, sich auf sie zu verlassen. Die Sächsischen Truppen waren gröstentheils neue Recruten, noch nicht des Feuers gewohnt, und nicht geübt genug. Mit solchen Truppen, so stark sie auch waren, konnte sich ein weiser Feldherr in kein entscheidendes Treffen einlassen. Er hatte es mit einem Feinde zu thun, dessen Reuterey für die beste in Europa gehalten wurde, und dessen Fußvolk von nichts andern wuste, als den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, und von einem hartnäckigen Könige angeführt, so wie er, unbezwingbar war. Die besten, und erfahrensten Generals fochten an seiner Seite, und es fehlte an keinem von allen denen Mitteln, welche für Siege Bürgschaft leisten.

Bey solchen Umständen war der Weg der Kriegslist dem Könige August allein übrig. Er ließ Posen belagern, obgleich in der Folge die Belagerung wieder aufgehoben wurde. Eilf tausend Mann musten in diese Gegend zur Bedeckung der Belagerung gehen. Zwölf

tau-

tausend Russen zogen nach Preussen. Der Graf von Schulemburg, einer der größten Generals seiner Zeit, commandirte einen andern Theil von Sächsischen Truppen. August selbst zog mit einem kleinem Heere von Reuterey und Fußvolk nach Cracau. Er hofte, daß ihm der König von Schweden nachziehen würde, indessen sollten seine einzelne Heere die ebenfalls vertheilten Schweden angreiffen. Allein auch dieser Entwurf schlug fehl. Carl wandte sich gegen den General Schulemburg.

Dieser tapfre General, welcher ohngefähr 6000 Mann bey sich hatte, sahe sich auf seinem Marsche gegen Schlesien sehr bald von den Schweden verfolgt. Es ging kein Tag ohne kleine Gefechte vorbey. Diese schwächten sein Heer, welches noch mehr durch die starken Märsche im Angesichte des Feindes, ermattet wurde. Er war schon glücklich durch drey Woywodschaften und eilte nach Schlesien: sein Heer war bis auf 4000 vermindert, und es mangelte, seit drey Tagen am Brodte. Die wenige Reuterey, welche er bey sich hatte, schadete mehr als sie nutzte. Er war nahe bey Punitz in der Woywodschaft von Posen, wo er einen Rasttag halten wollte, als beyde feindliche Könige, Carl, und Stanislaus ihn angriffen. Der König von Schweden commandirte den linken, und Stanislaus den rechten Flügel. Beyde führten itzt Völker an, die den Kern der Schwedischen Truppen ausmachten, und deren blosser Name in den Provinzen Schrecken verbreitete. Der Graf von Schulemburg war würdig gegen solche Feinde zu fechten, und zeigte seine Kriegskunst gegen dieselbe. Er stellte seine Völker so, daß sie undurchdringlich waren. Die Schweden thaten fünf angriffe, und wurden jedesmal zurückgeschlagen. Sie waren über 8000 Mann stark und wurden von dem hitzigsten und erfahrnsten

Könige angeführt. Schulemburg behauptete mit seinem kleinen Heere das Feld drey Stunden hindurch, bis die Nacht einbrach. Er durfte es nicht wagen, mit seinen wenigen Truppen das Gefechte am folgenden Tage zu erneuern, und zog sich, durch Hülfe der Nacht, in guter Ordnung nach Gürau, einen Flecken in Schlesien, drey Meilen vom Schlachtfelde. Er ließ sich zu Gürau, wo er in der Mitternacht ankam verbinden, er hatte in der Schlacht fünf Wunden bekommen. Er wollte sein Heer ausruhen lassen, als er sich aufs neue von den Schweden verfolgt erblickte. Er zog sich in ein Gehölze auf der einen Seite von Gürau, und von da gegen die Oder. Die beyden feindlichen Könige lagerten sich vor ihm gegen Abend. Man beschloß, ihn am folgenden Tage früh anzugreiffen: allein der weise General entwischte ihnen, obgleich mit vieler Gefahr, des Nachts. Solche Thaten sind redende Züge von dem Charakter grosser Männer in der Welt. Der Graf von Schulemburg machte sich in der Folge noch berühmter, und erfochte zuletzt gegen die Türken Lorbeern. Die Schlacht bey Punitz war am 9 November 1704 vorgefallen, und die Sachsen hatten so gar Zeichen des Sieges, einige Paucken, und Fahnen erbeutet, und über hundert Schweden gefangen bekommen.

Noch hatte August nicht alle Hofnung verlohren, so unglücklich auch sein Geschick in Pohlen war. Er konnte sich mit dem Erfolge der Unterhandlungen schmeicheln, welche viele Höfe für ihn bey dem Könige von Schweden immer fortsetzten. Er rechnete auf die Hülfe des Rußischen Monarchen, welcher Narva erobert hatte, und als Sieger von Liefland ihm mit einem starken Heere zu Hülfe zu kommen versprach. Auch sein Churfürstenthum Sachsen hatte noch Kräfte zu neuen Kriegsmitteln. Um diese am besten zu bewerkstelligen

be-

begab er sich selbst nach Dresden, wo er am 3 December 1704 ankam. Er hatte die Truppen in Pohlen in die Winterquartiere verlegt, und seine Kanzley, und Ministers ließ er zu Wießniß, einem festen Schlosse, jenseits Cracau, welches dem Fürsten Lubomirsky gehörte, der über die Wahl des Stanislaus mißvergnügt, zu seinem Könige zurückgekehrt war, und Verzeihung erhalten hatte.

König August sahe in Sachsen das folgende Jahr, 1705, den blutigen Auftritten in Pohlen zu, und bereitete neue Kriegsmittel, deren Anschaffung ihn eben so lange in Sachsen aufhielt. Seine Parthey in Pohlen hielt Berathschlagungen ohne Folgen, und fochte ohne Glück. Noch immer siegte Carl der Zwölfte allenthalben wo er hin kam, und itzt war es leicht zu siegen, da er eine geübte zahlreiche Armee gegen einzelne ungeübte Schaaren hatte. Indessen eroberte der Rußische Czaar immerfort. Carl vergaß alles, was er verlohr, bey der Freude, der Schöpfer und Erhalter eines Königs zu seyn. Er züchtigte eine fremde hülflose Nation, indem ihm ganze Länder genommen wurden, und nöthigte alle Pohlen, bey der Strafe des Feuers und des Schwerdts den König Stanislaus für ihren König zu erkennen, und ruhte nicht eher, bis Stanislaus Lesczinsky am 4 October 1704 zu Warschau mit allen Feyerlichkeiten als König von Pohlen gekrönt war.

Der Cardinal, und Primas des Königreichs, Radziowsky, dieser geheime Urheber der Unruhen wider den König August, wagte es doch nicht, die Krönung zu verrichten; denn der Pabst selbst hatte sich Augusts angenommen, und die Wahl des Stanislaus verabscheut, und den Gehorsam gegen ihn, so gut er konte, verboten. Der Cardinal sahe der Krönungsceremonie in Danzig zu, überlebte sie aber nicht lange,

und starb am 13 October. Kurz vor seinem Tode schrieb er an den König August, und bat ihn wegen seiner Vergehungen um Verzeihung. Er war ein verstellter hämischer Charakter, stolz, geitzig, dem Partheygeiste ergeben, und dabey unentschlossen, in den Worten ein Heiliger, und in den Thaten ein Lasterhafter, rachsüchtig, und feig, zurückhaltend uud dabey beredt; dem Könige August vom Anfange abgeneigt, nachher durch Geschenke gewonnen, und endlich aus Stolz feindselig. Er verstand die Arglist, welche viele Geistliche verstehen, vielen Handlungen einen Anstrich von der Religion zu geben, von der sie eben das Gegentheil sind. Sein Tod zog ihn aus der Verwirrung, in welche ihn seine Verstellung, und sein Partheygeist gebracht hatten.

Der Bundsgenosse des König August, der Rußische Monarch, war aus Liefland in Curland eingerückt und hatte sich dieses ganzen Landes bemächtigt. Er drang hierauf in Litthauen ein, und suchte nun den König von Schweden selbst auf, der ihn bisher ganz vergessen zu haben schien. Er lagerte sich bey Grodno, und ladete den König August durch einen Gesandten ein, sich selbst dahin zu begeben. August folgte der Einladung und begab sich nach Grodno. Die allenthalben ausgebreiteten Feinde nöthigten ihn einen Umweg dahin durch Böhmen, und Mähren zu nehmen. Er nahm nur drey Personen zur Begleitung mit. Indessen war in Sachsen eine neue Armee aufgerichtet, welche ebenfals nach Pohlen den Weg nehmen sollte.

Zu Grodno stiftete König August den weißen Pohlnischen Adlerorden, vermuthlich um noch ein Mittel mehr zum Eifer im Dienste für sich bey den Grossen, zu haben. Er hatte hier das Vergnügen den Rußischen Monarchen in eben denjeingen Gesinnungen der

zärtlichsten Freundschaft zu finden, in welchen er ihn vor vier Jahren zu Birsen verlassen hatte. Beyde Monarchen bestätigten hier die genaueste Freundschaft, und dieses Wort hatte in Absicht ihrer alle diejenige Stärcke, welche es sonst unter Fürsten nicht zu haben pflegt. Der Czaar ließ die Beute von Fahnen und Standarten, welche er den Schweden abgenommen hatte, dem Könige August zu Füssen legen. Trauriges Vergnügen Siegeszeichen in fremden Händen von demjenigen zu sehn, der für uns unbesiegbar ist!

Nachdem sich der Czaar mit dem König über die Maaßregeln zur Fortsetzung des Krieges unterredet hatte, eilte er von Grodno weg, um einen Aufruhr durch seine Gegenwart zu stillen, welche im Königreiche Astracan entstanden war. Er lies sein ganzes Heer unter den Befehlen des Königs August. Der General Menzikov war der Befehlshaber der Rußischen Truppen unter ihm. Dies ist eben dieser berühmte Minister und Feldherr, dessen Erhöhung, und Fall Europa in gleiche Verwunderung setzte, und der der Liebling Peters des Grossen war. August war Herr über vierzigtausend Mann, ohne die Sächsische Armee zu rechnen, welche mit starken Schritten herbey eilte. Aber weil die späte Jahrszeit des Monats November keine grosse Unternehmung mehr vergönnte, so wurden die Truppen in die Winterquartiere verlegt.

August hielt zu Grodno am Ende des Novembers eine Rathsversammlung des Reichs. Sie bestand aus zwey Bischöffen, zwey Woywoden, vier Castellanen, dem Großkanzler, von Litthauen, dem Kronvicekanzler, dem Großschatzmeister, zwey Generalen der Kronarmee, und einigen andern Grossen des Staats, welche der Parthey Augusts getreu geblieben waren. Das vornehmste dieser Versammlung war das Bündnis, wel-

welches mit dem Rußischen Czaar errichtet wurde, in welchem derselbe versprach, an Pohlen die Ukraine wieder zu geben, und diesem Reiche mit aller Macht wider den König von Schweden und allen Feinden beyzustehen.

Zu gleicher Zeit wurde von der Gegenparthey zu Warschau eine grosse Rathsversammlung gehalten. Auf derselben wurde ein Bündnis zwischen dem Könige von Schweden und der Republik Pohlen aufgerichtet, in welchem Carl versprach, diesem Reiche mit aller Macht wider den Czaar und allen Feinden beyzustehen.

Die gegenseitigen Schlüsse der Versammlungen zu Grodno, und Warschau, waren eben so viele Beweise von dem äussersten Unglücke der Republik Pohlen. Dieses Land hatte eben so viel Feinde, als Soldaten in demselben standen. Jede Parthey plünderte und verheerte, aus Freundschaft für sich, die Besitzungen der andern; und diese rächte sich an jener auf gleiche Art. Diese Verwüstungen gingen, während den Winterquartieren unter fortdauernden kleinen Gefechten immer fort.

Bald nach der Abreise des Czaars ließ der König August den General und Gesandten des Czars, Patkul, zu Dresden in Verhaft nehmen. Man wird sich dieses Liefländischen Ritters von der Beschreibung her erinnern, welche wir oben von ihm entworfen. Er war itzo in Rußischen Diensten, und von dem Czaar, welcher ihm seine besondre Gunst schenkte, als Gesandter an den Sächsischen Hof geschickt worden. Es war etwas ganz neues, den Gesandten eines Fürsten in Verhaft zu nehmen. Allein Patkul wurde beschuldigt, ein Mißverständniß zwischen dem Czaar und dem Könige August entworfen zu haben, und als ein Verräther betrachtet.

Er

Er wurde auf die Festung Königsstein gesetzt. Er hatte seinem Herrn, dem Czaar die Nachricht geschrieben, daß August an einem Frieden mit dem Könige in Schweden arbeite, und ihn zu erhalten suche, es koste auch, was es wolle. Er hatte dem Czaar gerathen seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Dies war sein Verbrechen. Ein größres für ihn war es, daß er mit dem General Flemming, zu Dresden in beständigem Mißverständnis lebte, und Flemming war es welcher seinen Verhaft bewerkstelligte. Patkul war ein durchdringender Kopf, und hatte ohnstreitig die Neigung zu einem besondern Frieden bey dem Könige August, und dem General Flemming entdeckt. Aber er war auch zugleich ein unglücklicher Mensch, der zum Opfer des Mißgeschicks bestimmt zu seyn schien.

Die Verstärkungen der Truppen des Königs August in Pohlen setzten Carl den Zwölften in Unruhe. Sein thätiger Geist suchte allen Unternehmungen zu vor zu kommen. Er brach mitten im Winter, am 8 Jänner, 1706 auf, um seine Feinde zu besiegen, ehe sie an den Feldzug dachten. Er marschirte nach Grodno, wo König August mit einem beträchtlichen Heere Russen stand. Er fand aber seinen Gegner nicht dort, sondern dieser war mit einem grossen Theile, meistentheils Sächsischen, Truppen gegen Warschau gerückt, um sich dieser Residenz zu bemächtigen indem der Feind in Litthauen wäre. Der Endzweck wurde erreichet, August machte sich Meister von Warschau. Hier erwartete er ein starkes Corps neuer Sächsischer Truppen, welche im Winter angeworben, und bey denen sechs tausend Mann Russen waren.

Dieses Heer, welches in allem aus zwanzig tausend Mann bestand, hatte sich bey der Stadt Guben,

in der Niederlausitz versammelt, und eilte seinem Könige zu Hülfe. Der Graf Schulenburg führte es an; eben der, welcher gegen den König von Schweden im vorigen Feldzuge so tapfer gefochten, und gesiegt hatte. Itzt war er nicht so glücklich. Er wurde bey Fraustadt angegriffen. Seine Truppen waren aus Sachsen, Russen, Franzosen, Schweizern und Bayern, die bey Höchstädt entflohen waren, zusammen gesetzt. Sie waren durch einen beschwerlichen Marsch, bey einer heftigen Kälte abgemattet. Die Kriegszucht, und Ordnung im Gefechte war ihnen unbekannt. Das Schrecken, welches allenthalben für den sieghaften Schweden herging, benahm den noch übrigen Muth.

Mit einem solchen Heere sah sich Schulemburg am 13 Februar dem Schwedischen Feldmarschall Rheinschild entgegen gesetzt, welcher ihn bey Frauenstadt angriff. Die Schweden waren gegen 13000 Mann stark aber geübt zu siegen, und der Schlachten gewohnt. Der Graf von Schulemburg konnte die Schlacht nicht vermeiden, und machte bey seinen Truppen die vortreflichsten Anstalten. Er wurde angegriffen. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, aber was kann ein grosser General ohne gute Truppen ausrichten? Der General Rheinschild griff den rechten Sächsischen Flügel ohne Erfolg an. Auf dem linken standen die Russen. Diese feuerten zwar einmal, aber viel zu frühzeitig, da die Schweden entfernt waren. Bey Annäherung derselben ergriffen sie sogleich die Flucht. Dieses machte eine Oefnung, in welche die Schwedische Reuterey eindrang. Alles gerieth in Unordnung. Man warf das Gewehr weg, und ergab sich, oder entfloh. Die Schweden richteten bey dieser Verwirrung eine entsetzliche Niederlage an. Ein Französisches Dragoner Regiment ergab sich, so bald es sah, daß sein Ober-

ster getödtet war, und Dienste bey den Schweden nahm. Der rechte Flügel fochte noch eine Zeitlang tapfer, aber, da ihn auf einmal die Reuterey verließ, und die Schwedische Reuterey, die die beste in Europa war, auf allen Seiten eindrang, so that er was schon die meisten gethan hatten, und ergriff in Verwirrung die Flucht. Die Schweden tödteten eine grosse Menge. So kam das Hülfsvolk des Königs August um, und die Reste suchten sich in der Niederlausitz zusammen.

Diese Niederlage entriß dem unglücklichen Könige alle noch übrige Hofnung. Er sah sich unvermögend seinem grossen Sieger die Spitze zu bieten. So bald die Nachricht von dem Treffen bey Frauenstadt in Warschau ankam, verließ er diese Stadt, und eilte nach Cracau. Er zog zwey tausend Pohlen, und einige Deutsche Truppen an sich, aber er war immer noch zu schwach etwas zu unternehmen. Sein Verhängniß trieb ihn von Cracau nach Grodno, indem er immerfort von den Schweden verfolgt wurde. Er zog von einem Orte zu dem andern, zwar von vielen Grossen in Pohlen, und Generals begleitet, aber immer in Furcht, immer in Unglück, und in Erwartung von noch härtern Schicksalen, als die ihn schon betroffen hatten.

Sein Schicksal wurde durch verschiedne Umstände verbittert. Von vielen Orten kamen Klagen bey ihm an über die Ausschweifungen, und Verwüstungen, welche die Kosacken, und andre Rußische Truppen in Pohlen ausübten. Er vergab einige erledigte Kronstellen; und machte durch Ertheilung jeder Stelle immer einen undankbaren und eine Menge zu Feinden. Zu schwach: um fürchterlich zu seyn, zu eingeschränkt, um alle diejenigen zu befriedigen, die aus Eigennutz ihm beystanden, sah er sich zugleich von Freunden und Feinden beunruhigt. Der Rußische Monarch erschien nicht

in

in Pohlen, so sehr man es vermuthete. Es schien als wenn er dieses Land gar nicht wieder betreten wollte. Die Kronarmee, welche noch bey Augusten war, gerieth in den Verdacht der Untreue, und August muste sich fürchten, von ihr gefangen, und dem Könige von Schweden übergeben zu werden. Die übrigen Truppen welche er noch hatte, waren weder zahlreich noch geschickt genug, mit den Schweden zu fechten.

Indem August in Litthauen und Pohlen herum zog, ging Carl mit Stanislaus nach Vollhynien, und in andre Gegenden, ganz damit beschäftigt, seinem neugesetzten Könige alles in Pohlen zu unterwerfen. Mit der Ausführung dieser seiner Lieblingsidee brachte er den grösten Theil des Sommers zu, ohne fast an seine Feinde zu denken. Endlich nahm er sich vor, den König August in seinen Erblanden selbst anzugreiffen, und zog gegen das Churfüstenthum Sachsen.

Er gieng aus Pohlen durch Schlesien, ohne nur einmal bey dem Kayser zu Wien anzufragen, ob der Durchzug vergönnt sey. Er glaubte, daß die Welt von ihm Gesetze annehmen müsse, und er nach den Gesetzen der Welt sich nicht richten dürfe. Mit dem Anfange des Septembers (1706) trat er in Sachsen ein. Er besetzte einen grossen Theil des Landes, die Stadt Leipzig, und nahm sein Hauptquartier zu Altranstädt, einem Flecken, eine Meile von Leipzig. Man mußte ihm die Einkünfte aus den Sächsischen Provinzen angeben: man mußte ihm monatlich über sechsmal hundert tausend Thaler geben: man muste seine Truppen mit Lebensmitteln versorgen. Die Regierung zu Dresden befahl dem Reste derjenigen Truppen, welche wider ihn gefochten hatten, das Land zu verlassen. Die Russen wurden gleichsam ins Elend geschickt, und musten bis an den Rheinstrom fliehen. Carl der Zwölfte war,

ohne

ohne Schwerdtstreich, Herr von dem ganzen Churfürstenthume Sachsen, und versorgte, und vermehrte, und bekleidete seine Armee aus diesem Staate.

Ein so äusserstes Schicksal bewog nunmehr den König August, einen schnellen Frieden zu suchen, denn er war nun ganz ausser Stande, sich zu vertheidigen. Er schickte daher zwey Abgesandte an den König von Schweden, den geheimen Rath Imhof, und geheimen Referendar Pfingsten. Geht, sagte er, schaft mir einen Frieden, und billige Bedingungen. Beyde Gesandten erhielten ungemessene Vollmacht. Es muste ein Friede geschlossen werden, so hoch auch der Preis seyn mochte.

Die Gesandten fanden den König von Schweden zu Altranstädt so unbiegsam, wie sein ganzes äusserliches war. Sein Minister der Graf Piper that harte Vorschläge, und wich in keinem Puncte. Es ist der Wille meines Herrn, antwortete er auf alle Vorstellungen, er ändert seine Entschlüsse niemals. Die Gesandten eilten zur Schliessung des Friedens, und da man ihnen in nichts nachgab, da alles Bemühen fruchtlos war, unterzeichneten sie einen Frieden, dessen vornehmste Puncte diese waren.

„Es soll ein beständiger Friede, und Vergessenheit alles geschehenen zwischen den Königen Carl dem Zwölften, August dem Zweyten, und Stanislaus seyn.

Der König August begiebt sich des Königreichs Pohlen, und aller dazu gehörigen Landschaften, und erkennet Stanislaus für einen rechtmäßigen König von Pohlen. Doch soll er sich des Namens und der Ehre eines Königs, aber ohne Benennung des Königsreichs Pohlen, auf die Zeit seines Lebens, bedienen.

Er verspricht diesen Entschluß und Aufgebung der Pohlnischen Krone der Republic Pohlen bekant zu machen,

chen, und die gesamten Stände ihres Eides, und ihrer Pflichten zu entlassen.

Alle gegenseitige Bündnisse, so mit dem Czaar von Moskau geschlossen worden, sollen aufgehoben werden, und König August dem Czaar keine Hülfe leisten, auch die in dessen Diensten noch stehenden Sachsen zurückberuffen.

Die Pohlnische Krone, und andre Reichsinsignien, welche noch August in Verwahrung hatte, sollen, insgesamt, wieder ausgeliefert werden.

Die beyden Pohlnischen Prinzen, Jacob, und Constantin, sollen in Freyheit gesetzt;

Alle Pohlen zugleich, welche nach Sachsen gebracht worden, frey gegeben werden.

Ingleichen alle Schwedische Kriegsgefangne, und dafür so viele Sächsische erlassen werden.

Dem Könige in Schweden sollen alle Flüchtige und Verräther, und namentlich, Johann Rheinhold Patkul, ausgeliefert werden.

Alle Russen, so viel deren noch in Sachsen, sollen an den König von Schweden übergeben werden.

Alle Kriegszeichen, Fahnen, Pauken, und Stücken, so den Schweden abgenommen, sollen ihnen wiedergegeben werden.

Dem Könige in Schweden soll frey stehen, seine Kriegsvölker in dem ganzen Churfürstenthume Sachsen in die Winterquartiere zu verlegen, und daselbst so wohl ihren Unterhalt, als Sold zu erheben.

Die Besatzung aus Leipzig und Wittenberg sollen, so bald die Punkte dieses Friedens erfüllt sind, abgeführt werden, und die Schwedische Armee auf einen gewissen bestimmten Tag Sachsen verlassen.

Der König von Schweden übernimmt die Beschützung der Evangelischen Religion in dem Churfürstenthume Sachsen.

Er verspricht dem Künige August beyzustehen, wenn derselbe wegen dieses Friedens von dem Czaar oder irgend Jemanden angegriffen werden sollte.„

Es war ein unglaublicher Friede, und als sich das Gerücht davon ausbreitete, so hielt man es anfänglich für eine Fabel. Gleichwohl milderte König Carl nicht den geringsten Punkt. Nur sein Staatsminister, der Graf Piper machte Hofnung, daß vielleicht bey einer persöhnlichen Zusammenkunst der beyden Könige, sein Herr zur Groſsmuth würde bewogen werden.

Die Bestätigung dieses ungeheuern Friedens vom Könige August fehlte noch. Pfingsten übernahm diesen traurigen Auftrag und suchte seinen Monarchen anfänglich auf die Streiche gefaßt zu machen, die er ihm anzukündigen hatte. Er redete mit ihm von dem Tractate als von Bedingungen, welche bis itzt die Schweden vorgeschlagen hätten, und als er dabey die Verwandlung bemerkte, welche der Schmerz, und der Zorn auf dem Gesichte des Königs machte, so wagte er es nicht weiter fort zu fahren, und zu sagen das der Friede schon unterzeichnet wäre. Es war es indessen schon seit dem 14 September. Pfingsten versicherte dennoch den König August als er eben von Petrikau, wo sich der Monarch aufhielt, abreisen wollte, daß der Friede noch nicht geschlossen, sondern nur die so genannten Präliminärartikeln vorgetragen wären. Er hofte, daß die Gegenwart Augusts in Sachsen die harten Bedingungen mildern würde.

Eben dieser Pfingsten hatte einen Brief vom Könige in Schweden an seinen General Mardefeld bekommen, in welchem wegen des geschlossenen Friedens mit

Sach-

Sachsen neue Verhaltungsbefehle standen. Mardefeld stand mit ohngefähr 16,000 Mann bey Kalisch. Pfingsten wagte es nicht in das Schwedisch Lager sich zu begeben, und dadurch den Verdacht eines Verständnisses zu erregen. Er gab diesen Brief an den General Mardefeld einem andern, welcher ihn nicht überbrachte.

Der General Mardefeld wußte also von dem geschloßnen Frieden nichts. Der Rußische General Menzikow führte eben dem Könige August 30,000 Mann zu Hülfe, und entschloß sich die Schweden anzugreiffen. August ließ den Schwedischen General warnen, und ihm rathen, sich zurückzuziehen. Aber dieser hielt alles für Kriegslist, und glaubte auch nichts von dem, was ihm in Absicht des Friedens mit Sachsen gesagt wurde. Menzikow griff das Schwedische Heer, bey Kalisch an. August, welcher auch so gar die Unterhandlung eines Friedens für den Russen verborgen halten muste, da sie seine Bundsgenossen waren, willigte ungern in das Treffen. Als es aber anging, so entflamte ihn der Zorn gegen die Schweden: alles Unglück, welches sie ihm zugefügt, stellte sich, in der Hitze des Streites seinem Geiste auf einmal dar. Er ergriff den Degen, führete einen Theil des Heeres selbst an, und fochte, den Degen in der Hand, und den ganzen rechten Arm entblößt, mit einer unaussprechlichen Tapferkeit. Die Schweden wurden geschlagen, und erlitten eine völlige Niederlage. Ueber vier tausend wurden gefangen oder getödtet, und unter den ersten befand sich der General Mardefeld selbst. Diese Schlacht erfolgte am 29 October (1706.)

Der König August wuste entweder wirklich nicht, daß schon der Friede zu Altranstädt geschlossen wäre,

oder

oder er stellte sich wenigstens so. Diese Verstellung war wegen der Russen, mit denen er gegen Schweden in Bündnis stand, und in deren Händen er damals war, nothwendig. Es ist wahrscheinlich, daß die völlige Schliessung des Altranstädter Friedens vor ihm geheim gehalten wurde. Es wurde auch wirklich in Sachsen nur ein Waffenstilstand bekannt gemacht, und die Ankunft des Königs August erwartet. Dieser begab sich nach Warschau, und ließ daselbst wegen des Sieges bey Kalisch Freudenbezeugungen anstellen. Er ließ zugleich neue Manifeste in Pohlen verbreiten, durch welche alle Pohlen von dem Könige in Schweden und dem Gegenkönige Stanislaus zu seiner Parthey und zum Gehorsam gegen ihn angewiesen wurden. Diese Manifeste waren noch nicht an den Oertern ihrer Bestimmung angekommen, als er selbst nach Sachsen eilte, um mit seinem harten Sieger Friede zu schliessen. Hier erwartete ihn sein leztes Schicksal, die Nothwendigkeit, alle Bedingungen des Altranstädter Friedens einzugehn.

Kaum war er in Sachsen angekommen, als er das traurige Mittel ergrif, auf welches er noch einige Hofnung setzte, mit Carl dem Zwölften selbst zu sprechen. Auch dieses schlug fehl. Das gefällige, artige, und mit Majestät verbundne Wesen, welches dem König August so eigen war, wirkte auf die Störrigkeit des Königs in Schweden nichts. Er hatte keine Empfindungen der Sanftmuth und des Mitleids: denn er war selbst noch nie unglücklich gewesen.

Die erste Unterredung beyder Monarchen geschahe zu Günthersdorf, in dem Quartiere des Grafen Pipers. Carl XII. erschien in grossen Stiefeln, und anstatt der Krause hatte er einen schwarzen Flor um den Hals. Seine Kleidung war, wie gewöhnlich, von

groben blauen Tuche, mit vergoldeten kupfernen Knöpfen. An der Seite trug er einen langen Degen, den er schon in der Schlacht bey Narva gebraucht hatte, auf dessen Knopf er sich öfters mit den Armen legte. Die Unterredung fiel sogleich auf die grossen Stiefeln. Carl erzehlte dem Könige August, daß er seit sechs Jahren sie nicht von den Beinen gebracht habe, ausser, wenn er schlafen wollen, und alsdenn auch nicht, wenn er wegen des Feindes in Gefahr gewesen sey. Dieses, und einige gleiche Dinge waren das Gespräch zweyer Könige, die länger als sechs Jahre mit einander Krieg geführt hatten, und itzt mit einander einen Frieden unterhandeln wollten. Die Schuld war nicht Augusts. —

Beyde Monarchen erschienen hernach einigemal öffentlich beysammen. Carl gab dem Könige August immer die rechte Hand, um ihn gleichsam empfinden zu lassen, daß er mehr Herr von Sachsen sey als August, und diesen gleichsam als seinen Gast betrachtete. So oft August verlangte oder durch seine Ministers verlangen ließ, in den Friedenspunkten billiger zu seyn, that König Carl nur desto härtere Forderungen. Was sollte August thun? Ohne Hofnung, ohne Hülfsmittel sah er seine Person, und seine Unterthanen dem Willen eines unerbittlichen Siegers unterworfen. Der Friede von Altranstädt wurde also nach allen seinen Punkten vom Könige August bestätigt, und in dem ganzen Churfürstenthum Sachsen mit dem Anfange des Jahrs 1707, bekannt gemacht.

Dies waren die Tage der Traurigkeit, an deren jedem beynahe August neue unangenehme Empfindungen erfahren muste. Er muste den General Patkul, den Rußischen General an seinem Hofe, dem Schwedischen Könige ausliefern, so sehr es

wider

wider das Völkerrecht war, so viele Vorstellungen er dagegen that. Der König von Schweden opferte den General und Minister Patkul seiner Rachsucht auf, und ließ ihn auf eine elende Art hinrichten.

Es war hart, einen General und öffentlichen Abgesandten wie einen Verbrecher auszuliefern, und ihn der Todesstrafe zu übergeben. Aber weit härter war das Verlangen des Königs Carl an den König August, daß dieser seinem Gegenkönige Stanislaus zu der Pohlnischen Krone selbst in einem besondern Schreiben Glück wünschen muste. Man sahe, daß der König von Schweden alle Gelegenheiten, suchte, um dem Könige August wehe zu thun. Der unglückliche August schrieb an Stanislaus einen Brief, wie ihn der Schmerz, und die gegenwärtigen Umstände eingaben. Hier ist der Brief. Er bezieht sich auf das Schreiben, in welchem Stanislaus dem Könige August, so wie den andern Höfen seine Erhebung auf den Pohlnischen Thron bekannt machte.

Mein Herr Bruder!

„Wenn wir auf das Schreiben, welches wir von Ew. Majestät erhalten, nicht früher geantwortet haben, so ist es deswegen geschehen, weil wir glaubten, daß es nicht nöthig sey, uns in einen besondern Briefwechsel mit Ihnen einzulassen. Um jedoch Sr. Majestät, dem Könige von Schweden gefällig zu werden, und daß uns nicht der Vorwurf treffe, daß wir gegen dessen Verlangen Schwierigkeiten machen, so wünschen wir Ihnen zu der Erlangung der Krone Glück, und wünschen zugleich, daß Ew. Majestät in Ihrem Vaterlande getreuere und gehorsamere Unterthanen finden mögen, als

wir daselbst verlassen haben. Die ganze Welt wird uns darinnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man weiß, daß wir für alle unsre Wohlthaten mit Undank belohnt worden sind, und daß der gröste Theil von denen, die wir damit überhäuften, sich bloß auf Cabalen zu unserm Verderben gelegt haben. Wir wünschen, daß Ew. Majestät nicht ähnlichen Begegnungen ausgesetzt seyn mögen, und empfehlen sie der göttlichen Fürsehung. Gegeben zu Dresden, am 8. April 1707.

Mein Herr Bruder

Ihr Bruder und Nachbar

August. König.

Es gefiel Carln dem Zwölften in Sachsen zu gut, um dieses Land so bald zu verlassen. Ohnerachtet die Bedingungen des Friedens alle erfüllt waren, so blieb er gleichwohl den Winter und den grösten Theil des Sommers dieses Jahres (1707) in Sachsen, welches Land nunmehr zwey Könige, und eine Armee, die immer stärker wurde, und endlich bis 45,000 Mann anwuchs, zu unterhalten hatte. Eine Streitigkeit mit dem kaiserlichen Hofe gab dem Könige in Schweden Gelegenheit, seinen Aufenthalt in Sachsen immerfort zu verlängern. Der Kaiser Joseph gerieth in diejenige Furcht, welche Carl der Zwölfte allgemein vor sich herausgebreitet hatte, und gestand alles zu was Carl foderte. Hundert, und fünf und zwanzig Kirchen in Schlesien wurden den Protestanten zurückgegeben, und ihnen die freye Ausübung ihrer Religion bewilligt. Diese Unterhandlungen gingen den König August

nichts an: gleichwohl muste er deswegen die ganze Schwedische Armee in seinem Lande erhalten.

Zu einigem Vergnügen bey seinen Unglücksfällen sahe er, daß sich in Pohlen noch eine Menge von Treugesinnten für ihn fand, welche seiner Entsagung der Pohlnischen Krone widersprachen, und für ihn alles thaten, was ihr Unvermögen erlaubte. Pohlen kam dadurch in neue Verwirrung. Der Rußische Monarch schien anfänglich wider seinen Bundesgenossen eingenommen zu seyn, weil er einen Frieden, ohne ihn, mit dem gemeinschaftlichen Feinde geschlossen hatte, allein die Bedaurung trat bald an die Stelle des Unwillens. Er verlangte, daß in Pohlen ein Interregnum angekündigt würde, und suchte, nach einigen mißlungenen Versuchen in Absicht eines Throncandidaten, seinem Freunde August dadurch den Rückweg zum Pohlnischen Throne, bey einer günstigern Gelegenheit, zu bahnen.

Nachdem Carl ein ganzes Jahr in Sachsen zugebracht hatte, verließ er endlich dieses Land, und den König August im Anfange des Septembers 1707. Kurz vorher hatte er den sonderbaren Einfall, seinen besiegten Gegner noch einmal in Dresden zu besuchen. Er kam in diese Hauptstadt, nur von vier Personen begleitet, ritt auf das Schloß, und überraschte den König August, der eben in seinem Zimmer war. Dieser liebreiche Monarch empfing seinen harten Gegner mit der vollkommensten Höflichkeit. Der Besuch dauerte kurze Zeit, und Carl begab sich, nachdem er der Frau Mutter des Königs, und dem Churprinzen auch seinen Besuch abgestattet hatte, wieder eilfertig hinweg. August hatte so viel Artigkeit, ihn zu Pferde zum Thore hinaus zu begleiten. Man hat sich gewundert, daß es Carl gewagt habe, einen so gefährlichen

Besuch abzustatten, welcher ihm leicht hätte seine Freyheit kosten können: allein im Angesichte einer Armee von 45,000 Mann war keine Gefahr dabey. Und wie hätte es August thun können, und sich der Person des Königs von Schweden bemächtigen, er, der keine Truppen hatte, der Schwedischen Armee die Spitze zu bieten? Wenn sich Jemand zuerst über etwas wundert, so folgen ihm andre bald nach, so wenig wunderbares auch oft die Sache an sich hat. Der Besuch des Königs Carls in Dresden war die Folge eines sonderbaren Einfalls, dergleichen er öfters unterworfen war.

Sogern König August die Schwedischen Truppen seine Erbländer verlassen sahe, so ungern sahe er sie mit den Reichthümern und dem Vermögen seiner Unterthanen überhäuft nach Pohlen ziehn. Carl hatte seine Armee bis auf 45 000 Mann in Sachsen verstärkt. Die Officiers hatten beträchtliche Reichthümer. Unter den gemeinen Soldaten waren wenige, die nicht funfzig Thaler baares Geld aus Sachsen mit sich nahmen. Sonst hatte König August aus seinem Lande Reichthümer und Schätze nach Pohlen geführt; itzt führten es seine Feinde aus seinem Lande dahin.

Sein Schicksal hatte ihn nunmehro auf einen ruhigen Schauplatz gesetzt, von welchem er einen Zuschauer neuer kriegrischer Auftritte abgeben konnte. Er schmeckte in Sachsen das Vergnügen eines Fürsten, welcher von seinen Unterthaneu geliebt, und von seinen Dienern mit Treue bedient wird. Er hielt sich die meiste Zeit zu Dresden auf, wo er unter den Ergötzlichkeiten der Jagd, der Liebe, und der ritterlichen Uebungen die Ungerechtigkeiten seines Geschicks zu vergessen suchte. Man kann nicht leugnen, daß er die könig-

lich:

liche Krone sehr liebte aber man muß ihm den Ruhm lassen, daß nicht leicht jemand das, was er liebt, mit mehr Gleichgültigkeit, als er vergessen hat. Das angenehme Sachsen, die Abwechslungen von dessen Provinzen, in deren einige der König sich zuweilen begab, der Glanz seines Hofes, der gute Geschmack, welcher an demselben herrschte, und die Hofnung, daß der Altranstädter Friede vielleicht nicht immer gelten würde, machten dem guten Prinzen die Jahre 1708 und 1709 angenehmer, als diejenigen seyn konnten, in welchen er ein unruhiger König über ein weites Reich gewesen war.

In dieser Lage sah er seinen rauhen Sieger seinem eignen Unglücke entgegen gehen. Carl hatte die Friedensvorschläge, welche ihm der Rußische Czaar thun ließ, mit Stolz verworfen, und geantwortet, daß er in Moskau Friede machen wolle. Er war es gewohnt worden, vor den Residenzen der Feinde Friede zu machen. Bey Coppenhagen, bey Warschau und Dresden hatte er Gesetze gegeben. Er hofte gegen seinen letzten Feind eben so glücklich zu seyn. Aber das Glück von ihm hatte seinen Gipfel erreicht, und taumelte bald darauf herab. Er zog in Pohlen und Litthauen herum, schlug verschiedne Heere der Russen, drang in das Russische Gebieth selbst ein bis nahe vor Smolensko, und nahm den Weg gegen die Hauptstadt. Aber die Unwegsamkeit der Gegenden nöthigte ihn einen andern Marsch zu nehmen, und der General der Cosacken, Mazeppa, welcher insgeheim auf seine Seite trat, und ihn mit einem starken Heere unterstützen wollte, reitzte ihn, in die Ukraine zu ziehen. Er fand die Armee nicht, die ihm Mazeppa versprochen hatte, und wurde von seiner eignen zweyten Armee, welche er General Löwenhaupt commandirte, getrennt. Dieser

tapfre General wurde von der ganzen Macht der Feinde angegriffen, und verlohr, ob er sich gleich durchschlug, viele Truppen und Artillerie. Die Feinde zogen ihm nach. Carl litte in der Ukraine, bey der grimmigen Kälte des Jahrs 1709 und bey den beständigen Angriffen der Feinde, ganz ungemein mit seinem Heere. Gleichwohl belagerte er, im Anfange des Frühlings mit diesem geschwächten, von der Kälte, und dem Mangel an Lebensmitteln ermatteten Heere, die Stadt Pultawa. Der Rußische Czaar kam der Stadt zu Hülfe und lagerte sich der Schwedischen Armee gegen über. Es erfolgte hierauf die grosse und berühmte Schlacht bey Pultawa, am 8. Julius, 1709, in welcher die ganze Schwedische Armee theils umkam, theils gefangen wurde, alle Ammunition, die Kriegskasse, und die Generals in die Hände der Russen kamen, und der König von Schweden selbst mit einem Reste von 300 Mann in die Türkey fliehen muste.

August hatte an dem Siege bey Pultawa grossen Antheil. Er hatte den König von Schweden länger als sechs Jahr aufgehalten. Indessen hatten die Russen in den öftern Gefechten mit den Schweden siegen gelernt. Hätte Carl der Zwölfte, auf den ersten Friedensantrag des Königs August im Jahre 1702, sich billig bezeigt, so würde er die ungeübten Russen geschlagen haben, und Sieger aller seiner Feinde geworden seyn. Sein trotziger Eigensinn, den König in Pohlen vom Throne zu stossen, brachte ihn um die Ehre, den Rußischen Monarchen zu besiegen.

August hatte schon vor der Schlacht bey Pultawa vorhergesehn, daß das Glück des Königs in Schweden nicht mehr so fürchterlich wie bisher, seyn würde. Er war schon von dem Czaare zu einem neuen Eintritte in Pohlen eingeladen worden. Er hatte, in dieser Absicht,

sicht, seine Armee in einen guten Zustand gesetzt. Er hatte, bey Gelegenheit der Italienischen Reise des Königs von Dännemark, mit diesem Monarchen sich selbst zu Dresden besprochen, und mitten unter Lustbarkeiten von Turnieren, und andern Vergnügungen, deren die Geschichte kaum im Vorbeygehn zu erwähnen pflegt, wenn sie ihre Würde behauptet, die geheimen Verabredungen zu neuen Versuchen gegen den König in Schweden genommen. Dieser Plan wurde zu Berlin reif, an welchen Ort sich beyde Könige am Ende des Junius begaben. Das harte und stolze Betragen Carls des Zwölften hatte die Gesinnungen der Fürsten ihm widrig gemacht. Sein Unglück gab ihren Gesinnungen Ausbruch. Wer sich im Glücke hart bezeugt, muß sich der Beständigkeit des Glücks versichert haben, und dieses konte Carl der Zwölfte so wenig, als irgend ein Sterblicher.

Gleich nach der Schlacht bey Pultawa erschienen verschiedne Grosse des Pohlnischen Reichs, und ladeten den König August ein, von einem Throne wiederum Besitz zu nehmen, welchen ihm die Ungerechtigkeit des Schicksals geraubt hatte. Es war immer noch eine Parthey in Pohlen auf seiner Seite gewesen, selbst da er der Krone entsagt hatte. Der Feldherr Siniawsky hatte sich dem Könige Stanislaus nie ergeben und war immer durch die Russen unterstützt worden. August entschloß sich, wiederum den Pohlnischen Thron, mit den Waffen in der Hand, zu besiegen. Er versammelte ein Heer von 12,000 Mann bey Guben in der Niederlausitz. Er machte seinen Entschluß verschiednen Prinzen, und auch der Republic Holland bekant. Er zeigte die Gerechtigkeit seines Unternehmens in einem weitläuftigen Manifeste, worinnen seine Gründe zur Ergreifung der Waffen mit vieler Bündigkeit ausgefürt waren. Mit dem Anfange des Septembers (1709)

trat er in Pohlen ein, und foderte die Krone wieder, die ihm ein König entrissen hatte, der itzt zu Bender von den Wohlthaten der Türken lebte.

Es ist nicht die Pflicht der Geschichte, die Handlungen der Prinzen in Absicht ihrer Rechtmäßigkeit, und Unrechtmäßigkeit, zu untersuchen. Sie soll erzählen, und nicht richten. Allein es ist ihre Pflicht, die Gründe anzuführen, welche die Handlungen verursachen, und sie aus dem rechten Gesichtspunkte vorstellen. Obgleich der König August der Krone von Pohlen entsagt hatte, so handelte er dennoch nicht ungerecht, da er sie wiederum suchte. Der König von Schweden hatte kein Recht, den Pohlen Könige zu setzen, und sie ihnen zu nehmen. Die Republik hatte in die Abdankung Augusts nicht gewilligt, und dieser Umstand allein gab ihm das Recht zu Widereinnehmung des verlaßnen Thrones. Die Wahl des Stanislaus muste, nach allen Gesetzen der Pohlen, für keine gehalten werden. Es ist wahr, August hatte ihn als König erkannt, allein, um seine Sächsischen Unterthanen für den Ruin zu bewahren, mit welchem sie Carl der Zwölfte bedrohte. Der Friede zu Altranstädt war das Werk einer Uebereilung der Pohlnischen Ministers. August wurde gezwungen, ihn zu unterschreiben, und nach drey Jahren wurde er durch das Bitten der Pohlen genöthigt, ein Versprechen aufzuheben, welches ohne Beystimmung der Republik von Pohlen nicht gültig seyn konnte.

Sobald er in Pohlen angekommen war, fand er einen ausgebreiteten grossen Anhang. Die Scene war verändert. Die Rußische Armee erweckte Furcht. Pohlen war ihrer Macht unterworfen. Alles, bis auf wenige treue Anhänger des Stanislaus, ergab sich dem Könige August, und leistete ihm Gehorsam.

Sto-

Stanislaus bemerkte kaum das Unvermögen, in welchem er sich befand, den Königsthron zu behaupten, als er sich erklärte, daß er aus Neigung zur Ruhe, die Krone niederlegen wolle. Carl der Zwölfte hörte diese Erklärung zu Bender mit Unwillen an. Er blieb bey seinem Mißgeschicke unverändert. „Wenn Stanislaus nicht will König seyn, sagte er, so darf er es nur sagen: ich will einen andern König in Pohlen setzen.„

Es war noch ein Schwedisches Corps in Pohlen, unter den Befehlen des Generals Crassau, welches dem Könige Stanislaus zur Bedeckung dienen sollte. Als aber August in Pohlen eindrang, und die Russen von der andern Seite, so zog sich der General Crassau nebst dem Stanislaus mit seinem Heere aus Pohlen nach Pommern. Man befürchtete von diesem Corps einen Einfall in Sachsen, denn man wußte daß Carl der Zwölfte dem General Crassau den Befehl zu einem Einfalle in Sachsen gegeben hatte, wenn der König August nach Pohlen kommen sollte. Um diesem Vorfalle zuvorzukommen, brachte dieser Prinz einen Vertrag zu Stande, nach welchem eine Neutralität des ganzen Deutschen Reichs errichtet wurde. Diesem Vertrage traten nicht allein die Stände des Deutschen Reichs zu Regensburg bey, sondern in der Folge auch der König von Dännemark, und der Senat zu Stockholm. Allein König Carl sah diesen Vertrag, welcher eine Art von Bündniß war, als eine sehr nachtheilige Partheylichkeit an. Noch hofte er immer, durch Türkische Hülfe die Russen zu besiegen, und er wollte sich durch keinen Vertrag die Gelegenheit nehmen lassen, wiederum Sachsen zu demüthigen. Er widersprach diesem ganzen Vertrage, und

ver-

verwarf ihn endlich völlig. Er sah nicht vorher, daß er dadurch seinen Deutschen Staaten selbst den Ruin zuzog.

Die Gegenwart des Königs August in Pohlen brachte diesem Monarchen die wesentlichsten Vortheile. Er unterredete sich zu Thorn mit dem Rußischen Czaar, und erneuerte mit demselben die vorige Freundschaft. Er hielt eine Rathsversammlung des Reichs zu Warschau. Er ließ eine allgemeine Amnestie in Pohlen bekannt machen, und gründete seine neue Regierung. Weil die Republik den Rußischen Czaar um die Hinwegführung seiner Truppen aus ihrem Gebiethe, ersuchte, so überließ dieser ein besonders Corps dem Könige August zu eignen Befehlen, und verließ den Pohlnischen Staat, nachdem er die noch übrigen Schweden völlig daraus vertrieben hatte.

August begab sich, nach hergestellter Ruhe in Pohlen, wiederum nach Sachsen, und unterredete sich in den ersten Tagen des Jahrs 1710 mit dem Könige von Preussen zu Leipzig in Absicht des kriegrischen Plans, wenn Carl der Zwölfte seine Entwürfe auszuführen suchen sollte. Er pflegte gewöhnlich diese Reise nach Sachsen am Ende des Jahrs zu unternehmen, und im Frühlinge wiederum nach Pohlen zurück zu kehren, in welchem Lande er nunmehro als ruhiger Herr regierte, und von Rußischen und eignen Sächsischen Truppen umgeben seinen Befehlen Gehorsam und seinen Einrichtungen Beyfall verschafte. Er hatte das Vergnügen, auf einer zahlreichen Rathsversammlung des Reichs, alle seine Wünsche erfüllt, und Einigkeit der Treue für sich hergestellt zu sehen.

Die Künste erhielten in diesem Jahre durch die Errichtung der berühmten Porcellainfabrike zu Meissen einen wichtigen Zuwachs. Es wurde zugleich eine

Quelle der Einkünfte für den König August, und die Neuheit der Erfindung machte sie zugleich bewunderungswürdig, und einträglich.

Die Ehre welche August durch den Tod des Kaysers Joseph, im Jahre 1711, erhielt, das Vicariat des Deutschen Reichs, währendem Interregnum zu führen, war nicht so wichtig, als seine neuen kriegrischen Unternehmungen. Er machte sich durch jenes hohe Amt den Hof zu Wien geneigt, indem er alles, was er konnte, that, um die Kayserkrone dem Erzherzoge Carl zu verschaffen, welcher hernach, unter dem Namen Carls des Sechsten das Deutsche Reich mit Ruhm regierte, und sich durch wichtige Thaten groß machte.

Augusts kriegrische Absichten gingen auf Eroberungen, nachdem seine Länder von den Feinden befreit waren. Er unterredete sich über den Plan dazu, selbst mit dem Rußischen Czaar, zu Jaroslau. Mit dessen, seinen eignen, und Dänischen Truppen, suchte er in Pommen Eroberungen zu machen, und begab sich selbst an die Spitze seines Heeres, welches mit der Rußischen Hülfe, zwanzig tausend Mann betrug, zu welchen noch eben so viel Dänische Truppen stiessen.

Die Schweden verliessen ganz Vorpommern, als sich August mit seinem Heere näherte, und besetzten blos Wismar, Stettin, und Stralsund. Man schloß Wismar ein, und wollte Stralsund belagern. Allein es fehlte dazu theils Infanterie, theils das nöthige Geschütz. Jenen Mangel konnte man gar nicht, und diesen zu langsam erfüllen, um etwas Grosses zu unternehmen, August ließ schweres Geschütz ankommen, allein indessen war die Jahrszeit verstrichen, und der Pommerische Feldzug ohne Erfolg.

Carl

Carl der Zwölfte hatte sich indessen in dem Winkel des Türkischen Gebieths, wo er sich aufhielt fürchterlich zu machen gewußt. Er hatte die ganze Türkische Macht gegen die Russen in Waffen gesetzt, und diese hatte den Czaar an dem Pruth dergestalt eingeschlossen, daß kein andres Rettungsmittel für ihn übrig blieb, als durch Gewinnung des Großveziers einen schleunigen nachtheiligen Frieden zu erkaufen. Dieser Friede war für den König August der glücklichste Vorfal, den er wünschen konnte. Er sahe sich dadurch von aller Gewalt, und allen Angriffen seines Feindes Carls des Zwölften in Sicherheit gesetzt.

Gleichwohl suchte dieser in Bender thätige Monarch immerfort den Grossultan gegen den Rußischen Czaar zu reizen, und wenn dieser nicht durch Klugheit und Geld die gefährlichen Anschläge seines Feindes zu Constantinopel vereitelt hätte, so hätte ein beschwerlicher Türkischer Krieg ihn und den König August in neue grosse Gefahren gestürzt. Inzwischen blieb, unter solchen Umständen, doch immer für Augusten, die Furcht eines neuen Angriffs auf Pohlen, oder Sachsen.

Dieses zu hintertreiben, wurde im folgendem Jahre (1712) ein neuer Feldzug nach Pommern unternommen. Der König August, und der Rußische Monarch waren im Anfange dabey selbst gegenwärtig. Allein die Pohlnischen Umstände nötigten den König, in dieses Land zu gehen, wo er einen Reichstag hielt, auf welchem gestritten, und nichts zu Stande gebracht wurde. Man beschwerte sich in Pohlen beständig über die fremden Rußischen und Sächsischen Truppen, und gleichwohl konten sich die Pohlen doch nicht selbst verteidigen.

Die Türken drohten mehr als einmal in Pohlen einzubrechen, wozu sie von Carl dem Zwölften bewogen wurden. August war glücklich und geschickt genug,

dieses Ungewitter immer wieder abzuwenden, wenn es einbrechen wollte, und durch Verträge, Vorstellungen, und Bedingungen die Feinde abzuhalten. Es war leichter, die Türken in Ruhe zu erhalten, als die Pohlen. Beständig zeigten sich Mißvergnügte, die desto frecher waren, je mehr die öffentlichen Unruhen ihnen dazu Anlaß gaben. Man unternahm sogar im Jahre 1713, nach einigen Berichten, eine Zusammenverschwörung gegen das Leben des Königs, welche noch zu rechter Zeit entdeckt, und vereitelt wurde. Man wolle ein Schauspiel aufführen, wie es der dritte November des Jahrs 1772 an einem andern Pohlnischen Könige zum Abscheu der Welt, und der Nachwelt, zeigte. Man wollte den König August, der in vollkommener Sicherheit zu Warschau lebte, des Nachts mit hundert Personen überfallen, und ihn in die Hände der Schweden liefern. Einige Tage vor der Ausführung wurde die Verschwörung verrathen. Wenn je ein König die Liebe, und die Anbetung seiner Unterthanen verdiente so war es August der Zweyte, dessen Freygebigkeit, und Güte die Pohlen, bis zum Erstaunen, mißbrauchten.

Während diesen Vorfällen und unangenehmen Empfindungen des Königs August, in Pohlen, wurde der Krieg in Pommern, den er mit Rußland und Dännemark zugleich führte, fortgesetzt. Aber es herrschte eine gewisse Unthätigkeit bey den Heeren, und der Erfolg der Feldzüge entsprach nicht den Erwartungen. Der Schwedische Feldherr Steinbock vertheidigte sich tapfer. Er griff die Dänischen und Sächsischen Truppen bey Gadebusch im Mecklenburgischen an, und schlug sie völlig, ging nach diesen Siegen in das Hollsteinische und legte die Stadt Altona am 8. Jener 1713 in die Asche, so daß wenige Häuser stehen blieben. Er konte sich aber dennoch nicht gegen die überlegne Macht der Feinde

be erhalten, sondern wurde endlich bey Tönningen von dem vereinigten Heere der Alliirten eingeschlossen, und gezwungen, sich mit seiner ganzen Armee zu Kriegsgefangnen zu ergeben.

Mit diesem glücklichen Vorfalle vereinigte sich ein andrer, welcher den König von Schweden selbst anging, und ihn in die Türkische Gefangenschaft brachte. Die ganze Welt erstaunte, als sie hörte, daß Carl der Zwölfte zu Bender durchaus nicht das Türkische Gebiet hatte verlassen wollen, und als man ihn dazu nöthigen wollte sich zur Wehre gestellt hatte. Es war unglaublich und gleichwohl wahr, daß er mit seiner geringen Bedeckung sich gegen eine ganze Armee von Türken und Tatarn vertheidigt hatte, daß zehn Kanonen, zwey Mörser und eine ganze Armee gegen ihn hatte müssen gebraucht werden, ehe man ihn hatte gefangen nehmen können, daß er sich ganz allein, von allen verlassen, als schon sein Haus ihm über dem Kopfe brannte, sich unaufhörlich gegen ganze Reihen von Janitscharen so lange vertheidigt hatte, bis er sich in die Sporen verwickelt; und auf diese Art niedergefallen war. August schenkte demjenigen, welcher ihm diese Nachricht brachte, zwey hundert Stück Ducaten. Die Gefangenschaft, in welcher sich nun Carl der Zwölfte befand, schien ihn in völlige Sicherheit zu setzen. Allein es erfolgte bald darauf das Gegentheil. König Carl hatte Mittel gefunden seine Feinde am Türkischen Hofe zu stürzen, und ob er gleich ein Gefangner war, den Sultan, zu seinem Vortheile, zu einer neuen Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen. Die Geschicklichkeit des Rußischen Czaars war es allein, welche auch diese neue Gefahr abwandte, und einen Frieden zu Adrianopel im Junius (1714) zu Stande brachte, auf welchem bald ein Vergleich mit der

Krone Pohlen folgte, der durch eine feyerliche Gesandtschaft an den König August geschlossen wurde.

Die Unruhen in Pohlen vermehrten sich in diesem Jahre. Man führte die lautesten Klagen, daß Sächsische und Rußische Truppen in Pohlen waren. Der Primas des Königreichs wurde genöthigt, selbst an den König zu schreiben, welcher nach Sachsen gegangen war. Als das Schreiben des Primas ohne Erfolg blieb, so erschienen einige Abgeordneten der Republik Pohlen zu Dresden und verlangten drey Punkte. Das der König August nach Pohlen zurückkehren: daß er einen allgemeinen Reichstag halten: daß er die Sächsischen Truppen aus Pohlen hinweggehen lassen sollte.

Er begab sich wirklich in dieses unruhige Reich. Das Misvergnügen des vornehmen Adels nöthigte ihn, mit den Waffen in der Hand, eine Versammlung des Reichs zu Warschau zu halten. Man drang auf den Rückzug der Sächsischen Truppen, und ein Theil derselben begab sich auch eilfertig hinweg.

Indessen erschien, am 22 November dieses Jahrs 1714, der König von Schweden unvermuthet in Pommern. Er hatte endlich das Türkische Gebieth verlassen, nachdem er durch viele fruchtlose Hofnungen die traurige Erfahrung erlangt hatte, daß es umsonst sey Türkische Hülfe in diesem Kriege zu erhalten. Seine Ankunft in Strahlsund war das Zeichen zu neuen Feldzügen. Er verstärkte seinen Zorn gegen seine Feinde, und dachte an nichts, als Rache. Ob er gleich schon mit Feinden von allen Seiten umgeben war, so bekam er doch, gleich bey seiner Ankunft noch einen neuen an dem Könige von Preussen, einen desto gefährlichern, je mächtiger, und je näher er ihm war.

Dieser Monarch hatte die Festung Stettin im Jahre 1713 mit seinen Truppen besetzt, als König August dieselbe eben hatte belagern lassen, und er hatte den Pohlnischen König bewogen, von dieser Stadt abzuziehn. Er selbst schloß mit dem Schwedischen General Gouverneur, dem Grafen Welling, einen so genannten Sequestrationstractat, nach welchem er diese Festung nebst noch einigen andern Plätzen in Pommern bis zum künftigen Frieden indessen in Besitz behalten sollte, und dadurch die Neutralität von Pommern erhalten wollte. König Carl der Zwölfte foderte den Besitz von Stettin, gleich nach seiner Ankunft, zurück. Der König von Preussen weigerte sich, und trat hierauf mit den Schwedischen Feinden, und dem Könige August ins Bündnis wider den König Carl.

August schickte zu dem Kriege in Pommern acht tausend Mann unter den Befehlen des Grafen von Wackerbarth. Diese Sächsischen Truppen erwarben sich den grösten Ruhm, und rächten dadurch ihre vorigen Niederlagen an dem Könige in Schweden. Sie waren immer an den gefährlichsten Posten gestellt. Der Graf von Wackerbarth that sich besonders bey dem Hauptangriffe auf Stralsund hervor, und verdiente sich und seinem Monarchen die vorzügliche Dankerkentlichkeit, welche der König von Preussen, nach der Eroberung von Stralsund, in einem Schreiben an den König August bezeigte.

Indem die Macht Carls des Zwölften an allen Orten geschwächt wurde, und August von seiner Rachsucht nichts mehr zu befürchten hatte, breitete sich der Geist der Unruhe in Pohlen immer mehr aus. Die Beschwerden über die Sächsischen Truppen, welche der König dennoch dort so nöthig hatte, arteten endlich in

einen Aufruhr aus. Man fing schon an von Conföderationen zu sprechen: und die Besorgung derselben machte es nöthig, daß eben zu der Zeit, da man sich in Pohlen über die Gegenwart der Sächsischen Truppen beschwerte, noch mehrere Truppen dahin gezogen werden mußten. Die ersten Versuche einer Conföderation vergingen bald: die Mißvergnügten geriethen unter einander selbst in Streitigkeit, und zerstreuten sich selbst.

In Lithauen wurde zu Wilna eine empörerische Versammlung der Mißvergnügten gehalten, in welcher man beschloß die Sächsischen Truppen mit Gewalt zu vertreiben. Allein zwanzig tausend Mann Russen, welche sich gegen Grodno zogen, nöthigten die unruhigen ihre Schlüsse selbst zu vernichten, und, nach dem Vorschlage des Bischofs von Cujavien, durch Abgeordnete den König um Verzeihung zu bitten. Pohlen schien wiederum beruhigt, aber es war es noch nicht, und der wilde Geist der Nation suchte neue Gelegenheit zur Zwietracht.

Die Abwesenheit des Königs in Sachsen machte die Mißvergnügten frech. Es erschien eine neue Conföderation, die durch Schwedische Triebfedern verursacht wurde, und in welche selbst die Kronarmee, unter dem Vorwande, trat, daß sie die öffentliche Freiheit erhalten wollte. Der Woywode von Sendomir war das Haupt dieser Conföderation. Man zauderte nicht lange. Ein beträchtlicher Theil der Kronarmee vereinigte sich mit dem mißvergnügten Adel, und setzte sich in Bewegung, die Sächsischen Truppen aus dem Königreiche zu jagen. Es erfolgten verschiedne Gefechte, in denen bald diese, bald jene Parthey unterlag. So unglücklich war der gütige August. Als er seinen offenbaren

Feind besiegte, muste er mit seinen Unterthanen Krieg führen.

Der Sächsische General Baudis schlug den wilden Gegnern einen Waffenstillstand vor, welchen sie annahmen, und ein paar Tage darauf wieder brachen. Selbst die Vorstädte von Warschau wurden in der Nacht angefallen. Dieses gab auf beyden Seiten neue Erbitterung. Die Anzahl der Conföderirten stieg auf 30,000 Mann. Eine Menge von Dörfern wurde geplündert und in Asche gelegt. Die Wege waren allenthalben mit todten Sachsen und Pohlen bedeckt. Täglich wurden einzelne Schaaren der Conföderirten mit andern von des Königs August Parthey handgemein, täglich wurden einige getödtet.

Die Sächsischen Truppen behielten doch fast beständig die Oberhand über die Conföderirten, und diese, welche sich dem gänzlichen Verderben auszusetzen befürchteten, baten den Feldherrn Flemming um einen Waffenstillstand. Flemming gab den Abgeordneten gewisse Bedingungen mit, unter welchen er den Waffenstillstand zugestehen wollte, und die Furcht nahm diese Bedingungen an.

Die Armee der Conföderirten blieb im Winter des Jahrs 1715, und dem Anfange des folgenden Jahrs im Felde, ohnerachtet der strengen Kälte, und des heftigsten Schnees. Es wurden Zusammenkünfte von beyden Seiten gehalten. Der General Flemming aber, welcher seine Hofnung auf die Zeit und seine Geschicklichkeit setzte, beantwortete die wenigsten von den vorgeschlagnen Punkten, und begnügte sich, den Waffenstillstand bis auf den May zu verlängern, zu welcher Zeit die Sächsische Armee Pohlen verlassen sollte. Indessen blieben die Conföderirten in den Waffen.

Die-

Dieses fiel in Pohlen vor. Eben kam der König August zu Warschau an, als sich in Litthauen ebenfals eine Conföderation zeigte. Die Drohungen der Conföderirten, die Türken zu Hülfe zu ruffen, sezten ihn in grosse Verlegenheit. Er hielt eine Rathsversammlung zu Warschau, und ließ hierauf eine allgemeine Amnestie bekannt machen, um die Unruhen zu stillen: er versprach den grösten Theil seiner Truppen aus Pohlen zu schicken, wenn die Republik nur sechs tausend Mann Sachsen erhalten wollte. Aber die Conföderirten, deren Anzahl sich täglich mehrte, verlangten, daß die Sächsischen Truppen insgesammt vorher das Königreich verlassen sollten, ehe man an Vorschläge des Friedens dächte.

Es war natürlich, daß diese Foderung abgeschlagen werden muste. Die Mißvergnügten gingen hierauf noch weiter. Sie erklärten sich in einem Manifeste, welches an die auswärtigen Höfe gerichtet war, daß es ihnen erlaubt seyn müsse, ihre Freyheiten zu vertheitigen. Sie beschwerten sich über alles dasjenige, was Carl der Zwölfte ehedem dem Könige August zur Last gelegt hatte; über die Gefangennehmung der Prinzen Jacob und Constantin, die wir oben erzählt haben, über den Krieg mit dem Könige von Schweden, ohne Beystimmung der Republik, über die Bündnisse, die ohne derselben Einwilligung geschlossen worden wären, über Bedrückung des Adels, über Einschränkung ihrer Privilegien. Sie fügten hinzu, daß sie die Waffen ergriffen hätten, um das völlige Verderben des Vaterlandes abzuwenden.

Mit diesen Erklärungen verbanden sie Thätlichkeiten. Sie belagerten Posen. Ein Theil ihrer Truppen machte sich Meister von Fraustadt, und ließ die Sächsische Besazung daselbst über die Klinge springen.

Ein anders Corps von ihnen ging mit zwey hundert und vierzig Sachsen die in dem Schlosse zu Sclytowiesky überfallen wurden, eben so um. Ein besonders Corps machte funfzig Sachsen bey Prateg nieder. Noch ein anders griff ein ganzes Sächsisches Regiment an, tödtete eine Menge davon, und machte fast den ganzen übrigen Rest zu Gefangnen. Ein beträchtliches Heer näherte sich der Hauptstadt Warschau, und schloß sie beynahe ein. Der General Wakerbarth, welcher die Sachsen daselbst commandirte hatte Mühe, die Feinde abzuhalten. Es erhub sich nun ein innerlicher Krieg in Pohlen, und die Erbitterung auf beyden Seiten machte ihn, wie bey solchen Kriegen immer geschieht, verderblicher.

Unter diesen Unruhen, bey welchem viel Blut vergossen, viele unglücklich gemacht, und eine Menge Städte und Dörfer verwüstet worden, begab sich der König August nach Danzig, wo sich der Rußische Czaar aufhielt. Die Monarchen berathschlagten über die Mittel, die Ruhe in Pohlen wieder herzustellen, aber es fand sich kein anders Mittel als die Gewalt. Gleichwohl widerrieth so wohl die Klugheit, als die Gütigkeit Augusts, dieses Mittel. Indessen erschienen selbst Gesandte von den Conföderirten bey dem Czaare, und baten um dessen Vermittlung. Er fragte sie bey der Audienz welche er ihnen gab; ob unter diesen Bewegungen der Pohlnischen Nation nicht ein geheimes Vorhaben des Königs von Schweden verborgen wäre. „Die Abgesandten versicherten, das dieses nicht wäre, und hierauf übernahm der Czaar die Vermittlung zwischen der Pohlnischen Nation, und ihrem Herrn. Er übertrug die Sorgfalt davon dem Fürsten Dolgorucki.

Eine Mittelsperson, welche hundert Galeeren bey Danzig, und vier und zwanzig tausend Soldaten an der Gränze von Pohlen hatte, schafte sich bald Gehör. Man fing Unterhandlungen an. Allein die Zwitracht zog alles in die Länge. Man hielt zu Jaroslau, zu Lublin, und an andern Orten Zusammenkünfte, um Frieden zu stiften. Man zankte über Kleinigkeiten, über Ceremonien: man entwarf einige vorläufige Puncte: unterdessen überfielen die Conföderirten Posen, und nahmen es mit Sturm ein, und übten allenthalben Grausamkeiten aus. Die Versammlungen gingen aus einander: sie fingen wieder von neuem an. Endlich erklärte der Fürst Dolgorucki, daß er keinen Frieden zu treffen wüste, und August erklärte sich mit einem gesetzten Geiste in einem Manifeste, daß er zum Frieden bereit sey, aber Ungerechtigkeit nicht dulden könne.

Der Fürst Dolgorucki fing an, im Namen des Rußischen Monarchen seines Herrn, zu drohen, und ein beträchtliges Corps Russen stand bereit, sogleich Feindseligkeiten auszuüben. Die Conföderirten werden darüber unruhig: sie fangen neue Urterhandlungen an: sie senden Abgeordnete nach Warschau, und man eröfnet die Versammlung am 25. September 1716. Die Schwierigkeiten von beyden Seiten werden gehoben, und die vorläufigen Artikel entworfen, nach welchen König August seine Sächsischen Truppen auf einen gewissen bestimmten Tag aus Pohlen abgehen zu lassen verspricht, und alles, was Conföderation heißt, aufgehoben, und vernichtet seyn soll. Eine allgemeine Amnestie beruhigt die Furchtsamen, und die Versprechungen des Königs in Absicht der catholischen Religion und der Pohlnischen Freyheit beruhigen die Clerisey und das Volk. Endlich

wird am 3. November der Vertrag zwischen dem Könige und den Mißvergnügten unterzeichnet.

Man glaubte nun das Ende aller Unruhen erreicht zu haben. Dennoch fanden sich, während des ganzen Monats December, immer neue Schwierigkeiten, und die Abgeordneten der Conföderirten hatten immer neue Forderungen an den König zu thun, dessen entschloßner Geist allein sie endlich zur Beruhigung brachte.

Es wurde am ersten Februar 1717 ein allgemeiner Reichstag zu Warschau gehalten. Man nannte ihn einen Reichstag der Staaten des Königsreichs. Die Pedanterie, welche ihren Einfluß gern in alles, auch in Empörung hat, verursachte daß die Conföderirten den Nahmen der Conföderirten Staaten von Pohlen erhielten, und für diesen Namen hatten sie schon lange mit Worten, und Degen gefochten.

Gemeiniglich dauern die Reichstage wenigstens sechs Wochen. Dieser, war in sechs Stunden geendigt. Die Ablesung des Vertrages, und die Unterwerfung der Conföderirten waren die Gegenstände derselben. Da diese beyde Sachen geendigt waren, so war der Reichstag geschlossen. Die Freude über die Ruhe des Reichs breitete sich an diesem glücklichen Tage über ganz Warschau aus. Jeder feyerte ihn so gut er konnte, und die öffentlichen Freudensbezeugungen hatten alles das Grosse, was einem so wichtigen Frieden gemäß war.

August, nunmehr ruhig auf seinem Throne, sorgte für die Erhaltung des Friedens, der ihm so viele Mühe gekostet hatte. Noch am ersten Tage des Friedens ertheilte er Befehl zum Abmarsche der Sächsischen Truppen aus Pohlen, welche dieses unruhige

Reich

Reich vergnügt mit ihrem schönen Vaterlande verwechselten. Er selbst ließ wiederum alle diejenigen Ergötzlichkeiten an seinem Hofe herrschen, welche er so sehr liebte. Mitten unter denselben erwarb er sich neue Liebe der Vornehmen in Pohlen, welche er mit seiner Freygebigkeit überhäufte, und der Geringern, denen er mit der ihm gewöhnlichen Gnade, und Leutseligkeit begegnete.

Ein einziger Umstand machte noch Unruhe. Der Rußische Monarch wollte seine Truppen nicht aus Pohlen ziehen. Nach vielen Vorstellungen an den Prinzen Dolgorucki erfolgte zwar der Befehl zum Abmarsche, allein die Truppen zogen gegen Danzig, und blieben hernach immer noch auf den Grenzen von Pohlen. Man fing an Argwohn zu schöpfen, und, nur zu spät, entdeckte man, Rußische Absichten, welche selbst dem Könige August widrig waren.

Den vornehmsten Ruhm der Beruhigung von Pohlen, und der Politick der Unterhandlungen erwarb sich der Feldmarschall Graf von Flemming. Er verdient es, in einer Lebensbeschreibung Augusts, geschildert zu werden. Er war der Liebling seines Herrn und er war dieser Ehre würdig. Ein gleich guter General und grosser Minister arbeitete er in beyden Fächern, in deren einem schon die Kräfte des Genies erschöpft werden. Sein durchdringender Geist sah vieles vorher, an welches andre noch nicht denken konnten. Seine Thätigkeit war unermüdet, seine Treue eifrig, und seine Geschicklichkeit in Staatssachen erweckte Bewunderung. Viele Sorgen übernahm er allein, und ertrug die Vorwürfe der Pohlen, um seinen König zu schonen. Dabey maßte er sich nicht mehr an, als Ministern zukomt. Mißtrauisch gegen Freunde, die er nicht geprüft hatte, nachgebend, wo es nöthig war,

und gesetzt, so bald es die Pflicht erfoderte, scharfsichtig bey allen Umständen, bedächtig und zugleich unternehmend, zurückhaltend, und zugleich höflich; so diente er seinem Herrn, und er diente ihm so, daß er das vornemste, und oft das einzige Werkzeug des Königs war. August verließ sich völlig auf Flemming, denn er kannte ihn und hatte vom Jahre 1697 lauter grosse Proben seines Eifers, und seiner glücklichen Klugheit erhalten. Wenn Graf Flemming einen Fehler hatte, der Tadel verdient, so war es die Eifersucht. Aber ein Mann, der die ganze Gunst seines Prinzen besitzt, hat allemal Ursache eifersüchtig zu seyn, und er handelt dabey klug.

Dieser Minister war es, welcher zuerst auf die Freundschaft des Czaars in dem Jahre 1717 und nachher noch mehr Argwohn faßte. Er hatte zeitig einen Theil von den weiten Entwürfen entdeckt, welche der Czaar und der König von Schweden in den Unterhandlungen auf der Insel Aland machten.

Der Rußische Monarch hatte seinen Zorn an dem Schwedischen Gegner gestillt. Er sah ihn itzt in der tiefsten Demüthigung, und befürchtete, daß Dännemark und seine eigne Alliirten durch Schwedische Beute zu mächtig werden möchten. Er hatte also sich für die Uebermacht seiner eignen Alliirten zu befürchten, und nicht mehr für den König von Schweden. Er änderte sein System: er ließ sich in geheime Friedensunterhandlungen mit Schweden ein. Sein Minister, Ostermann, der in der Folge eine so merkwürdige Rolle spielte, und durch sein Ansehn und seinen Fall so grosse Aufmerksamkeit auf sich zog, dieser kluge Staatsmann pflog auf der Insel Aland mit dem Schwedischen Baron von Goerz Friedensvorschläge. Der Baron von Goerz, ein Liebling Carls des Zwölften, welcher hernach zu Stockholm,

nach Carls Tode öffentlich enthauptet wurde, ein verwegner, und dabey schmeichelnder Mann, erleichterte die Friedensbedingungen zwischen Rußland und Schweden, aber entwarf zugleich die ungeheuersten Projecte, welche, einen grossen Theil von Europa in andre Gestalt gebracht hätten. Der Czaar sollte sich mit seinem alten Feinde gegen seine eigne Alliirten verbinden, um an der Ostsee zu herschen, und in Deutschland festen Fuß zu setzen, um den Ritter Georg, den Sohn des Prätendenten auf den Englischen Thron zu setzen, den König von England in Hannover, und dem neu eingenommenen Bremen und Verden anzugreiffen, und den König von Preussen zur Wiedergabe von Stettin, und den besetzten Oertern in Pommern zu nöthigen. Ohnstreitig hatte die gefährliche aber schwache Staatskunst des Spanischen Cardinals und Ministers Alberoni an diesen Entwürfen Antheil. Man weiß welche ausschweifende Anschläge dieser kühne Prälat hatte, und wie übel sie ausschlugen. In Norden aber veränderte die geheime Unterhandlung des Schwedischen und Rußichen Monarchen, und ihre entworfne Verbindung das ganze politische System.

Am übelsten befand sich August dabey. Er kante die Rachsucht des Schwedischen Königs gegen sich. Er vermuthete nicht ohne Grund, daß dieser Monarch auf die Wiedereinsetzung des Stanislaus auf den Pohlnischen Thron dringen würde, und daß der Czaar diese Absicht leicht erfüllen möchte. Denn die Staatskunst opfert die Freundschaft oft den Vortheilen auf. Er fing an itzt mehr, als jemals, sich zu fürchten.

Flemming, welchen wir vorher schilderten dachte durch einen glücklichen Streich die feindliche Achsicht wenigstens schwer zu machen, wenn er sie auch nicht

hin-

hindern konnte. Er machte geheime Anstalt, den König Stanislaus in Zweybrücken, wo er sich aufhielt, aufheben, und ihn nach Dresden in Verwahrung bringen zu lassen. Einer von denen Franzosen, die sich in fremden Ländern gern wichtig machen, wenn ihnen im Vaterlande das Glück den Rücken kehrt, mit Namen Seissan unternahm die Ausführung. Er verband sich mit dreyßig andern französischen Officiers, die in Augusts Diensten, und eben so verwegen, wie er waren. Er begab sich nach Zweybrücken mit diesen Gesellschaftern. Allein das gute Geschick wollte den König Stanislaus erretten. Der Anschlag wurde den Abend vor der Ausführung entdeckt, und der Feldmarschall Flemming hatte das Mißvergnügen, daß er eine Gelegenheit gegeben hatte, die Gnade und Großmuth des Königs Stanislaus, zu bewundern. Denn Stanislaus, anstatt die Verschwornen zu bestrafen, stellte ihnen ihr Vergehn bloß vor, ließ sie ruhig von sich, und gab einigen sogar Geld zur Rückreise.

Der Aufenthalt der Rußischen Truppen in Pohlen, welche dieses Land durchaus nicht verliessen, gab der Nation zu vielen Klagen, und dem Könige zu vermehrten Verdachte Anlaß. Man fing selbst an über den Fürsten Dolgorucki sich zu beschweren, und der König sogar muste argwohnen, daß dieser Minister ein neues Mißverständnis zwischen ihm und den Ständen des Reichs erregen wollte. Er schickte wegen verschiedener verdächtiger Reden eine besondre Gesandschaft an diesen Prinzen, welcher aber alles leugnete, was der Ehre des Königs, und seiner Achtung gegen denselben zuwider seyn konnte. Indessen blieben die Rußischen Truppen in Pohlen, und wollten nicht weichen.

Noch

Noch dauerte die Besorgnis wegen der geheimen Verbindung des Rußischen und Schwedischen Monarchen fort, als der Tod Carls des Zwölften alles in eine andre Gestalt versetzte. Der thätige, kriegrische, und unruhige König war im Winter des Jahrs 1718 in Norwegen eingerückt. Er hofte dieses Reich in sechs Monaten zu erobern, und der Czaar hatte diese Eroberung ins geheim gebilligt, indem er sich immer mehr zu einem Frieden mit Schweden, und einem Kriege gegen dessen Feinde neigte. König Carl belagerte im härtesten Winter die Festung Friedrichshall. Er besahe die Werke vor dieser Festung, in denen seine Soldaten arbeiteten. Hier wurde von einer Falconetkugel am eilften December dieser kriegrische König getödet, welcher zugleich einer der glücklichsten und unglücklichsten Könige der Welt, und einer der sonderbarsten im menschlichen Geschlechte gewesen war. Die Beständigkeit des Glücks hätte ihn zu einem Nordischen Alexander gemacht, aber das achtzehnte Jahrhundert war nicht die Periode dazu.

August bedauerte den gefürchteten Feind, der so unglücklich geworden war. Der Tod desselben änderte das ganze Nordische System, und August suchte dadurch den wesentlichsten Vortheil, den Frieden. Die neue Königin von Schweden, Ulrike Eleonora war dazu bereit, und unter allen Feinden von Schweden hatte August die Ehre der erste zu seyn, der sich versöhnte. Der Friede zwischen Pohlen und Schweden wurde, wegen der andern Alliirten, nicht öffentlich geschlossen, aber er wurde bald öffentlich bekannt. Man that dem Pohlnischen Könige Unrecht, wenn man unzufrieden war, daß er zu zeitig Frieden schlösse, da die Klugheit der Regierung in einem so unruhigen Reiche, wie Pohlen war,

und die erschöpften Länder den Frieden nothwendig machten.

Durch diesen Frieden welcher 1719 zu Stande kam, wurde August von Schweden als der rechtmäßige und einige König von Pohlen erkannt. Beyde Kronen entsagten allen gegenseitigen Foderungen, und Ansprüchen, und hoben alle Feindseligkeiten völlig auf.

Unter den Alliirten, mit welchen König August gegen Schweden verbunden war, schien der Rußische Monarch über diesen Frieden am mißvergnügtesten. Gleichwohl hatte er die wenigste Ursache, wenn es nicht diese war, daß er dadurch die Gelegenheit verlohr, seine Truppen in den Pohlnischen Gränzen unter einem scheinbaren Vorwande stehen zu lassen. Allein er bewieß doch gleich darauf, daß es einem Fürsten, der mächtig ist, niemals an Gelegenheit zu allen Absichten fehlen könne.

Die Unzufriedenheit des Czaars über den König August vermehrte sich in dem Jahre 1719. Er schöpfte aus der Gesandschaft, welche der Graf von Flemming zu Wien verrichtete, und welche die Vermählung der Prinzeßin des Kaysers Joseph mit dem Sächsischen Churprinzen zum vornehmsten Endzwecke hatte, Argwohn. Die Verbindungen des Kaiserlichen und Sächsischen Hofes schienen ihm gefährlich. Er ersuchte den Primas von Pohlen ihm alles zu entdecken, was der Graf Flemming am kaiserlichen Hofe unterhandelte, und den König, so sehr er könnte, von dem Bündnisse mit dem Kayser abzuwenden. Er schrieb selbst an den König August, welcher sich in Sachsen befand. Aber dieser Monarch wünschte lange, aus der Vormundschaft des Czaars zu kommen, und beantwortete dessen Brief mit Lebhaftigkeit. Eben so bewieß er sich gegen den

Rußischen Gesandten, den Prinzen Dolgorucki, und versicherte, daß er nichts wider seinen Monarchen weder unterhandelt, noch in Willens hätte, und fügte verschiedne Foderungen bey, daß die Rußischen Truppen endlich das Pohlnische Gebieth verlassen möchten, daß der Czaar die Millionen der Republik zahlen möchte, die er ihr versprochen hatte, daß er seine Truppen aus Curland ziehen sollte, daß er der Stadt Danzig die Summen wieder geben möchte, welche er von ihr mit Gewalt sich verschaft hatte. Der Czaar war unzufrieden, daß diese Foderungen geschahen, und August, daß sie nicht erfüllt wurden. Beyde Monarchen verlohren die Freundschaft gegen einander, welche im Anfange bis zur Verwunderung groß gewesen war. Nach vielen Weigerungen, und Verzögerungen verliessen endlich die Rußischen Truppen das Pohlnische Gebieth.

Mit diesem Mißvergnügen in Absicht des Czaars verband sich ein anders eben so beschwerliches. Es war nicht genug, daß August in Rußland einen Freund verlohr: er sollte einen noch nähern verliehren. Eine schlechte Privatperson, aus Ungarn gebürtig, mit Namen Clement, welcher durch mancherley Schicksale ein verwegner Bösewicht geworden war, dieser war fähig die Ruhe, welche der Hof und der Staat von Preussen genoß, zu stören, und zugleich den Kayser und den König August bey dem Könige von Preussen verdächtig zu machen. Durch eine Menge Betrügereien stiftete er ein Mißverständniß unter diesen Monarchen. Er gab vor, daß eine Verschwörung zwischen dem Kayser und dem Könige von Pohlen angesponnen seyn sollte, worinnen die vornehmsten Personen am Hofe verwickelt wären. Der Plan der Verschwörung war, wie er vorgab, sich der Person des Königs von Preussen,

auf

auf einem Schlosse, Wusterhausen, wo er ordentlich im Herbste zwey Monate zubrachte, zu bemächtigen, und ihn dem Kayser auszuliefern. Was diesem Anschlage einige Wahrscheinlichkeit gab, war, daß dieses Schloß nur vier Meilen von der Sächsischen Grenze liegt, und daß sich der König ohne Wache daselbst aufzuhalten pflegte. Um diese Betrügerey zu bestätigen, zeigte Clement dem Könige einen falschen Brief, den der Prinz Eugen mit eignen Händen, in dieser Sache sollte geschrieben haben. Man glaubte ihm. Endlich aber entgieng der Bösewicht seinem Schicksale nicht: er gestand im Gefängnisse seine verwegnen Streiche, und wurde enthauptet. Inzwischen hatte doch eine Zeilang der Verdacht, und das Mißtrauen gegen den König von Pohlen gedauert.

Mitten unter diesen auswärtigen Verdrüßlichkeiten herrschte an dem Hofe zu Dresden die gröste Pracht öffentlicher Lustbarkeiten. Die Vermählung des Churprinzen mit der kaiserlichen Prinzeßin Josepha wurde auf das feyerlichste begangen. Der ganze Monat September (1719) zeigte jeden Tag eine neue Art von Ergötzlichkeiten, und es schien, als wenn die Pracht in allen ihren Erscheinungen mit sich selbst wetteifern wollte. Die Feste welche itzt König August gab, waren denjenigen gleich, die Ludwig der Vierzehnte ehmals gegeben hatte. Da man an dem Französischen Hofe anfieng, sich einzuschränken, erhielt der Pohlnisch-sächsische seinen Glanz und vermehrte denselben. August hatte so viel Geschmack daran, daß er selbst die besten, und vornehmsten Erfindungen dabey einrichtete. Man hat die Feste Ludwigs des 14 weitläuftig beschrieben: diejenigen, welche August der Zweyte gab, würden es nicht weniger verdienen, wenn es die

Pflicht der Geschichte wäre, Ergötzlichkeiten umständlich zu erzehlen.

In Pohlen äusserte sich ein neues Mißvergnügen. Die eifersüchtige Nation wollte nicht zugeben, daß der Feldmarschall Flemming, der Liebling des Königs, das Obercommando über die auf Deutschen Fuß eingerichteten Truppen der Kronarmee führte. August mochte immerhin vorstellen, daß diese Einrichtung mit Genehmigung der Nation, durch den Tractat zu Warschau, geschehen sey. Die Pohlen blieben unruhig, und lissen sich durch alle Entschlossenheit, und Vorstellung des Königs zu keiner Befriedigung bewegen. Die Reichstage wurden immer zerrissen, die Berathschlagungen über das öffentliche Wohl kamen zu keinem Schlusse, der Geist der Zwietracht breitete sich allenthalben aus. Beschwerden über Kleinigkeiten gaben den Vorwand zu neuen Unruhen; alle Landtage, und Reichsversammlungen zerschlugen sich fruchtlos. Der König kam am 2 April (1721) selbst nach Pohlen, um neues Mißvergnügen zu erfahren. Die Nation war unbewegbar, und alles, was zu ihrem Besten unternommen wurde, kam nicht zu Stande.

Noch immer beunruhigte auch der Rußische Monarch den König von Pohlen. Er ließ seine Truppen in dem Herzogthume Curland stehen, einem Lande, welches von der Krone Pohlen abhängig ist. Das Bündnis, welches August mit dem Kayser geschlossen hatte, trug zur Fortsetzung des Mißverständnisses viel bey; und eben dieses Mißverständnis, welches die Pohlnische Nation zu einer engern Verbindung mit ihrem Könige hätte bewegen sollen, reitzte sie vielmehr, desto unbiegsamer zu seyn. August empfand den stärksten Verdruß, da er sahe, daß alle Bemühung, welche er sich zum Besten von Pohlen gab, umsonst sey, und daß seine

Unterthanen ihre Pflichten unter die Füsse traten. Er reißte nach Sachsen, um sich dort über das Mißvergnügen in Pohlen zu trösten.

Prächtige Ergötzlichkeiten traten an die Stelle verdrüßlicher Unterhandlungen, und August brachte, im Schoosse des Vergnügens das ganze Jahr 1723, in Sachsen zu. Zugleich aber sorgte er für einen neuen Ruhm vor sich. Er ließ die Königliche Bibliotheck, welche zwey Jahre vorher war angelegt worden, ungemein vermehren, er errichtete mit grossen Kosten ein Naturaliencabinet, und eine Anatomiecammer. Auch vergaß er bey allen Zerstreuungen nicht die Angelegenheiten von Pohlen, und besorgte dieselben durch Gesandten und Schriften. Aber er wurde gewahr, daß seine Gegenwart selbst nöthig sey, wenn er Ruhe stiften wollte.

Er begab sich mit dem Anfange des Jahrs 1724 wiederum in dieses Land, wo er so häufige und beschwerliche Sorgen hatte. Die Halsstarrigkeit der Nation zwang ihn, der zur Güte so geneigt war, zuzugeben, daß der Feldmarschall Flemming das Oberkommando der Truppen auf Deutschen Fuß niederlegte. Die Endigung dieser verdrüßlichen Sache schafte einige Ruhe, und es kam auch ein Reichstag zu Stande.

Ein neuer Vorfall, der an sich nicht beträchtlich schien, erweckte grosse Folgen, und wäre beynahe die Ursache zu einem öffentlichen auswärtigen Kriege geworden. Da noch der Reichstag dauerte, indem dieser Vorfall sich ereignete, und die Versammlung, der Stände, bey welcher man hernach klagte, die Entscheidung so, wie erfolgte, erzwang, so würde man dem Könige August Unrecht thun, wenn man ihm die Schuld eines Urtheils und einer Handlung beymessen wollte, welche so unbillig war, daß sie an verschiednen Europäischen Höfen Aufsehn machte.

Die Catholicken in der Stadt Thorn hielten am 6 Julius (1724) eine öffentliche Proceßion. Eben waren einige Lutherische Bürgerkinder auf dem Jacobs Kirchhofe, als die Proceßion vorbey ging. Ein Jesuiter Schüler wollte diese zum Hutabnehmen und Niederknien nöthigen, und es kam dabey zu Schlägen. Der Religionseifer erhitzte die Köpfe. Es entstand ein Tumult, welcher sich bald über die ganze Stadt ausbreitete. Die Soldaten machten dem Lärmen ein Ende, und nahmen den Anfänger des Lärmens in Verhaft. Am folgenden Tage verlangte das Jesuitercollegium, daß der Gefangne ihnen sollte wieder gegeben werden, und als des Begehren nicht sogleich erfüllt wurde, beschimpften die Jesuiter Schüler die Bürger, die ihnen auf der Strasse begegneten. Der Tumult ging hierüber von neuem an, und der Pöbel brach in das Jesuitercollegium ein, schlug alles entzwey, was in seine Hände fiel, und verbrante auf öffentlichem Platze alle Geräthschaften, die er aus dem Jesuitercollegium hatte bringen können.

Kaum war der Tumult gestillt, als die Jesuiten ganz Pohlen mit ihren Anklagen erfüllten. Sie verlangten die Bestrafung eines Verbrechens, welches sie ein Verbrechen der beleidigten Majestät Gottes nannten, weil unter den verbranten Sachen auch Bilder der Heiligen, und der Maria gewesen seyn sollten. Man war auf der Seite der Protestanten in der Rache zu weit gegangen, man ging auf der Seite der Catholicken in dem Geschrey nach Bestrafung zu weit. Die Anklage der Thorner erfüllte die Pohlnischen Gemüther, die so eifrig für ihre Religion eingenommen sind mit Unwillen. Die ganze Nation schien dadurch bewegt zu werden. Man verlangte auf dem Reichstage, der eben gehalten wurde, die strengste Bestrafung.

Das Geschrey der Nation, und die Klagen der Jesuiten bewegten den König August, eine Commißion zur Untersuchung der Sache nach Thorn zu senden. Diese Commißion bestand aus lauter Catholicken, davon die meisten eifrige Bigotten waren.

Jederman gerieth in Verwunderung, da dieser Tumult in einer Stadt, dessen Bestrafung für den Magistrat gehörte, als ein Verbrechen der beleidigten Majestät behandelt wurde. Und wenn der Stadtrath selbst auch strafbar war, so erfoderten die Grundgesetze von Preussen, daß derselbe von dem höchsten Gerichte der Provinz, und nicht von fremden Commissarien bestraft wurde.

Nichtsdestoweniger setzte die Pohlnische Commißion ihren Richtstuhl in Thorn, und verfuhr so streng, daß binnen zehn Tagen 80 Personen im Verhafte sassen. Jeder Catholicke in Pohlen sehnte sich nach der Ehre, eine Evangelische Stadt zu verdammen. Der Reichstag ließ dem Könige nicht freye Gewalt, sondern trieb die Sache aufs äusserste. Weil man befürchtete, daß sich die Protestantischen Mächte einer Protestantischen Stadt annehmen möchten, so eilte man so sehr, daß in wenigern als sechs Wochen das Schicksal einer ansehnlichen Stadt, ihrer Regierung, ihres Raths, ihrer Bürger, und ihrer Freyheiten entschieden wurde. Man erlaubte der Stadt nicht einmal eine gehörige Vertheidigung.

Das Urtheil verdammte den Präsidenten Rößner und den Vicepräsidenten Zerneck zur Enthauptung, weil sie den Tumult nicht gestillt hätten, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Der Burggraf und Vieeburggraf wurden zum Gefängnisse verdammt; eine Menge von andern wurde ebenfals verdammt, enthauptet zu werden. Eine andre Menge wurde zum Gefängnisse, und ein gros-

grosser Theil zu harten Geldstrafen verdammt. Man ordnete überdem an, daß die Hälfte des Raths zu Thorn künftig catholisch, und die Hälfte der Besatzung ebenfals catholisch seyn sollte. Die Marienkirche nebst der Bibliotheck sollte den Bernhardiener Mönchen eingeräumt, und das Protestantische Gymnasium eine Meile von der Stadt verlegt werden.

Der Reichstag, bey welchem bisher lauter Uneinigkeit geherrscht hatte, vereinigte sich auf einmal, da die Sache von Thorn vorkam. Der fanatische Religionseifer breitete sich über alle Glieder der Versammlung aus. Man bestätigte das schreckliche Urtheil wider die Stadt Thorn, und drang in den König August, es zu unterschreiben. Er lief Gefahr, wenn er sich wegen der Unterschrift weigerte, selbst für einen Kezer gehalten zu werden, und einen Aufruhr in Pohlen zu sehen.

Man eilte mit der Vollstreckung des Urtheils. Umsonst verlangten die Minister der Höfe zu Wien, Berlin, und Petersburg, daß man die Sache noch einmal untersuchen müsse. Man wollte der Protestantischen Religion einen Streich der Barbarey spielen, nach dem Maaßstabe der finstern Jahrhunderte. Der Adjutant des Fürsten Lubomirski eilte in sechs und zwanzig Stunden nach Thorn. Er kam in die Stadt mit 150 Dragoner, und einiger Pohlnischen Reuterey begleitet. Er hatte noch auf drey tausend Mann bey sich, welche in die nächsten Dörfer verlegt wurden.

Alle Vorstellungen, alle Bitten der Stadt waren vergeblich. Sie beschleunigten nur das Verderben. Es war der 15 December zur Ausführung des Urtheils angesezt. Man erwartete den Tag nicht. Man vollstreckte

streckte die Grausamkeit des Urtheils am 7 December, am finstern Morgen, um fünf Uhr. Der einzige Vicepräsident, ein Herr von Z-neck entging dem Tode durch die Flucht. An dem übrigen Verdammten wurde das Todesurtheil volzogen. Der Präsident Rößner verdiente besonders die Gnade und das Mitleid des Königs. Er hatte dem Könige in der Belagerung von Thorn, welche Carl der Zwölfte unternahm, mit eifriger Treue gedient, und war von den Schweden deswegen in Verhaft genommen worden, weil er die Sächsischen Officiers mit Gelde unterstützt hatte. Dieses ist hinreichend zu beweisen, wie wenig der König in dieser Sache für sich selbst thun konnte, und wie gezwungen er handelte, als er der erbitterten Nation eine Stadt Preis geben muste. Man weiß ausserdem deutlich genug wie sehr er zur Gnade bey dieser Gelegenheit geneigt war, und wie wenig man ihm Freyheit ließ, so zu verfahren, wie er wollte.

Das sonderbarste dabey war, daß der Päbstliche Nuntius für die unglücklichen Protestanten in Thorn bat. Er that noch mehr: er schrieb an den Rector der Jesuiten, und verwendete sein Ansehn zum Besten der Unglücklichen. Allein auch dieses war vergeblich.

Das Schicksal der Stadt Thorn machte allenthalben Aufsehn. Der König von Preussen zog die Sturmglocke; und alle Protestantischen Mächte geriethen in Bewegung. Sie zeigten, daß der Olivische Friede verletzt sey, sie beschwerten sich, daß man ihre Vermittlung verachtet hätte, und verlangten, daß man die Freyheiten, die man der Stadt Thorn entrissen hatte, wiedergeben sollte.

Auch der Rußische Monarch nahm sich der Sache an, und drohte mit den Waffen. Dieser Prinz war am fähigsten, den Pohlen Reue über ihr grausames Verfahren einzuprägen, und er war zugleich am geneigtesten dazu. Er verband mit den Beschwerden wegen Thorn verschiedne andre Klagen, und nur der unvermuthete Tod (am 8 Februar 1725) hinderte Petern den Ersten an einer kriegrischen Unternehmung auf Pohlen, welche vielleicht ein neuer Glanz in seinem grossen unsterblichen Leben gewesen seyn würde.

Indessen ruhten die andern Protestantischen Mächte nicht und drohten mit Rache für das in Thorn unschuldig vergoßne Blut. August entzog sich der Sache durch eine Reise nach Sachsen, und überließ dem Primas, und den Senatoren des Reichs, ihre That zu rechtfertigen. Diese wollten sich anfänglich zurückziehn, und alle Verhandlung dabey dem Könige überlassen. Als man aber anfieng von Krieg zu sprechen, und einige Protestantischen Mächte Pohlen als ein Opfer betrachteten, welches man den Märtyrern von Thorn und der Sicherheit der Protestantischen Religion darbringen müsse, so wurden der Primas und die Grossen von Pohlen aufgebracht. Sie weigerten sich so gar die Vermittlung des Kaisers anzunehmen, welche August veranstaltet hatte, und sie erklärten sich, Leben, Güter, und alles zu wagen, um ihre That in Thorn zu beschützen. Als der König selbst hierauf nach Pohlen kam, so wurde ein allgemeines Aufgeboth des ganzen Adels von Pohlen befohlen, und die Kronarmee muste sich in Bereitschaft setzen, sogleich ins Feld zu rücken, wenn ein befürchteter Angriff geschehen sollte. Aber diese Vorbereitung zum Kriege geschah mehr aus Furcht, als aus Lust zum Kriege, und man über-

ließ endlich dem Könige die ganze Sorge einer Genugthuung für die Protestantischen Fürsten wegen der Ungerechtigkeit, die man zu Thorn begangen hatte.

Der Reichstag welcher im Jahr 1726 gehalten wurde, bekam einen wichtigern Gegenstand in Curland. Dieses alte Herzogthum, welches ehedem einen Theil von Liefland ausmachte, und dem Deutschen Orden gehörte, war seit 1561, als Gotthart Kettler, Großmeister des Ordens, demselben entsagte, und zu einem Herzoge von Curland und Semgallien erklärt wurde, von der Krone Pohlen abhängig. Da der Herzog Ferdinand, der letzte aus dem Kettlerischen Geschlechte, ohne Erben war, so machteu schon im voraus Verschiedne sich Hofnungen, dieses Herzogthum zu erlangen. Der König von Preussen suchte schon seit 1719 dieses Land für den Markgrafen von Brandenburg Schwedt zu erhalten, und er hatte den Rußischen Monarchen dazu gewonnen. Allein der heftige Widerspruch der Pohlnischen Nation hatte den Entwurf dazu gehemt, und man sprach von einer Wahl eines Herzogs in Curland nicht weiter, bis im Jahre 1726.

Um diese Zeit wagte es die Regierung von Curland im Namen des Herzogs Ferdinand, welcher noch lebte, und nichts davon wissen wollte, eine Wahl, auf den künftigen Todesfall des Herzogs Ferdinand, im voraus zu unternehmen. Der Herzog, welcher sich zu Danzig aufhielt, widersprach dem ganzen Unternehmen, und verbot es. Nichtsdestoweniger wählte man einen künftigen Herzog. Es wurden drey Candidaten vorgeschlagen, der Prinz Menzikov, der Herzog von Holstein Gottorp, und der Graf Moriz von Sachsen. Der letztere, ein natürlicher Sohn des Königs August, und der Gräfin von Königsmark, wurde einmüthig erwählt,

nach

nach dem Tode des Herzogs Ferdinand, demselben in der Regierung von Curland zu folgen.

Dieser Vorfall erregte in ganz Pohlen grosses Geräusch. Man glaubte, daß es eine Intrigue des Königs August selbst sey, und daß dadurch das Interesse von Pohlen litte. So wahrscheinlich das erste ist, so unwahrscheinlich war das letztere. Kann man es einem Vater übel nehmen, wenn er für die Vortheile seines Sohnes sorgt? Die vortreflichen Eigenschaften des Grafens von Sachsen verdienten aufs wenigste ein Herzogthum. Die Feldzüge von dem Jahr 1741 an, zeigten in der Folge, wie würdig er gewesen wäre über ein Land zu herrschen, da er Städte und Länder erobern konte. Allein bey den Pohlen kam es nicht darauf an, daß ein würdiger Herzog von Curland gewählt würde: es sollte gar keiner gewählt werden.

Das Geschrey der Pohlen wurde so groß, daß August sich genöthigt sah die Vortheile seines Sohnes dem Eigensinne seiner Unterthanen aufzuopfern. Es wurde dem Grafen von Sachsen der Befehl zugeschickt, das Diplom seiner Wahl der Krone und der Republic Pohlen auszuliefern. Es versteht sich, daß er der Krone, und der Republic Pohlen ungehorsam war. Aber die Stände dieses Reichs bezeigten überhaupt in dieser Periode ungemeinen Stolz. Sie wollten keinen Minister des Königs von England annehmen, welcher wegen des Verfals zu Thorn an sie abgesandt war. Dem Gesandten des Königs von Preussen in eben dieser Sache begegneten sie mit Hochmuth. Und den Gesandten von den Ständen von Curland wegen der Wahl nahmen sie sogar in Verhaft. Das bisherige Glück in ihren Anmassungen hatte sie kühn gemacht.

Der Graf von Sachsen wandte sich mit einem Schreiben an seinen Vater, den König August. Er

erklärte, daß er durch eine unwidertreibliche Nothwendigkeit gezwungen würde, den Befehlen des Königs ungehorsam zu seyn; daß die Empfindungen der Ehre ihm die Pflicht auflegten, nichts zu thun, was seiner Geburt unwürdig wäre, daß er sein Wort, welches er den Ständen von Curland gegeben hätte, nicht brechen könne. „Wenn ich einmal die Grundsätze der Ehre verletze, setzte er hinzu, so bin ich Ihrer Güte nicht mehr würdig. Es ist weder Eigensinn, noch Leichtsinn, daß ich die Wahl der Stände von Curland zu behaupten suche. Ich bin von der Nation ganz einmüthig, von einer Nation erwählt worden, welche seit Jahrhunderten ihre Ergebenheit gegen Pohlen bewiesen hat, welche zu dieser Krone Ehre und Vortheilen so viel beygetragen hat, welche nichts sucht, nichts wünscht, als in der Treue ihrer Vorfahren zu verharren, und diese nie verlassen wird, wenn man sie nicht dazu nöthigt.„

Dergleichen Schriften sind gemeiniglich eben so nöthig, als unnütz. Die Politick erfodert sie des Wohlstands wegen, und gleichwol richten sie immer nichts aus. Die Pohlen sandten eine Commißion nach Curland, an deren Spitze der Bischof von Ermeland war, und einige Truppen begleiteten diese Gesandschaft, welche in Curland alles in Ordnung bringen, und die geschehene Wahl vernichten sollte.

Gegen diesen Unfall hätte sich der Graf von Sachsen vertheidigen können, und er schien dazu bereit. Allein eine grössere Macht stürzte auf einmal alle seine Entwürfe um. Der Fürst von Menzikov, eifersichtig auf die Wahl des Grafens von Sachsen, und bis dahin noch ein Liebling seines Herrn, des jungen Rußischen Kaisers, Peters des Zweyten, dieser hatte seinen Herrn bewogen die Curländer mit Gewalt zur Vernichtung ihrer Wahl zu zwingen. Die Russen boten den

Stän-

Ständen von Curland den Schutz des Kaisers an, wenn sie den Grafen von Sachsen verlassen wollten, und versprachen, den Grafen selbst zu nöthigen, daß er aus Curland ginge. Auf diese Vorstellung trugen einige Abgeordnete dem Grafen den Zustand der Sachen vor. Er sah leicht, daß er sich gegen die Russischen Truppen, welche schon in Curland eingerückt waren, und auf ihn zu marschirten, nicht vertheidigen könte. Er that, was die Klugheit ihm eingab. Er erklärte sich, Curland ganz zu verlassen, und bat nur um zehn Tage zur Bereitschaft zur Abreise.

Die Rußische Generalität verstattete dem Grafen nur zwey Tage, um sich aus der Provinz zu entfernen. Sie griffen ihn sogar mit seiner Begleitung an, daß er die Flucht schnell ergreifen muste. Er begab sich nach Memel, und darauf nach Frankreich, in dessen Diensten er sich über den Verlust eines Landes tröstete, über welches er einmüthig zum Beherrscher erwählt worden war, und welches ihm die Eifersucht geraubt hatte.

August hatte das Mißvergnügen die Vertreibung seines Sohns von der rechtmäßigen Herrschaft eines wichtigen Landes öffentlich billigen zu müssen; und unter seinem Namen alles in dieser Sache vernichtet zu sehn.

Die eifersichtigen Pohlen waren kaum dadurch befriedigt, als sie neuen Verdacht von ihrem Könige schöpften. Er hatte in dem Jahre 1728 die vorige Freundschaft mit dem Könige von Preussen erneuert, und beyde Monarchen hatte verschiedne Unterredungen gehalten, und einander wechselsweise besucht. In Pohlen glaubte man, daß diese neue Verbindung mit Preussen und das Bündnis mit dem Kaiser zu Wien nichts geringers zur Absicht habe, als die Freyheit der Pohlen zu vernichten. Ein weites Gerücht

ver-

verbreitete, daß August die Kron niederlegen, und dabey die Nachfolge seines Churprinzen auf dem Pohlnischen Throne, mit Hülfe der verbundnen Mächte, suchen würde. Er hatte nöthig, in einem besondern Schreiben an den Primas von Pohlen dieses falsche Gerücht zu widerlegen, und Pohlen dadurch zu beruhigen, wo schon verschiedne einzelne Confoderationen entstanden waren, welche grössere Folgen haben konnten.

Seine Gegenwart in Pohlen verhinderte zwar einen allgemeinen Ausbruch der Unruhe: allein die Zwistigkeiten in allem, was vorgenommen wurde, dauerten so sehr fort, daß weder die Landtage, noch ein Reichstag etwas ausrichten konnte. Die Nation blieb wider ihr eignes Interesse gestimmt.

August brach unvermuthet nach Sachsen auf. Hier hielt er im Frühlinge des Jahrs 1730 jenes grosse und herrliche Feldlager, dessen Pracht alles überstieg, was man jemals in dieser Art glänzendes gesehn hatte. Die Zubereitungen kosteten ungeheure Summen: der König selbst aber nahm, aus Neigung, so viel Antheil daran, daß die besten und schönsten Erfindungen sein eigen Werk waren. Er selbst wollte alles einrichten: er ordnete alles bis auf die geringsten Umstände an. Die Schönheit der Sächsischen und die an allen Orten verschwendete Pracht gab das reizendste Schauspiel.

Das Feldlager wurde in der Ebene bey Mühlberg gehalten, eben auf dem Platze, wo der Churfürst Johann Friedrich von dem Kaiser Carl dem fünften geschlagen, und gefangen worden war. Der König von Preussen war bei diesem Schauspiele mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen Könige von Preussen, gegenwärtig. Es wohnten neun Herzoge, sechszehn Prinzen, und funfzehn Fürsten dieser Feyerlichkeit bey. Die Säch-

sische

sische Armee bestand aus dreyßig tausend Mann, und das Feldlager dauerte, mit immer neuen Uebungen, und Abwechselungen der Lustbarkeiten, den ganzen Monat Junius hindurch.

Im folgenden Jahre wiederhohlte August diese Ergötzlichkeiten in Pohlen, in einem Feldlager bey Warschau, wo er beynahe eben so viel Glanz und Pracht, als in Sachsen zeigte. Er hofte den Pohlen dadurch ein Vergnügen zu machen, und ihre Dankbarkeit zu verdienen. Er erwarb sich neue Vorwürfe und Unruhe. Man argwohnte, daß er bey der Zusammenziehung der Truppen schädliche Absichten wider die Pohlnische Freyheit hätte: man breitte aus, daß er die Wahl eines Nachfolgers auf dem Throne zum Besten des Churprinzen suche. Er konnte diesen Argwohn zwar widerlegen: aber er konnte nicht die uneinigen Gemüther zur Eintracht bewegen. Seine Bemühungen waren fruchtlos, die Reichstage zerschlugen sich, und alles, was er zum Besten der Nation, und zur Beförderung der Ordnung unternehmen wollte, kam nicht zu Stande.

Unter der eifrigsten Sorgfalt, einen Reichstag zu Stande zu bringen, und unter den Hofnungen diesen Endzweck endlich zu erreichen, wurde August krank. Ein alter Schaden am Fusse brach wieder auf, und zog ihm ein Wundfieber zu. Er merkte sehr bald, daß er am Ziele seiner sterblichen Tage wäre. Von diesem Gedanken erfüllt wendete er einen noch übrigen Theil seiner Zeit auf verschiedne Anordnungen in seinen Erbländern, und gab seinem Leibpagen, mit Namen Marschall, verschiedne Befehle an den Churprinzen, welcher zu Dresden war. Er starb mit Gelassenheit, und Standhaftigkeit am ersten Februar 1733.

Es ist nicht nöthig, den Charakter eines Fürsten weitläuftig zu schildern, dessen Leben so thätig war. Man hat die Eigenschaften seines Geistes, und seines Herzens, in Handlungen ausgedrückt gesehn, welche beyden Ehre machen. August hatte wahre Güte des Herzens, und überhäufte die um ihn waren, mit Wohlthaten. Gegen seine Diener war er liebreich, gegen seine Unterthanen gnädig. Er wurde oft mit Undank belohnt, und strafte mit Gelindigkeit. Er fand ein Vergnügen in der Verzeihung, und machte sich gern durch Freygebigkeit die Herzen seiner Unterthanen ergeben. Er verband in sich alle diejenigen Eigenschaften, welche ihrem Besitzer den Nahmen eines guten Königs erwarben.

Die Ehre rief ihn auf den Thron. Welcher Fürst wird für eine Krone nicht empfindlich seyn? Er siegte über seine Nebenbuhler: er überstieg alle Hindernisse, so groß und mannichfaltig sie waren. Aber für welchen Preis? der Thron kostete ihn seine Schätze und seine Ruhe. Aber er wurde ein Schauplatz, auf welchem August seine Klugheit, und Regierungskunst zeigte. Man kann nicht sagen, daß andre für ihn regierten. Er war in der Wahl seiner Lieblinge vorsichtig, und der Graf Flemming allein bewieß schon zur Gnüge, daß August glücklich die Minister zu wählen verstand. Unter solchen Umständen, und zu solchen Zeitpunkten, als er erlebte, über die Pohlen zu herrschen, dazu wurden die feinsten Kunstgriffe der Staatskunst erfodert.

August hatte Neigung zum Kriege, und war ein Held. Er fochte in den Schlachten mit persöhnlicher Tapferkeit, aber sein Schicksal war ihm in der kriegrischen Laufbahn nicht günstig, und schien an seinem

Bey-

Beyspiele zeigen zu wollen, wie mächtig es über den Held, und alle Tapferkeit sey. Das Glück bewieß gegen diesen vortreflichen Prinzen seinen Eigensinn im höchsten Grade. Es raubte ihm durch unüberwindliche Streiche alles, und gab ihm bald darauf alles wieder. Den Verlust seiner Schlachten erregten immer solche Umstände, über welche ein Held nicht Herr ist: aber sein gesetzter Geist wurde unter den Streichen des Unglücks nicht muthlos. August that das seinige, und erwarb sich Bewunderung, aber das Glück that nicht das seinige. Gleichwohl erhielt sich August, bis die günstigere Folge der Zeit ihm neues Glück gab.

Der Mensch war in ihm eben so liebenswürdig als der König. Zärtlich, seinen Pflichten getreu, mitleidig gegen jede Unglückliche erwarb er sich allgemeine Liebe, und mehr, als man von einem Könige, der zugleich gerecht war, erwartete. Die Vertraulichkeit, mit welcher er seine Lieblinge beehrte war ausserordentlich.

Er liebte die Ergötzlichkeiten, wie man in seinem Leben gesehn hat, nicht aus Eitelkeit, sondern aus Geschmack. Sein Hof war, nach dem Französichen, der prächtigste in Europa, und gegen das Ende seines Leben war er es allein, ohne Miteifrer. August liebte auch die Liebe, und man muste dabey seine Wahl, und seinen Glanz bewundern.

Unter den vielen Sächsischen Fürsten, welche sich den Ruhm nnd die Verehrung der Nachwelt erworben haben, war August derjenige, welcher die Hoheit seines Hauses auf den höchsten Gipfel brachte. Er erhielt den Zunahmen des Grossen, und wenn erhabne

Eigenschaften diesen Namen verdienen, so verdient ihn gewiß August der Zweyte.

Seine Nachkommen erbten von ihm diese erhabne Eigenschaften, und noch itzt glänzen sie in dem Prinzen, der Sachsen beherrscht.

* * *

Die Quellen und Geschichtbücher welche das Leben Augusts des Zweyten aufklären, und zu meinem Gebrauche nöthig waren, sind so bekannt, daß ich davon nur eine kurze Anzeige geben darf.

Den ersten Platz verdient: Histoire, de Pologne, sous le regne d'Auguste II par Mr. l'Abbé de Parthenay, in 4 kleinen Octavbänden. Haag 1734. Der Verfasser beschreibt, wie auch der Tittel zeigt, gröstentheils nur die Pohlnischen Angelegenheiten, welche den König August betreffen. Da diese aber die wichtigsten in seinem Leben sind, so wird dieses Buch dadurch merkwürdig. Man findet in demselben Unpartheylichkeit, und den Geist der Beobachtung. Die Erzehlung ist sehr genau, bis auf alle geringe Umstände und der Stil angenehm.

Bis zum Eckel weitschweifig, und unangenehm, in der elendesten Schreibart abgefasset, und bey allen ungeheuern und lächerlichen Fehlern dennoch brauchbar für den forschenden Geschichtschreiber ist: Des Glorwürdigsten Fürsten und Herrn Friedrich Augusti des Grossen, Leben und Heldenthaten so letzthin in historischer Ordnung beschrieben von D. F. (Fasman) nunmehro aus meh-

rern Documenten und *Actis publicis* merklich erläutert, durch I. G. H. nebst einigen Kupfern. Frankfurt und Leipzig. 8. 1734.

Nicht geringen Vortheil in Berichtigung der Geschichte, besonders der Unterhandlungen und Verträge, gewähren, die zwar unangenehmen aber gründlichen Bücher des Gelehrten Schmaussens so wohl dessen Corpus Iuris Gentium Academici, als vorzüglich, dessen Einleitung zu der Staatswissenschaft. Zweyter Theil; und endlich Leben und Heldenthaten Caroli *XII*. Königs in Schweden, obgleich diese Geschichte nur bis 1704 reicht.

Von den verschiedenen Lebensbeschreibungen Carls des Zwölften habe ich mich nur der Nordbergischen, und Voltairischen bedient, zweyer entsetzlichen Antithesen. Es giebt itzt viele Personen, welche sich ein Verdienst daraus machen, Voltairen zu schmähen: ich mache mir ein Verdienst daraus, ihn zu studiren, seine grossen Fehler in Absicht der Wahrheit, und seine eben so grossen Vortreflichkeiten in Absicht der Schreibart genau zu prüfen, diese obgleich in weiter Entfernung nachzuahmen, und jene sorgfältig, doch ohne Vorurtheil, zu vermeiden. Es ist nicht zu leugnen, daß der sinnreiche Voltaire zuweilen die Wahrheit der Anmuth aufopfre. Wer wollte ihn darinn nachahmen? Aber kann man denn nicht einerley Sache auf gute und elende Art, und auf beyde, mit Wahrheit, erzehlen? Es ist übel, daß man, aus Chicane, Dinge durchaus verbinden will, die doch sehr weit von einander getrennt sind. Unwahrheit der Erzehlung, und Schönheit des Vortrags. Nach einiger Personen Vorgeben schreibt niemand Wahrheit, als

der recht elend schreibt. — Und dies im achtzehnten Jahrhunderte! —

Verschiedne einzelne Aufklärungen meiner Augustischen Lebensbeschreibung gewährten mir Zaluski Epist. histor. familiar. Ein grosser Theil von ihnen betrift Umstände, welche ich nirgends authentischer, als hier, erörtert fand.

Die bekannten Memoires de Lamberti, Meders Staatsverfassung von Pohlen, Roussets Recueil Historique, und andre Schriften, welche ich einzeln genutzt habe, bedürfen kaum einer Erwehnung. Man wird aus meiner Erzehlung den Fleiß beurtheilen können, welchen ich auf diese Lebenbeschreibung verwendet habe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt von, 1743-1804

Biographie der Deutschen

Bd.: 5

Wien (1789)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6980
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236441-5
VD18 80084087-001